Art.
1036

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Art. 1036

Koenigl. Bibliothek
in Regensburg 1841

Art. 1036

Schön Lit. 98

II e 38.

Bibliothek
des
Alten Gymnasiums
in
Regensburg

Germ. E 12

SBR069026186202

Staatliche Bibliothek
Regensburg

9. 1965/671

Vorwort.

Diese Briefe waren ursprünglich an meine Frau gerichtet, als vertrauliche Mittheilungen über meine Erlebnisse. Sie wurden im Kreise meiner Freunde bekannt, welche mich bei meiner Rückkehr aufforderten, sie auch dem Publikum mitzutheilen. Ob, was sie mir gesagt, um mich zu diesem Schritte zu ermuntern, und über Zweifel und Bedenken wohlwollend hinwegzuheben, mich mit Recht bewogen hat nachzugeben, muß ich dahin gestellt sein lassen. Ich bin der Aufforderung gefolgt.

Gern hätte ich nun den Briefen eine andere Gestalt gegeben, ihren Inhalt erweitert, berichtigt, um sie der öffentlichen Erscheinung würdiger zu machen; allein ich erkannte bald, daß ich ihnen weder die etwas unfügsame Form eines fortlaufenden Tagebuches, noch die Sorglosigkeit des Styles, noch die Flüchtigkeit der angestellten Betrachtungen nehmen durfte,

weil ich ihnen damit alles geraubt hätte, was sie auch nur einigermaßen anziehend machen kann: das Gepräge des frischen, ersten Eindruckes und die Unmittelbarkeit der Aeußerungen darüber. Ich konnte daher nur einiges ändern, und die Stellen auslassen, welche nicht vor das Publikum gehören.

So erscheinen denn diese zwanglosen Reiseblätter ohne Anspruch auf litterarische Geltung. Sie enthalten keine erschöpfende Darstellung und Entwickelung der angeregten Gegenstände, sondern nur den Abdruck subjectiver Anschauungen. — Eine so günstige Aufnahme wie bei ihrer ersten Leserin können sie freilich nirgend wieder finden, aber wenn sie nur freundlich hingenommen werden, als Erzählungen und Plaudereien eines rückkehrenden Reisenden, so ist ihre öffentliche Bestimmung vollkommen erfüllt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erster Brief. 1

Ankunft in Paris. Rückblick auf Brüssel. Unterweges. Erster Eindruck von Paris. Im Gymnase dramatique la gitana, Maria. Leontine Volnys. Maurice. Bouffé. Ensemble.

Zweiter Brief. 14

Salon. Biard. Scheffer. Nepomucéne Lemercier. Théatre des variétés, l'allumeur de chalans. Phöbus. Vernet, Moustache, eine Mansardenwirthschaft. Besuche. Théatre du Palais royal. Ungezogenheiten des Parterre. La femme du ménage. Levassor, Tousez, Nanon, Ninon et Maintenon. Dlle. Dejazet, le conseil de discipline.

Dritter Brief. 26

Rachel. Place royale. Der König in den Tuilerien. Concert im Conservatoire. Pastoralsymphonie, Mozarts sechste Symphonie. Nourrit's Tod. Concert Musard. Aufenthalt im Gasthofe. Cherubini. Die Passagen. Académie royale de musique. Le filtre. La fille mal gardée.

Vierter Brief. 37

Théatre français, à la queue. Bajazet. Rachel Roxane. Les trois chapeaux.

Fünfter Brief. 48

Betrachtung über den Eindruck von Paris. Moderne Kirchen. Die Vendôme-Säule. Théatre de la renaissance. Entrée.

Seite

Mlle. de Fontanges. Diane de Chivry. Mad. Albert. Guyon. Charfreitag. Promenade de Longchamp. Triumphbogen. Navalorama. Onslow. Concert im Conservatoire. Symphonie in a von Beethoven. Motette von Cherubini. Haydn's Schöpfung. Die Omnibus. Das alte Paris. Der 24. Februar von Werner im Théatre de la renaissance.

Sechster Brief. 65

Kirchenmusik in St. Eustache. Der Kampf am Louvre in den Julitagen. Die Gallerie der spanischen Bilder. Das egyptische und römische Museum. Kirchen. Opéra italien im Odeon. I Puritani, eine Abschiedsvorstellung.

Siebenter Brief. 77

Frühstück mit Guyon und Boccage. Der junge Theaterdirector. Theaterverhältnisse. Lebenslange Anstellungen. Pariser Theater-Directionen. Einfluß der neueren Bühnenstücke auf die Sittenverderbniß in Paris. Horace von Corneille. Rachel als Camille. Dlle. de Belle-isle von Dumas. Dlle. Mars. Die Comédie française.

Achter Brief. 97

Unterricht der Theater-Eleven im Conservatoire, die Professoren Provost und Beauvallet. Besuch bei Victor Hugo Eine Courtisane. Le lac des fées von Scribe und Auber. Duprez. Die alte Gallerie im Louvre. Eröffnung der Kammern. Das Königthum in Frankreich. Hôtel des invalides. Faubourg St. Germain. Dlle. de Belle-isle und le dépit amoureux. Monrose.

Neunter Brief. 113

Alexander Dumas. Anstößiges in Theaterstücken. L'eau merveilleuse, ein Maskenspiel. Derivis Unterricht der Oper-Eleven im Conservatoire. Église St. Etienne du mont. Beichte. Pantheon. Die Gobelins. Benefiz im Gymnase: la famille de Riquebourg. Candinot. Le mariage de raison. Romanzen. Le gamin de Paris. Das Ensemble im Gymnase.

Zehnter Brief. 126

Cathédrale de nôtre dame. Der Erzbischof von Quelen.

Seite

Dravignan's Predigt. Kirchhof des père la Chaise. Ein Nachtstück. Ein Schlachthof. Fieschi's Fenster. Théatre des funambules. Dubureau. Volksauflauf. Abend bei Dumas. Reboul, le poëte boulanger. Dlle. Mars. Dramatische Stoffe. Deutsche Recitation.

Elfter Brief. 144

Das Kupferstichkabinet. Costümstudium. Théatre national du Vaudeville. L'ami Grandet. Bardou. Le père Pascal. Chanteurs des Alpes. Heimweh. Les cabinets particuliers. Arnal. Das Hospital la salpêtrière. Dr. Pariset. Seine Behandlung der Wahnsinnigen. Egypten. Reboul. Gespräch mit den Akademikern über den Schauspielerstand. Les pillules du diable im Cirque Olympique.

Zwölfter Brief. 163

Besuch bei der Gräfin Merlin. Théatre de la porte St. Martin. Richard d'Arlington. Lucrezia Borgia. Dlle. Georges. Musée d'Artillerie. Eine Sitzung der Deputirtenkammer. Mauguin. Eine vernichtete Wahl. Salvandy u. A. Delebecque. La Canaille. Odry. Samson. Verfassung des Conservatoire, seine Wirksamkeit für das Schauspiel. Zu hoffende Schauspielerschulen in Deutschland.

Dreizehnter Brief. 182

L'Alchimiste von Dumas. Fréderic Lemaitre. Ueber Theater-Costüm. Freie Entree. L'amour médecin. Concert von Mad. Wartel im Hause Erard's. Sammlung des Chevalier du Sommerard. Das Kloster St. Mery. Théatre de l'ambigu comique. L'élève de St. Cyr. Abend bei Dumas. Pariser Theater-Praris. Auber. Adam. Scribe. Cinna von Corneille. Ligier. Rachel als Emilia.

Vierzehnter Brief. 197

Besuch bei Rachel. Ihr Vater. Leo Burkhardt, ou une conspiration d'étudians. Lützow's wilde Jagd. Manieren und Vorzüge der französischen Schauspieler. Vergleich der französischen und deutschen Eigenthümlichkeit.

Seite

Fünfzehnter Brief. 209

Mounier. Herr von Chabrol und der preußische Orden. Berryer. Vorlesung des Faust. Antheil französischer Zuhörer. Ungenirte Unterhaltung mit Damen. Boccage als Henry Hamelin. Ferville. Madame Dorval. Chut. Das geschlossene Theater, seine Vorzüge, Widerlegung der Ausstellungen dagegen. Abermals Rachel als Roxane. Le médecin malgré lui. Molière's Stücke.

Sechszehnter Brief. 224

Fahrt nach St. Dénis. Die Cathedrale. Gottesdienst der Kanoniker. Die Grabmäler der Königspaare. Die Grabgewölbe. Le domino noir in der Opéra comique. Mad. Cinti-Damoreau. Fahrt nach St. Germain und Versailles. Der Garten. Die Gallerie. Die Statue der Jeanne d'Arc. Louis XI. im Théatre français. Charakterrollen.

Siebzehnter Brief. 236

Die Explicationen in der Deputirtenkammer. Lafitte und Andere. Guizot. Thiers. Dupin. Lamartine und Guizot reden abwechselnd. Odilon Barrot. Guizot spricht zum Drittenmale. Cunin-Gridaine. General Bugeaud. Mauguin resümirt. Teste. Die provisorischen Minister. Mauguin wieder und abermals. Schluß der Sitzung. Die Gallerie des Banquiers Aguado. Skulpturen. Magdalena von Canova. Ein Meisterwerk von Thorwaldsen. Nicomède von Corneille. Soirée bei Ancelot's. Französische Conversation. Nachts in den Straßen von Paris.

Achtzehnter Brief. 250

Verfassung des Théatre français. Dilettanten-Concert für die Martiniquer. Die Gräfin Merlin. Souper bei ihr. Bibliothek. Der Mont-martre. Im Gymnase le dépositaire. Bouffé.

Neunzehnter Brief. 260

Abschied von Lemercier. Jardin des plantes. Die Giraffe. Besuch bei Casimir Delavigne. Schwierige Feststellung der Autorrechte. Charakterrollen. Neue Tragödie für Rachel. Einnahme der Autoren. Duponchel's Spekulationen. Er selbst.

Seite

Zwanzigster Brief. 271

Verwahrung vor Mißverstand. Das Portrait von George Sand. Das Marinemuseum. Die Handzeichnungen. Vernet als Mathias, l'invalide. Abschied vom Théatre des variétés. Das Leopoldstadter Theater ehemals. Arnal. Lepeintre und Bardou in le frère de Piron.

Ein und zwanzigster Brief. 279

Rachel's Benefiz. Dlle. Mars. Andromaque. Rachel als Hermione. Der Herzog von Ossuna. Tartuffe. Dlle. Mars. Anaïs. Mad. Desmousseau. Rachel als Dorine. Abschluß über das französische Theater.

Zwei und zwanzigster Brief. 287

Der Namenstag des Königs. Straßenleben. Die Industrie-Ausstellung. Festlichkeiten in den champs élysées. Diner bei der Gräfin Merlin. Neu- und altfranzösisches Wesen. Die Gräfin. Noch eine Stunde bei Ancelot's. Nächtiger Abschied von Paris. Dumas. Des Pabstes Interesse für das Theater. Die höchste Wirksamkeit der Bühne. Schluß.

Druckfehler.

Seite 8,	Zeile 14,	lies:	Liebeseligkeit	statt:	Liebesseligkeit
= 15,	= 5,	=	zähneblökende	statt:	Zähneblökende
= 30,	= 24,	=	comptez	statt:	contez
= 121,	= 28,	=	Philoktet	statt:	Phyloktet
= 146,	= 27,	=	Demuth	statt:	Dehmuth
= 171,	= 2,	=	Rhythmus	statt:	Rhytmus
= 207,	= 1,	=	der Dinge		
= 240,	= 21,	=	Generals	statt:	Generales
= 243,	= 17,	=	Finger	statt:	Fingern
= 243,	= 23,	=	Bartolomeo	statt:	Bartholomeo
= 271,	= 12 von unten	lies:	Gomorra	statt:	Gomorha

Erster Brief.

Paris, den 20. März 1839.

So bin ich denn angelangt in der Weltstadt, die mir gleich bei meiner abendlichen Einfahrt über die Boulevards, mit ihren hunderttausend Gasflammen, dem fabelhaft glänzenden Aufputze der Kaufläden und dem Straßengewühle imponirt hat, als wäre ich zu dem Glanzpunkte eines mondenlang vorbereiteten Volksfestes eingetroffen, und es war doch nur das alltägliche Treiben. —

Brüssel habe ich gern verlassen. Trotz einer gewissen Fülle des Lebens, in der man sich bei dem Reichthum des Landes, der blühenden Industrie, dem muntern Verkehr auf den prächtigen Eisenbahnen behaglich fühlen könnte, war mir unheimlich zu Muth. Es ist in den Verhältnissen dort etwas so Unnatürliches, Gemachtes; der Zustand der Dinge schien mir so gar nicht aus der Art des Landes und Volkes hervorgegangen, alles trug mehr die Farbe einer künstlichen Nachahmung. Die politische Schwebe wegen der aufzugebenden Ansprüche an

Limburg und Luxemburg war den Leuten so fatal, so bloß lästig, sie nahmen gar keinen eigentlichen Antheil daran, ja die ganze Trennung von Holland hörte ich überall beklagen, wie einen dummen Streich, über den man zur Besinnung gekommen ist. Dazu nun die kleinlichen Affectationen, auf welche man stößt, wie z. B. die Ueberschrift an öffentlichen Gebäuden S. P. Q. B. — Senatus populusque Belgicus (Du weißt, wie verhaßt mir die Sucht ist, das alte Rom in unsere Zeit hineinzuschleppen), kurz die Verhältnisse kamen mir so gar nicht gesund vor, und ich habe Belgien gern verlassen, wie unschätzbar mir auch seine Bekanntschaft ist.

Hieher bin ich nun recht wie ein Felleisen geschafft worden. Solch ein rücksichtsloser Transport, als mit dieser messagerie ist mir nicht vorgekommen. In den 34 Stunden, binnen welchen wir die 65 lieux zurücklegten, haben wir nur zweimal zu essen gekriegt, das eine Mal nur Bissenweise, während der Visitation an der Gränze, das andere Mal heut früh um 10 Uhr, wobei uns zugleich angekündigt wurde, daß dies für den ganzen Tag vorhalten müßte.

Die Gegend ist im Ganzen flach, nur in der Nähe von Paris hügelig, waldlos wie in Belgien, die Felder sind auch wie dort in kleine Beete getheilt und äußerst sorgfältig cultivirt, doch fehlt ihnen größtentheils die Einfassung von Weiden und Pappeln. Dazu kommt noch, daß man hier, wie in Belgien, alle Bäume, bis in die Kronen hinauf ihrer Zweige beraubt, um Reisigbündel für

das Kaminfeuer zu gewinnen. Jeder Quadratfuß Land, jedes Zweiglein, jeder Halm wird hier benutzt. Die Leute sind hübsch, wohlhabend, bien nourris, wie man hier sagt und auffallend wohl gekleidet, selbst die Kinder, die in den Dörfern auf den Fahrwegen spielen; auch spricht jeder verständig und gewandt. Ueber unseres Conducteurs politische Ansichten war ich erstaunt, so vernünftig, gemäßigt und scharfsinnig sprach der große hübsche Mann. Eine niedliche Frau, die eine Strecke weit mit uns fuhr, erzählte mit so natürlicher Grazie von der Untreue eines Postillons, der in Paris seine Frau verlassen, die ihm nun kürzlich, wie Donna Elvira, nachgereist sei, es war in ihrer Rede so viel weiblicher Unwille über dies Verhältniß, neben einer so schicklichen Mäßigung des gewandten Ausdruckes, daß ich verwundert war zu hören, sie sei auch nichts mehr, als die Frau eines Postillons. Alles hat hier ausgeprägten Charakter, Physiognomie: man fühlt, das Volk lebt tausend Jahre länger in der Civilisation, als das unsere. Gebettelt wird dessenungeachtet unerträglich viel. Alte und Krüppel umstehen den Postwagen beim Pferdewechsel und plappern Gebete, Kinder keuchen neben dem Wagen her und singen Revolutionslieder, dieu des soldats, sois nous propice, donne nous la liberté! — Liberté, liberté! kreischen sie mit dem letztem Athem, und halten die Schürzen auf; oft kleine Dinger, die in den Holzschuhen kaum fort können.

Nun gute Nacht. Zum Erstenmale schlafe ich in Paris, in einem Gasthofe dicht bei dem großartigen Hofe

der messagerie. Der Gastwirth hat mich buchstäblich am Arme unter sein Dach gezogen; mit dem ersten Schritte vom Wagentritt hinunter ist man eine Beute der andrängenden Gasthaus-Commissionäre.

Am 21sten.

Von 8 bis 3 Uhr war ich auf den Füßen. Das ist eine tolle, tolle Stadt! Anfangs mußte ich mir das Lachen verbeißen, weil jeder Schritt mir neue unerhörte Dinge zeigte. Dieses auf die äußerste Spitze getriebene Raffinement in der Eleganz und dem Luxus des Lebens ist selbst für die Fantasie eines Einzelnen unerreichbar, es gehörte die Arbeit von Jahrhunderten dazu, das sinnliche Leben zu einer solchen Ausbildung zu steigern. Diese Pracht der Kaufläden, dieser äußerste Geschmack in Ausstellung der Waaren läßt sich nicht beschreiben. Die Auslegefenster unserer Putz- und Schnittwaaren-Handlungen geben Dir ohngefähr eine Vorstellung von den hiesigen, aber hauptsächlich fehlen jenen die großen Spiegelfenster, wie wir sie nur in den Palästen unserer Fürsten sehen, und wie hier jeder Kaufladen sie hat.

Von all' diesen Waarenausstellungen in Straßen, Passagen und unter den Säulenhallen des palais royal sind mir als die auffallendsten und geschmackvollsten die der Speisen und Fleischwaaren bei den charcutiers und restaurants erschienen. Lache nicht, es ist wirklich so. Denke Dir nur hinter mächtigen, in Messing gefaßten

Spiegelgläsern um einen kleinen Springbrunnen, riesige Silberfische, zum Theil angeschnitten, amphitheatralisch gelagert, große Seekrebse, schwarz und lebend über ihre roth gesottenen Brüder hinkriechend. Im Vorgrunde etwa ein Reh, wie im Leben auf Moos gelagert, auf der andern Seite Kalbs- und Schweinsköpfe blank von Gallert Dich anglotzend, daneben aufgethürmte Pasteten, jede mit einer kleinen Fahne besteckt, welche den Füllsel nennt. Gallertkuchen in reizenden Formen und Farben, auf Tellern Fleischarten in den verschiedensten Weisen völlig für die Pfanne zubereitet, große Gemüsebündel dazwischen, und Pyramiden von Aepfeln in Moos geschichtet. Ueber diesem genußwinkenden Boden hängt nun noch der ganze Himmel voll großer und kleiner Würste und Geflügel. Denke Dir das Alles und dann begreife, daß ich von diesen Fenstern mich anfangs gar nicht trennen konnte. Man kann sich hier wirklich satt sehen. Kurz wenn man den Kindern eine Feenstadt mit fabelhaften Kauf- und Kramläden beschreiben will, so braucht die Fantasie nicht über diese Wirklichkeit hinauszugehen.

Anfangs, wie gesagt, lachte ich, stand und gaffte wie Pachter Feldkümmel, bald aber fingen die fremden Gegenstände und Menschen an mich zu bedrängen, ich war froh, bei W. eine vertrauliche Aufnahme, deutsche Sprache und freundliche Beihülfe für meine Einrichtung zu finden.

Dann habe ich mich noch weit umhergetrieben in der Stadt, auf den Quais, den großen Brücken, von denen

man die schönsten Blicke auf die grandiose Stadt hat, auf den riesigen Plätzen, an den Pallästen vorüber, bis ich nun, des Geschwirres herzlich müde, schon übersatt von allem Sehen, mich auf mein Zimmer und zu Dir geflüchtet. Ich fühle mich doch gedrückt von diesem überreichen, tollen Leben. Wenn ich nicht bald hinter diesem Glanze einen tüchtigen Inhalt finde, nicht bald liebe Menschen treffe, an denen das Gemüth sich aufrichten kann, so werde ich, weiß Gott, melancholisch. Du glaubst nicht, wie diese Herrlichkeit des äußeren Lebensgenusses, in der hier Alles sich so dreist und anmaßend bewegt, mich einschüchtert. Daß die Kinder vor Blödigkeit weinen, ist mir nie begreiflicher gewesen, als heut; ich sehe mir die Leute auf der Straße darauf an: ob sie es auch nicht übel nehmen, daß ich hier bin. Die Pracht und Eleganz der Café's ist auch nicht gemacht, einem Muth einzuflößen. Ich hatte großes Verlangen nach einem Frühstücke, aber ich konnte lange kein Herz fassen, in solch einen goldnen Prunksaal einzutreten. Endlich, ich will Dir's nur gestehn, war ich froh eines der geringeren leer zu finden, und trat da ein. Und wie die Herren hier hereinkommen, den Hut auf dem Kopfe, die Zigarre im Munde, sich hinwerfen, der Fuß auf den nächsten Stuhl gestreckt, nach den Journalen greifen, dreist und laut fordern, es hat Alles eine mir unerreichbar scheinende Art. Freilich ist man hier in den Café's wie zu Hause im eigenen Zimmer. Uebrigens sehen diese Elegants hier sehr gut aus, tragen ganze Bärte, wie

die Orientalen, dazu das etwas lange Haar, und sind größtentheils schöne Männer.

Für den Abend hatte ich mir das Theater du gymnase dramatique ausgewählt, und ich glaube, ich konnte nichts Besseres thun. Das erste Stück freilich, ein Vaudeville in 3 Akten, la Gitana, war weniger, als mittelmäßig. Außer Paul, der einen flinken Zigeuner, einen allerliebsten Spitzbuben gab, und Bernard-Leon, der mit seinem lebhaften Humor mich an die italiänischen Buffi erinnerte, indem er wie jene im Uebermuthe die Grenze des darzustellenden Charakters überschritt (er spielte einen vornehmen Mann) war an der Vorstellung nichts zu loben. Das Costüm aus Ludwigs XIII. Zeit war sehr treu und geschmackvoll, die scenische Anordnung immer ungezwungen und natürlich; das geschlossene Theater sammelt die Handlung ganz außerordentlich. Man sagte mir, daß das erste Stück auf denjenigen Theatern, die schon um 6 Uhr anfangen, immer sehr vernachlässigt werde, weil das feinere Publikum, das um diese Stunde zu Mittag ißt, sich erst nach 7 Uhr versammle. So fand ich es denn auch und erst die beiden folgenden Stücke rechtfertigten den Ruf dieser Bühne.

Man gab Maria, ein zweiaktiges drame vaudeville. In elegant geselligen Verhältnissen sich bewegend, zeigt dies Stück die unentfliehbare Verdammniß, welcher in Amerika die Abkömmlinge der Farbigen und Sklaven unterliegen. Leontine Volnys spielte eine als Sklavin Geborene, die durch außerordentliche Umstände zu höherer Bildung und in den

Kreis der angesehensten Colonisten gelangt ist. Ein Repräsentant der Colonie, der streng auf die Rechte der Weißen über die Sklaven hält, will Maria heirathen, sie erwiedert seine Liebe, aber ein eifersüchtiger, beleidigter Nebenbuhler, der ihre Herkunft entdeckt hat, droht ihr Glück zu zerstören, unmittelbar vor der Trauung sie ihrem Bräutigam zu entreißen, wird aber endlich durch ihre Verzweiflung, ihren Edelmuth besiegt und zerreißt die Beweise ihres Sklavenstandes.

Leontine spielt in diesen gewaltsamsten Zuständen ganz hinreißend und weiß mit kleinen Nüancirungen aus dem ganz gewöhnlichen Leben die größten Wirkungen in den außerordentlichsten Situationen hervorzubringen. Welch ein Ausdruck der Liebesseligkeit, des Wollust athmenden Schmerzes, als sie sich in der größten Bedrängniß noch einmal dem Glauben an die Möglichkeit des Glückes hingiebt, da der Geliebte sie mit aller Zärtlichkeit bestürmt. Und könnte ich Dir dann wieder diesen allertieffsten Jammerton schildern, mit dem sie dem Bräutigam ihren Betrug gesteht, zögernd, stockend, umschreibend und doch zuletzt vor ihm in die Knie sinkend, wie ein Opfer, das um Erbarmen fleht, mit den Worten: je suis esclave! das gehört zu dem Schönsten, was die Schauspielkunst vermag. Dazu ist ihr Vortrag der Couplets ganz hinreißend. Sie hat eine klanglose, dürftige Stimme, aber der Ausdruck ihres Gesanges greift tief in die Seele. Dessen ungeachtet muß man sich an mancherlei gewöhnen. Ihr Ausdruck der Leidenschaft hat etwas Scharfes, Männliches. Wenn

sie z. B. ihrem Geliebten sagt: „ich habe dich betrogen, weil ich dich mehr als mein Leben liebte, ein Wort, ein einzig Wort hätte mir deine Liebe geraubt, hättest du gewußt, wer ich bin, hättest du mich auch dann geliebt?“ so klingt das und sieht ihren Bewegungen nach aus, als schölte sie heftig mit ihm. Bald indeß erkennt man darin eine nationale Färbung und leichter kommt man darüber hin, als über einige stets wiederkehrende Bewegungen. Das unaufhörliche Zusammenschlagen der Hände, sie vor die Brust zu drücken oder flach gegen den Zuschauer wenden, erscheint um so mehr conventionell, als alle Andere es ebenso machen, wodurch in erregten Situationen ein fast komisches Händeklatschen aller darstellenden Personen entsteht.

Volnys spielte den Bräutigam. Ein großer starkknochiger Mann, mit einem schönen Organe und reichem Gefühlsausdrucke. Nur die etwas großen Hände scheinen ihn mitunter zu geniren und das Bemühen um Anmuth der Bewegung nimmt sich bei seiner Gestalt bisweilen geziert aus. — Paul stellte den Eifersüchtigen mit viel äußerer Haltung dar. Dies ächt französische sang froid, die gemessenste äußere Haltung bei leidenschaftlicher Aufregung ist doch von großer Wirkung. Paul's Stimme ist für den Ausdruck der Heftigkeit zu flach, aber er weiß in solchen Momenten trefflich hinter die gesellschaftliche Rücksicht zu flüchten, die den Ton dämpft. — Sylvestre gab einen drolligen Vetter, sehr angenehm, ohne Prätension. Seine Einmischung in die furchtbarsten Si-

tuationen störte durchaus nicht, im Gegentheile, da sein Wesen immer an das Glatte, Unangefochtene des gewöhnlichen Lebens erinnerte, hob er durch den Contrast die gewaltsamen Zustände der Anderen ungemein. Auch die beiden untergeordneten Personen des Stückes thaten überall das Richtige, und so kannst Du denken, welch einen Genuß ich hatte. Solch eine Vorstellung geht hier mit einer Glätte, einem sicheren Ineinandergreifen, einer sauberen Berechnung der kleinsten Nüancen, einem hinreißenden Ineinanderstürmen der heftigen Scenen, wobei die äußersten Effekte so auf den rechten Moment und mit Blitzesgewalt einschlagen, daß man nicht weiß, soll man die Wärme der Auffassung oder den ruhig berechnenden Fleiß daran mehr bewundern. Letzterem gebührt gewiß das größere Lob, die erstere ist kein Verdienst, sie kommt dem Talente von selbst.

Den Schluß der Vorstellung machte Maurice, ein zweiaktiges Vaudeville, worin Bouffé die Titelrolle spielte, einen alten, muntern Arzt, der viele Schmerzen des Lebens getragen, sich aber in Heiterkeit herausgerettet hat; gutmüthig, empfindungsvoll, Andere ironisirend, gegen die Vornehmen kurzab. Bouffé spielt durchaus anspruchslos, mit dem liebenswürdigsten Humor, und doch die epigrammatischen Spitzen der Rede aufs schärfste lancirend. Sein Schmerz, sein Zorn, als er erfährt, das junge Mädchen, dessen er sich angenommen, sei das Kind seiner treulosen Geliebten, hat eine so volle Wahrheit, daß man glaubt in allen Zügen den alten, durchgelebten Künstler

zu sehn, dem diese Art und Weise natürlich geworden ist; aber Bouffé ist ein Mann von höchstens 40 Jahren und spielt den Gamin de Paris, den siebzehnjährigen Burschen ebenso vortrefflich, als diesen alten Arzt. — Das sind hier ganze Kerle! —

Numa gab einen steifen, langweiligen Baron unübertrefflich, der Liebhaber Rhozevil war ganz gut, man konnte sich wirklich für seine Leidenschaft für des Arztes Pflegetochter interessiren, die ihn zuletzt bleich und abgezehrt erscheinen läßt. Dlle. Sauvage war in der Rolle dieser Pflegetochter höchst anspruchlos naiv, heiter und gesund, bescheiden und unwissend über ihren Werth und ihre Stellung zu dem Geliebten. Als Maurice entdeckt, wer ihre Mutter gewesen, wie rührend ist ihre verzweiflungsvolle Beschämung; dieses kindische Weinen, dann dies sich Abmühen, um daraus wieder zum Lachen zu kommen, — das steht alles auf der obersten Stufe unserer Kunst. Wenn ich mich nur erst an das, was bei ihnen Manier ist, gewöhnt hätte. In leidenschaftlicher Bewegung spielen sie Alle, aber auch Alle, ganz gleich. Alt und jung, vornehm und niedrig, Mann und Weib, Alles schlägt die Hände zusammen, schiebt einzelne Worte heftig voran, läßt die Anderen hinterdrein rollen, ruckt dann wohl noch einmal an, und schließt mit einem Schwunge des Tones, der mich an den runden Federzug erinnert, den man unter eine Namensunterschrift zu werfen pflegt.

Dlle. Habeneck spielte die hübsche, etwas beschränkte Baronin allerliebst. Als sie sich den Gegenstand der hef-

tigen Leidenschaft ihres Neffen glaubt, wie weibisch eitel und wie graziös macht sie das! Dlle. Julienne, die alte Baronin, war freilich etwas bürgerlich, schmählte und tobte mitunter sehr unadlig; dagegen war so viel Natur und Wärme in der großmütterlichen Sorgfalt um den Kranken, in der Erinnerung an dessen Vater, in dem Abspringen vom Zorne über die unadelige Liebe des Enkels zu der komischen Angst um seine Gesundheit, daß man, um dieses echten Lebens willen, gern eine kleine Uebertreibung hinnahm.

Sieh, das war ein schöner Abend. Um solcher Genüsse, um solches Gewinnes willen läßt sich der Tag ertragen, besonders da ich ihn damit anfangen kann, Dir vom Vergangenen zu erzählen. Doch noch ein Wort vom Aeußern des Theaters.

Der Zuschauerraum hat vier Logenreihen, an der ersten läuft eine Gallerie hin. Die Verzierung des Hauses ist nicht sonderlich, weiß und gelb, ebenso der Vorhang; Alles sehr abgenutzt. In den Zwischenakten schrien mehrere Kerle die Theaterzettel aus, auch Operngucker, die hier für den Abend vermiethet werden, später den moniteur du soir, dann sogar détails sur la mort de Soufflard, dies ist der Handlungscommis, der einen Raubmord begangen und, zur Galeere verdammt, sich vergiftet hat. So wird man, sobald der Vorhang fällt, aus den Erschütterungen der herrlichsten Kunstleistungen sogleich in den Neuigkeitsmarkt des Pariser Lebens hinausgestoßen. Ein deutsches Publikum würde sich an dies und einiges

Andere schwer gewöhnen. So kam z. B. in einem Zwischenakte ein Knabe, in einem schäbigen Polnischen Anzuge, vor den Vorhang und legte von der Rampe aus die Schnüre unter den Vorhang, an denen der Fußteppich befestigt wurde, der zur nächsten Decoration gehörte. Wie würde unser Publikum darüber lärmen und lachen und ich glaube mit Recht. Hier ist man daran gewöhnt, niemand achtet darauf.

Zweiter Brief.

Paris, den 23. März 1839.

Gestern habe ich den Salon, die Ausstellung moderner Malereien und Bildwerke besucht, die in den Sälen des Louvre Statt findet. Welche Pracht in Skulpturen und Vergoldung, welche königliche Verschwendung des Raumes an Treppen und Flure! Von der Ausstellung konnte ich, binnen zwei Stunden, natürlich nur den allgemeinen Eindruck nehmen und die vorzüglichsten Bilder betrachten.

Unter mehreren sehr großen Schlachtenbildern, welche zur Ergänzung der Gallerie de Versailles bestellt sind, zeichnen sich drei zusammengehörige von Vernet aus, den Sturm auf Constantine darstellend. Es ist gewiß ein Meisterstück, bei einer solchen Unzahl von rothhosigen Figuren, auf diesen Bildern so viel Mannichfaltigkeit der lebendigen Bewegung und Farbe und so viel Harmonie in der Totalwirkung zu schaffen.

Von Biard's Bildern zog mich eines besonders an. Die lebensvolle Darstellung eines Angriffes von Eisbären gegen ein in die Eisfelder eingekeiltes Boot, das nur mit zwei Matrosen und einem Jungen bemannt ist. Wie entsetzt

wirft der eine Mann sich nach der hinteren Bordseite hinüber, da eine Bestie die Tatzen ihm in den Schenkel schlägt, und mit welchem Verzweiflungsmuthe stürzt der Junge — es muß sein Sohn sein — mit dem kurzen Taschenmesser auf das Zähneblökende Thier ein! Das ist die Gewalt des vollsten Lebens.

Nur von Scheffers Bildern muß ich Dir noch sagen. Das eine zeigt uns Gretchen. Sie tritt so eben aus der Kirche, schreitet die Stufen herab, einige ältere Gestalten folgen, ein hübscher Knabe mit nackten Beinen, dicht hinter ihr, trägt ein Gebetbuch. Rechts im Hintergrunde stehen etwas tiefer Faust und Mephistopheles, und wenden sich nach Gretchen um. Diese ist vom süßesten Zauber deutscher Jungfräulichkeit übergossen, so still und züchtig ist die Bewegung der üppig knospenden Gestalt, so kindlich unberührt die Miene des hellblonden Köpfchens, und das blaue Auge doch in keuscher Wollust schwimmend. Das Bild macht auch hier im Publikum die größte Wirkung. — Auf zwei anderen Bildern ist Mignon vorgestellt. Zuerst als ein dürftig, dunkel gekleidetes Kind von 12 Jahren etwa, baarfuß, einsam auf freiem Felde stehend, verlassen, nicht wissend wohin. Auf dem anderen Bilde sitzt sie, eine weiß gekleidete Jungfrau, beide Ellbogen auf einen Tisch gestützt, lehnt die Wange auf die brünstig gefalteten Hände und halb abgewendet vom Beschauer, blickt sie sehnsüchtig in die Wolken. Die Schönheit dieser beiden Bilder kann nur aus vollständiger Kenntniß des Wilhelm Meister verstanden werden. Das erste Bild wird hier schon la petite

mendiante genannt. Du siehst, nur das Alleräußerlichste davon wird gefaßt.

Ein Brustbild des Königs von Thule, „letzte Lebensglut trinkend" gefällt mir ebenfalls ungemein. Mir fiel die braunere, wärmere, fast Rembrandtische Färbung an diesem Bilde, gegen die grauere seiner anderen auf.

Unter den Skulpturen fand ich eine entzückend schöne Arbeit von Jouffroy in Marmor. Ein nacktes, junges Mädchen, in der Blüthe der ersten Jungfräulichkeit, steht bei einer Herme und reckt sich auf den Zehen empor, dem starren, egyptischen Haupte etwas ins Ohr zu flüstern. Das kann nur das erste, süße Geheimniß sein, was diesen jungen Busen schwellt und in der Elasticität dieser schlanken, weich kräftigen Glieder zu beben scheint. Es ist ganz einzig schön.

Nach diesem Besuche bei den Bildern bin ich dann lange und endlos weit umhergefahren und habe Menschen besucht. — Nepomucène Lemercier fand ich in einem engen Bücherumstellten Zimmerchen, welchem ein eiserner Ofen (hier eine Seltenheit) eine afrikanische Hitze gab. Er ist ein kleiner, alter freundlicher Mann, verbindlich und gütig. Während die Höflichkeit der eigentlich modernen Franzosen glatt, kalt, ernst und trocken ist und deutlich zeigen will, man beobachte nur die schickliche Form, giebt dieses altfranzösische Entgegenkommen einem den Glauben: es entstehe aus Neigung und freundlicher Achtung. Das thut einem Fremden sehr wohl. Wir geriethen schnell in ein Gespräch über Kunstprinzipien. Obschon

Lemerciers eigne Werke einen Schritt zur Befreiung aus den Banden der alten Classicität bezeichnen, so ist er nichts destoweniger ein entschiedener Gegner der neuen litterarischen Richtungen. Was ich ihm darüber aus deutschen Gesichtspunkten sagte, nahm er überaus beifällig auf, kam mir so schnell und doch so leise zu Hülfe, wo mir der französische Ausdruck nicht sogleich gelang, versicherte mir gleich darauf, ich drücke mich ganz vollkommen aus, begegnete überhaupt mir und meinen Ansichten mit so achtungsvoller Verbindlichkeit, daß ich mir als was Rechtes vorkam. Er lud mich ein, ihn im Sprechzimmer der Academie zu besuchen, um mich mit einigen interessanten Männern bekannt zu machen.

Abends war ich im Theater des variètés. Der Zuschauerraum ist größer, als im gymnase, das Theater ebenso groß. Die Logenbrüstungen sind roth behängt, durch goldene Stäbe sind Felder darauf abgetheilt. Der vierte Rang tritt bedeutend zurück, wodurch der Raum oben recht luftig erweitert wird. Hier ist das wahre Lokal- und Volkstheater. Du wirst das sogleich aus den Stücken ersehen.

Das erste, l'alumeur de chalans lehrt, wie man es machen müsse, den Parisern Sand in die Augen zu streuen, um ein neues Café in Aufnahme zu bringen. Dabei wird ein alter Junggesell, den Prosper in sehr komischer Maske gab, um seine Verlobte geprellt und das verschuldete Café ihm aufgehängt. Villars spielte den Pariser tabageur ordinär und lebendig, wie er sein soll. — Hierauf gab man Phoebus, écrivain public. Auf manchen

Straßen und Plätzen stehen nämlich hier hölzerne Buden, in denen öffentliche Schreiber hausen, welche das Abfassen oder Abschreiben von allerlei Schriften übernehmen. Einen solchen alten, hungerigen Burschen, der für Geld zu Allem bereit ist, beschränkt und pfiffig, mit einer Art von Gutmüthigkeit und bettelhafter Eleganz, spielt Vernet ganz vortrefflich. Man sieht deutlich, alle Situationen des Stückes sind für seine Individualität zurechtgelegt und erkennt hieraus, warum diese Art von Stücken in der Uebertragung nach Deutschland so gehaltlos und schaal erscheinen müsse. Diese Rollen sind wie ein wohlangemessenes Kleid, das nur dem steht, für den es gemacht ist. Schade, daß für den Fremden so viele Wortspiele und lokale Beziehungen in diesem Stücke unverständlich sind; man kann sich aber mit der Ausbeute begnügen, welche die Darstellung der Zustände gewährt. Wenn Vernet dem Dienstmädchen die Marktrechnung schreibt, und dabei von allen ihren Einkäufen nascht, gegen die verschleierte Dame den Galanten spielt, mit der alten Jungfer sich überwirft, die Schnur zerschneidet, an der sie ihr Hündchen führt, um sie zu entfernen, dann den Hund wieder einfängt, une récompense honête fordert, darüber mit ihr in Zank geräth, — es ist Alles, um vor Lachen zu ersticken. Dabei spielt er ganz einfach, so ohne die Absicht lächerlich zu sein. Auch die anderen Personen sind so sicher getroffene Figuren, daß der Fremde selbst sie sogleich für ächte Pariser Gestalten erkennt; gerade wie man vor guten Portraits ganz fremder Menschen deutlich fühlt:

sie seien getroffen. Die Verwicklung dieses Stückes ist freilich wieder auf die frivolste Geringschätzung weiblicher Zucht und Sitte und auf den ewig wiederkehrenden Spott gegen die Ehe gegründet.

Zuletzt gab man Moustache, der Name eines Pudels, der auch zuletzt aufs Theater kommt und eine äußerst lose Verknüpfung des Stückes erzeugt, das kaum ein Stück zu nennen ist. Es schildert nur das Leben von drei jungen Leuten in einer Dachstube (die Decoration war sehr gut gemacht), die nichts zu essen, nichts anzuziehen haben, frieren, aber den letzten Franc zu Pomade, Räucherkerzchen u. dgl. verwenden. Der Eine, ein gutmüthiger Dümmling, von Adrien sehr anspruchslos und komisch gespielt, liegt das halbe Stück hindurch im Bette, der Lockerste von Allen stipitzt ihm die Pantalons vom Bettbrette und verkauft sie. Man kann nun nichts Lächerlicheres sehen, als die Angst des armen Kerls, der seine Hosen sucht, da er aufstehen will. Die Art, mit der er sich bis an des Bettes Fußende schiebt, über das Bettbrett hinweg sehen will, ob die Pantalons hinunter gefallen sind und nun, um sich ohne den äußersten Skandal aufrichten zu können, mit dem gewandtesten Wurfe die Decke um sich schlägt, das ist so keck als unaussprechlich lächerlich. So geht's nun fort. Brindeau, ein schöner junger Mann, spielt den Tollsten der Stubengenossen, so losgebunden französisch, verwegen, gutherzig und ganz verloren liederlich, daß man ihn ordentlich mit Bedauern sieht. Er hat die 5 Francs verzettelt, die er für die Pantalons gelöst, kommt zerschlagen und fieber-

krank nach Hause, die Kameradschaft ist in der äußersten Noth. Der Dümmling ist in ein Paar zu enge Nankingbeinkleider gesteckt worden, es geht Alles etwas über das Erlaubte hinaus. Später erbarmt sich eine junge Nachbarin, die Kupferstiche kolorirt, giebt ihnen ein Abendbrodt, ein reicher Freund kommt an und hilft aus der Noth; zuletzt erscheint der Pudel und seine Herrin, ein Landmädchen, von Ernestine allerliebst gespielt, und das Stück ist aus. Wie gesagt, es ist kein Drama, es ist ein Bild, eine bloße Schilderung in dramatischer Form, aber wir empfangen diese in so wahren lebendigen Farben, daß wir dicht an die Wirklichkeit geführt werden, und dabei immer die Grazie bewundern müssen, mit welcher die stärksten Dinge uns erträglich gemacht werden. Es ist erstaunlich, wie viele gute und geschickte Schauspieler bei jedem dieser Theater sind, wie viel Talent, wie viel Leben und Erlebtes in diesen Menschen.

Nach dem Theater ging ich in ein Kafee, es war ganz neu decorirt, im Renaissancestyl. Der ganze Salon von Spiegelwänden zwischen vergoldeten Säulen. Die rechnungführende Dame sitzt immer hinter einem prächtigen großen Tische auf Stufen erhöhet, vor ihr stehen das Silberzeug, Früchte, Blumen, Zucker und die Büchse für die garçons. Es ist nämlich Sitte, daß ein jeder Gast bei der Bezahlung eine Kleinigkeit für den garçon giebt, die von diesem in die Büchse geworfen wird, zu gemeinsamer Theilung. Was denkst Du, das ich zur Erfrischung nahm? — Milchreis, ja, ja Milchreis, sehr

beliebt bei den Parisern, in einer eleganten silbernen Schaale mit Zucker und Orangenwasser servirt. Es war gegen 12 Uhr, noch waren mehrere Tische besetzt, man spielte Domino, hier ein sehr allgemeines Spiel, das ein unaufhörliches Geklapper mit den Zahlentäfelchen auf den Marmortischen verursacht. Bald nach Beendigung der Theater aber veröden doch auch die Kafee's, besonders weil die wenigsten Menschen in Paris zu Nacht essen.

Am 24sten.

— — — — — — — — — — —

Es war gegen 5 Uhr, als ich von all diesen Besuchen an meinen Mittagstisch kam, wo ich in Gesellschaft von vielleicht 150 Menschen doch ganz einsam bin, und schweigend, wie in einem Trappistenkloster, mich der Pflichten gegen meinen Magen entledige. Anders kann ichs nicht nennen, es ist zu verdrießlich, unter lauter fremden Menschen zu essen. Meine bisherigen Besuche haben mir gezeigt, wie schwer es sein mag, sich in Paris geltend zu machen. Die wichtigen Menschen sind so überlaufen, daß sie den Fremden anfangs wie eine Last aufnehmen. Ich erkannte bald die Nothwendigkeit auf sie einzureden, um ihnen irgend einen Antheil abzulocken. Dann werden sie freundlich, lebendig, erbieten sich zu allen Diensten, aber wie Viele mag man in Bewegung setzen, wie verschiedene Fäden zusammenfassen müssen, um etwas zu erreichen? Wer in Paris irgend etwas erlangen will, muß entweder die überragendsten Fähigkeiten besitzen, wo

sich dann schnell Viele hülfreich zeigen, um sich selbst dadurch ein Relief zu geben, oder er braucht Zeit und Connexionen, um allmählich sich irgend einem Kreise anschließen, der ihn tragen kann.

Zur Theaterzeit ging ich nach dem Théatre français. Dlle. Rachel spielte. Aber ich fand eine solche Menge von Menschen à la queue stehen, zwischen hölzernen, eigens dazu aufgestellten Gittern, durch einen langen dunklen Gang, bis in den kleinen Hof des palais royal, daß ich verzweifeln mußte, noch Platz zu finden und mich nach dem andren Ende des palais royal in das Vaudeville-Theater begab.

Der Saal hier ist klein, hat nur drei Ränge, vor dem ersten und dritten laufen Gallerien hin, die Verzierung ist nicht sonderlich. Eine hübsche eiserne Treppe führt zu den Logen, das Foyer ist einladend, ein Saal, in dem man in den Zwischenakten spazieren gehn, und von dessen Gallerie, die von den Logenrängen ausgeht, man auf die Spazierenden hinabsehen kann. Die Plätze sind in diesem, wie in den beiden Theatern, die ich gesehen, sehr eng und unbequem. Die Damen in den Logen fand ich nicht sonderlich geputzt, doch tragen sie häufig Blumen im Haare, das sieht festlich und anmuthig aus. Die Logenbrüstungen hängen voll Hüte und Shawls, wie eine Trödelbude, es ist also nicht wahr, daß das Parterre dergleichen nicht dulde. Ebenso kehrt man ihm in den Logen jetzt unangefochten den Rücken zu; ja heut sah ich sogar einen Herrn im ersten Range während

eines langen Zwischenaktes auf der Brüstung sitzen, und niemand fand das anstößig. Das Parterre, das ich schon im Théatre des variètés sehr roh fand, ist hier von ausbündiger Gemeinheit. Man verhöhnt ganz laut die Personen im ersten Range, amüsirt sich in den ungebührlich langen Zwischenakten durch Pochen nach einem gemeinsamen Rythmus, und pfeift ohrzerreißend auf Schlüsseln. Dazu steigen die Ausrufer mit ihrem quäkendem Geschrei auf den Bänken umher — man glaubt in einer Schenke voll Betrunkener, nicht in dem beliebtesten Theater der großen Nation zu sein.

Die Darstellungen waren freilich nicht geeignet, diesen Ton zu verbessern. Das erste Stück, la femme du ménage, zeigt ein pöbelhaftes Weib, von Herrn Levassor mit vielem Leben gespielt; aber Du kannst Dir denken, daß es dabei auf derbe Possen abgesehn ist. Den Sohn des Weibes, einen Tölpel, macht der gepriesene Komiker Tousez, den ich aber mittelmäßig fand. Der Dümmling ist übrigens eine hier sehr beliebte Theaterfigur, in jedem Stücke kommt sie vor; natürlich, dumm und gutmüthig sein, ist das Lächerlichste in Paris. In dem Stücke bringen mehrere junge Leute einige Grisetten mit sich auf's Zimmer, ein Onkel findet das unsittlich, schilt darüber, aber es weist sich aus, daß die femme de ménage früher seine Geliebte war, daß der Tölpel sein Sohn ist und mithin die Moral des Stückes: man solle das Sittenrichten aufgeben, Jugend habe nun einmal keine Tugend. Dazu betrinkt sich das Weib, und allerdings ist

Levassor sehr komisch, wenn er in der Trunkenheit weint, und von früheren Liebschaften erzählt. Nebenher giebt es in dem Stücke so viele Püffe und Fußstöße, daß ich mich innerlich ganz braun und blau davon fühlte.

Das zweite Stück: Nanon, Ninon et Maintenon führt uns Koketten verschiedener Art vor. Nanon ist Besitzerin einer Schenke, wohin ihr zu Liebe die Herren des Hofes kommen, unter Anderen ein vornehmer Cavalier, der sich, als gemeiner Soldat verkleidet, in des Mädchens Herz stiehlt, doch als sie Ernst machen will ihn zu heirathen, unter dem Vorwande entflieht: er sei eines Duells wegen zum Tode verdammt. Man findet ihn bei Ninon de L'enclos wieder, die sich rühmt: noch kein Mann habe sie grausam genannt, wo er vor einem anderen Liebhaber versteckt wird, endlich bei seiner Tante Maintenon, welcher er das Geld zu all seinen Elendigkeiten ablockt, indem er die Couplets, die er am Morgen zu Nanon's Ehre mit Trommelbegleitung gesungen, der frommen Dame zur Orgel vorträgt, als Zeichen seiner Huldigung. Alles athmet Heiligkeit in den Umgebungen der Maintenon, aber hinter den Heiligenbildern, die ihr Zimmer schmücken, entdeckt Nanon üppige Darstellungen und ertappt den König, der durch eine Tapetenthür eintreten will. Die Vermählung desselben mit der Maintenon schließt das Stück. Sie erlangt zum Preise für ihre Hand die Vertreibung der Protestanten, aber die Aufführung des Tartuffe kann sie nicht verhindern, darin ist der große König fest. Durch dies Stück geht ein Hohn gegen alles Sitt-

liche, ein so leichtfertiges Umspringen mit den heiligsten Gefühlen, daß einem ganz übel dabei wird. Die aufopfernde Liebe eines treuherzigen Mädchens wird von einem Cavalier abscheulich getäuscht, sie tröstet sich am Ende mit einem bon mot, man zeigt uns: die größte Leichtfertigkeit herrsche in allen Ständen, und wer sich sittlich anstelle, sei nur um so verderbter; alle Tugend sei Heuchelei. Wenn diese beliebte Gattung von Dramen wirklich die allgemeine Gesinnung abspiegelt, dann weiß ich nicht, wie die bürgerliche Gesellschaft noch lange zusammen halten soll? — Nanon wurde von Dlle. Dejazet, dem Lieblinge der Pariser, gespielt. Mit frischen, sichern Farben zeichnet sie das Mädchen niedern Standes, aber zu dreist und frei, um mir angenehm zu sein. Sie singt mit einer gellenden Stimme, gewandt und piquant. Zuletzt gab man: Le conseil de discipline, eine Verspottung der Nationalgarde, possenhaftes Zeug, lustig und toll, aber ohne Geist dargestellt. Den Schauspielern scheint es auf dieser Bühne mehr um Belustigung des Publikums, als um prägnante Wahrheit der Darstellung zu thun; — mit einem Worte, es geht hier gemein zu, ich habe keine Freude dran. Welch ein Unterschied gegen das Théatre de variètés! Da werden die niedrigsten Gegenstände wahrhaft künstlerisch dargestellt, hier werden noblere Vorwürfe gemein behandelt.

Dritter Brief.

Paris, den 25. März 1839.

Bei einem meiner gestrigen Besuche habe ich viel von der Rachel gehört, was mich auf ihre Bekanntschaft sehr begierig macht. Ein junger Herzog will sie heirathen, sie soll es abgelehnt haben. Wie vernünftig! — Sollte sie die Herrschaft über die Bühne gegen die Sklaverei der Etiquette, die Freiheit des individuellen Schaffens gegen das drückende Gefühl vertauschen, in den vornehmen Kreisen nur ein kaum geduldetes Glied zu sein? Kann der reichste Grand von Spanien ihr eine Stunde solcher Stimmung und Erhebung erkaufen, in der sie jetzt vor der entzückten Menge in selbstgeschaffenem Leben der erhabensten Gestalten den Abend verschwelgen kann? Wer einmal diese Schöpfungswonne genossen, der tauscht sie nur mit bitterer Reue gegen alle Herrlichkeit der Welt.

Ich bin auch heut in den champs elysées gewesen und auf dem merkwürdigen Platze, der durch die Reihefolge seiner Namen die Schicksale von Paris im letzten Jahrhundert erzählt. Er hieß place Louis XV, place de la révolution, place de la concorde, place Louis XVI. nun heißt er place royale. Auf dem mächtigen Raume

ist der Obelisk von Luxor an der Stelle errichtet, wo Ludwig XVI. geblutet hat, wo die schöne Königin und Tausende von Menschenopfern geschlachtet worden sind. Zwei große Springbrunnen baut man jetzt daneben; werden sie in Jahrtausenden die grauenvollen Blutspuren von dieser Stelle waschen können? — Wie schön, edel und grandios sieht es jetzt hier aus. Der weite Platz, begrenzt von der Seine, dem Tuilleriengarten, den champs elysées und prächtigen Gebäuden, ist zum Theil eingefaßt von massiven Steingeländern und geziert mit reich vergoldeten Laternensäulen.

Durch die breiten Baumgänge des Tuilleriengartens ging ich dem geschmacklosen Schlosse zu, mit seinen hohen spitzen Dächern und Schornsteinthürmen. Mein Begleiter zeigte mir die Terasse, auf welcher Abends, während unten Militairmusik gemacht wird, die Königliche Familie sich ergeht. Der König dicht an der Mauer des Schlosses, so daß von unten kaum sein Hut sichtbar ist. Die Königin läßt ihn nicht vom Arme, geht schützend an seiner, dem Publikum zugewendeten Seite und wechselt am Ende der Terasse den Arm, um beim Umkehren ihn wieder mit ihrem Leibe zu decken. Ich sah auch das Portal, wo Alibeau nach dem Könige schoß, dort weiter hinunter beim pont neuf wurde das erste Pistol auf ihn abgefeuert. — Für uns sind diese Zustände kaum begreiflich! — Freilich zeigte man mir auch nicht weit davon das Fenster im Louvre, nach dem Quai hinaus, aus welcher

Carl IX. in der Bartholomäusnacht auf seine Unterthanen schoß.

Um 2 Uhr war ich im Conservatoire, um eines der letzten berühmten Concerte dieser Saison zu hören. Meierbeer hatte mir seinen Platz abgetreten. Zu kaufen ist keiner, das ganze Publikum besteht aus Abonenten, und nur solch einer freundlichen Aufopferung verdankt der Fremde diesen unvergleichlichen Genuß; denn alles, was ich mir davon vorgestellt, wurde weit übertroffen.

Man spielte zuerst Beethovens Pastoralsynfonie. Es war nicht wie der Vortrag eines Orchesters von mehr als 200 Menschen, es war, als würden auf einem wunderbaren Instrumente, von einem einzigen genialen Künstler die Geheimnisse dieses Wunderwerkes offenbar und lebendig gemacht. Das piano weht, ein linder weicher Hauch, die Bedeutung eines crescendo und decrescendo lernt man erst hier vollständig. Wie tief verstanden und wie sicher und doch bescheiden treten die leisen Schattirungen der Instrumentation hervor, das forte dieses Orchesters stürzt wie eine senkrecht fallende Lawine auf den Zuhörer ein. Beim Losbrechen des Gewitters zumal ließ diese volle Gesammtmacht der Instrumente die ganze Seele des Hörers erschauern. Doch was beschreibe ich da das Unbeschreibliche! — Ich war berauscht, entzückt und doch waren mir die Augen erst recht klar geöffnet über alle Fülle der Schönheiten dieses Werkes. Hierauf wurde ein italiänischer Kirchenchor aus dem 16ten Jahrhundert (mir schien er etwas modernisirt) ohne

Begleitung gesungen. Der Chorgesang soll in der Regel keine Stärke dieser Concerte sein, aber heut war er vortrefflich; das Stück war freilich nicht schwer. Die Stimmen waren mit einer Gleichheit abgewogen, die im piano auch nicht eine Einzige vor der andern hören ließ.

Ein Schüler des Conservatoire, Namens Frank, spielte ein Hummelsches Clavierconcert sehr solid und gewandt und eine Dame sang eine mezzo sopran Aria von Rossini schwach und schülerhaft, obwohl nicht gerade schlecht. Das scharf richtende Publikum begegnete ihr nicht gut, man lachte, sprach ungezwungen mit einander und entließ sie mit Zischen. Das war freilich hart, aber einem Publikum, dem so Vortreffliches geboten wird, welches diese Vortrefflichkeit so versteht und mit solchem Enthusiasmus aufnimmt, kann man auch nicht zumuthen, in denselben Stunden das Mittelmäßige erträglich zu finden. Zum Beschluß spielte man die sechste Synfonie von Mozart unübertrefflich graziös, geschickt, fein abgewogen, und nirgend war, was bei der Gewandtheit im Nüanciren so verzeihlich wäre, etwas geziert oder manierirt, alles solid, fest und nur aus dem innigsten Verständniß des Werkes geschöpft, — kurz es war Alles geleistet, Alles und mehr, als man denken kann.

— — — — — — — — — — —

Am Tische unseres Gesandten kam auch der plötzliche Tod des Sängers Nourrit zur Sprache, der jetzt alle Kreise beschäftigt; ein warnendes Beispiel des überreizten Ehrgeizes. Adolphe Nourrit, mit großem Talent begabt,

durch die treffliche Schule seines berühmten Vaters gebildet, erschien 1825 noch jung vor dem Publikum, fand sogleich den ungemessensten Beifall und genoß ihn fast 14 Jahre unverkürzt, da sich kein andres Talent neben ihm hervorthat. Nun erschien Duprez und der große Erfolg, den er hatte, nöthigte den Director, ihn anzustellen. Nourrit hatte anfangs nichts dagegen, aber verwöhnt, wie er war, konnte er die fortlaufende Rivalität nicht lange ertragen; es faßte ihn mit wahrer Furiengewalt. Bei einer Aufführung von Robert le diable bemerkt er, während seiner Arie, Dupré's Gesicht im Parquet. Wie das Haupt der Medusa raubt es ihm alle Kraft, die Stimme versagt ihm, er muß abtreten und kann die Parthie nicht zu Ende bringen. Eines Abends begegnet ihm ein Freund auf dem pont des arts, findet ihn wunderlich verstört, geht mit ihm, und beim Scheiden vor seinem Hause fällt ihm Nourrit um den Hals und gesteht, durch ihn vom Selbstmorde abgehalten worden zu sein; er habe sich in die Seine stürzen wollen. Später hat seine Frau ihn von einem anderen verzweifelten Vorsatze abgebracht. Den Aufenthalt in Paris konnte er nicht mehr ertragen. Vergeblich waren alle Anerbietungen des Directors, Gehalterhöhung, langer Urlaub; er lehnte alles ab. Ne contez plus sur moi! damit schied er. In Neapel hat er mit Beifall gesungen, aber er fing an sich selbst zu mißtrauen; er konnte die Vergangenheit nicht vergessen, und keinen Muth für eine Zukunft fassen. Er wurde verwirrt, tiefsinnig und in einer qualvollen Nacht

stürzte er sich zum Fenster hinaus. Er hinterläßt eine der liebenswürdigsten Frauen, die sein siebentes Kind unter dem Herzen trägt. Er war der redlichste, freundlichste Mensch, für ganz Paris ein Muster als Gatte und Vater. — Er ist ein Opfer der schweren Versuchung unseres Standes gefallen.

Der Ehrgeiz ist uns förderlich, wie eine gewisse Dosis Gift in der Arzenei heilsam, die aber, sobald sie überschritten wird, die Organisation zerstört. Der Ruhm des dramatischen Künstlers hängt vom Gedächtnisse des Publikums ab; dasselbe frisch zu erhalten, treibt es ihn rastlos von einem Abende zum anderen; jeder mißlungene oder verkürzte Erfolg scheint ein unersetzlicher Verlust. In solcher steten Spannung und Aufregung ist's nicht leicht das rechte Maaß zu halten. Im Grunde wird vom Schauspieler die höchste Erregbarkeit und zugleich die größte Weisheit gefordert.

Da es zu spät geworden war, noch ein Theater zu besuchen, so unternahm ich noch einen Streifzug durch das Concert Musard. In einem sehr großen Saale, der mit Leinwand bekleidet und wie eine Theaterdekoration in maurischem Style ausgemalt ist, erhebt sich in der Mitte die geräumige Tribune für das Orchester, das allerlei Opernstücke gut ausführt. Rings um dieses gedrängt sitzen die Leute, ebenso an den Wänden des Saales, dazwischen ist ein Gang frei gelassen, in welchem sich eine dichte Masse von Wandelnden langsam fortschiebt, und die Sitzenden beguckt. Ich machte diese

Runde zweimal mit. Hübsche Damen waren wieder nicht zu sehen. Damit war dieser Genuß überstanden, ich war froh nach Hause und einmal vor Mitternacht ins Bett zu kommen.

Uebrigens werde ich auch in diesem zweiten Gasthofe nicht bleiben, ich habe ein niedriges Zimmer im Entresol, und keine Aussicht auf lange hin, hier im Hause ein besseres zu bekommen. An den Pariser Schmutz kann ich mich auch schwer gewöhnen. Die Fenster sind wahrscheinlich seit Erbauung des Hauses nicht gewaschen, ich habe schon einige Male für sie und mich um diese Begünstigung gebeten, vergebens! auch hat sich an manchen Scheiben der Schmutz förmlich krystallisirt und ist vermuthlich gar nicht mehr herunterzubringen. Das Einheizen habe ich auch aufgegeben. Was hilft mir das Feuer im Kamin, wenn ich nicht dabei sitzen, Hände und Füße wärmen und mich dann umwenden kann wie einen Braten am Spieß? Einen Schritt weit seitwärts vom Kamin, hier am Schreibtische, fühle ich schon nichts vom Feuer. Außerdem brennt es nicht gehörig fort; dann schleicht der Rauch ins Zimmer, ich muß aufstehn den Blasebalg zur Hand nehmen. Nun treibe ich den Rauch und Aschenstaub erst recht herein, bis ich endlich wieder lohe Flamme erlangt habe, und in einer Viertelstunde fängt dasselbe Plaisir von vorne an. Du siehst, von der deutschen Behaglichkeit unseres häuslichen Lebens soll mir hier nicht das Geringste zu Theil werden; dazu die Einsamkeit und Verlassenheit, in der ich mich hier im wilden

Gedränge der Menschen fühle. — Geduld! — Ich haspле meine Tage hier eifrig und sorgsam ab, und freue mich, daß übermorgen meine erste Woche in Paris auf den Knäul gewickelt ist, den ich zu künftiger Verarbeitung mitnehme.

Den 26sten.

Gestern war ein uneinträglicher Tag, solche dürfen nicht mehrere kommen. Viele meiner Besuche mißlangen. Ich merke, daß man in Paris viel Zeit verliert, um die Menschen anzutreffen, die man sucht. Der Eine ist nur in der Frühe um 8 Uhr zu sprechen; der Andere steigt erst um 12 Uhr aus dem Bette. Die Visitenstunden gehen so bis 7 Uhr Abends hin; ja Victor Hugo empfängt nur Abends um 9. Wie soll man da die knapp gemessene Zeit eintheilen, ohne empfindliche Lücken zwischen den Besuchen zu haben? Glücklicherweise giebt es auf den Straßen immer genug zu sehen, um einem die Reue für vertrödelte Stunden zu ersparen.

Die merkwürdigste Bekanntschaft, die ich heut gemacht, war Cherubini's. Es ist ein sehr alter, kleiner Mann, mit weißem schönen Lockenkopfe, reinen Gesichtszügen, die Nase geht gerad herunter und ist spitz, das braune noch schöne Auge scheint mit der Lebensmüdigkeit zu kämpfen. Er empfing mich, wie man mir vorausgesagt, brummig und mürrisch; fremde Menschen beunruhigen ihn, er kann dem Gespräche nicht mehr recht folgen. Auf den Schreiber meines Empfehlungsbriefes hatte

er Mühe sich zu besinnen, obschon er vor nicht langer Zeit in lebhaftem Verkehr mit ihm gestanden. Er hielt den Brief mit peinlicher Miene in der Hand, ich mußte ihm den Namen vorbuchstabiren und ihm die deutsche Aussprache des oe erklären. Plötzlich tauchte das Bild in seinem Gedächtnisse auf. Wie von einer Last befreit, wurde er nun freundlich und zugänglich; der Ausdruck meiner Verehrung für ihn, die, Du weißt es, mir wahrlich vom Herzen kommt, schien ihm Vergnügen zu machen. Er wurde gesprächig, ließ sich über die Einrichtung des Conservatoire, dessen Director er ist, freundlich aus, und bestimmte mir die Tage, an welchen ich den Gesangs- und Declamationsklassen beiwohnen könne. Dieser Besuch war aber auch das einzige Erfreuliche, den ganzen Tag über, Regengüsse schikanirten mich, deren einen ich in einer Passage verpaßte. Dieser ganz mit Glas überdeckten Gassen, welche oft in mehreren Abzweigungen die Häusermassen durchkreuzen, und somit auch willkommene Richtwege darbieten, giebt es sehr viele. Sie sind zum Theil mit großer Eleganz gebaut, und bieten bei üblem Wetter oder Abends bei tageheller Beleuchtung sehr besuchte Spaziergänge dar, durch die Reihen der glänzenden Kaufläden hindurch.

Abends ging ich, in der Erwartung, Wilhelm Tell von Rossini zu sehn, in die académie royale de musique. Die Vorstellung war abgeändert, man gab le filtre von Auber, und das Ballet la fille mal gardée. Was war zu thun? Für die Boulevards-Theater war es

zu spät; ich nahm meinen Platz, den ich geräumig und bequem, wie überhaupt Alles in diesem Hause liberal und großartig fand. Der Saal ist der schönste, den ich noch gesehen, er bildet einen weitgezogenen Kreis, wovon ein Viertelabschnitt der Bühne gehört. Zweimal ist die langhinlaufende Linie der Logenbrüstungen durch gepaarte Säulen unterbrochen, welche gleich denen am Proscenium kleine Logen einschließen; dadurch gewinnt der Raum ungemein an Abwechselung und Pracht. Reiche Vergoldung, schöne Malerei an Decke und Brüstungen, dazu die glänzendste Erleuchtung, vollenden den pompösen Eindruck. Am Kronleuchter brennen 70, an den 8 Armleuchtern der Säulen 72 Gasflammen.

Mit der Vorstellung selbst sah es freilich nicht eben so glänzend aus. Allerdings war es eine rasch eingeschobene und abgespielte Oper, aber man hätte doch etwas von der Lebensfrische und der prompten Ausführung gewahren müssen, welche die Bühnen, welche ich bisher sah, charakterisirt. Die Chöre waren matt, die Scenirung leblos, die Choristinnen anstößig häßlich, die Tänzerinnen unausgesetzt in lautem Geplauder und stetem Lachen und Winken ins Publikum. Das Orchester begleitete hart und indiskret, die Decorationen fand ich höchst mittelmäßig. Ich hatte offenbar einen unglücklichen Abend getroffen. Mad. Dorus, eine niedliche Blondine, singt mit vieler Gewandtheit und Grazie, aber die Stimme füllt nur mit Mühe das große Haus; ihr Spiel ist ganz gewöhnlich. Alexis Dupont hat einen schönen, offenklin-

genden Tenor; Massol eine derbe Baßstimme; Levasseur als Quacksalber zeigte den routinirten Sänger, der seine Stimme wirksam zu gebrauchen weiß: aber die letztvergangenen Abende haben mir einen Anspruch auf Leben, Geist, Feinheit und Wärme an das französische Theater erzeugt, den ich ungern vor einer der ersten Bühnen aufgab.

Bevor das Ballet anfing, kam ein Arbeitsmann mit Besen und Gießkanne vor den Vorhang, sprengte und fegte das Proscenium. Das nahm sich in diesem prachtvollen Hause noch anstößiger aus, als das Schnürelegen im Gymnase. Von der modernen Tanzkunst verstehe ich zu wenig, um einen eigentlichen Eindruck davon empfangen zu können, doch möchte ich behaupten, das corps de ballet sei in Berlin bedeutend besser, als hier. Ich sah lauter unzierliche Gestalten, die fast nichts als chassez rechts und links machten. Der Komiker war wieder gut. Als er auch versuchen wollte, zu tanzen, sich dazu die Glieder zurechtschlenkerte und immer dem natürlichen Gelenke entgegen bog, dann die Manieren der Tänzerinnen so frappant und doch so bescheiden parodirte und zuletzt, als man ihn beklatschte, verschämt auf die Seite trat, da hatte ich das erste Vergnügen an diesem Abende, ließ es damit gut sein und ging nach Haus.

Vierter Brief.

Paris, den 27. März 1839.

Gestern habe ich den Gasthof verlassen und mich in einem hübschen Zimmer, bei einem deutschen Schneider, einem Schwaben, eingerichtet. Es leben hier erstaunlich viele deutsche Handwerker, besonders Schneider und Schuhmacher; sie sind hier als die zuverlässigsten und geschicktesten Arbeiter geachtet. Wie geht es nur zu, daß man in Deutschland so gerechte Klage über sie führt?

Abends spielte Dem. Rachel in Bajazet, diesmal sollte sie mir nicht entgehen. Da ich Morgens vor Besorgungen und Besuchen wieder nicht dazu gekommen war, mir einen Platz zu sichern, ging ich schon um halb fünf Uhr nach dem Théatre français, aber wehe mir, schon stand ein unabsehbarer Schweif von Leuten da. Was war zu thun? Mit Freuden nahm ich das Anerbieten an, womit mir einige Kerle entgegenkamen: einen Platz zu Anfang der queue von einem ihrer Genossen zu kaufen. Diese Leute erwerben nämlich ihr Brod damit, schon Vormittags die nächsten Plätze vor den Kassenthüren einzunehmen, die sie dann für einen oder mehrere Franks überlassen. Die Polizeibeamten geben das als ein ganz

legales Geschäft zu. So gehörte ich, Dank dieser Industrie, zu den Ersten, welche nach zweistündigem Warten zur Kasse gelangten, und erhielt noch einen guten Platz. Der Zuschauerraum ist sehr groß, hat vier Ränge, die von vergoldeten Eisenstäben gestützt werden, was bei der bedeutenden Ausdehnung der Logenbrüstungen sehr zerbrechlich aussieht. Hier und in der Academie royale kann man die Logen mit einem Gitter vorn verschließen; in allen Theatern aber aus den Logenbrüstungen Schirme wie Kutschenfenster heraufziehen, um sich dahinter zu verbergen oder gegen das Lampenlicht zu schützen. Das Publikum dieses Theaters und der Academie royale benimmt sich durchaus anständig und würdig. Es war drückend voll, selbst das Orchester den Zuschauern eingeräumt. In Ermangelung der Musik also dienten die drei Schläge auf den Fußboden der Bühne, hier das Signal zum Beginnen in allen Theatern, zur Eröffnung des Stückes.

Zuerst von den Mitspielern Rachels. Beauvallet gab den Vezir Acomat mit fester, ruhiger Haltung. Er trug ein sehr getreues, malerisch orientalisches Costüm; sein etwas gelbes Gesicht mit dem prächtigen schwarzen Barte hatte ganz den ernst brütenden türkischen Ausdruck. Seine Stimme hat einen männlich, markigen Klang, seine Rede war im Ganzen ruhig und natürlich, gewaltig im Affekte. Allerdings fehlten ihm die eigenthümlich französischen Tonfälle und Schwingungen nicht, aber da ich diese von allen Leuten hier, in jedem etwas lebhaften Ge-

spräche, vernommen habe, so darf man sie nicht tadeln, zumal da ich bei dieser gestrigen Vorstellung das outrirte Pathos noch nicht vernommen habe, das man der französischen Tragödie vorwirft. Mit den Anderen aber stand es schlimm. Bajazet wurde ganz schülerhaft gespielt, wenn auch nicht schlecht gesprochen. Dlle. Noblet stellte die Athalide mit jener sentimentalen Monotonie dar, welche überall das Erbtheil der Mittelmäßigkeit ist, es war eben alles kalt, innerlich leblos.

Nun aber Rachel als Roxane. Eine jugendlich, schlanke Gestalt, in grünem Sammet mit Gold gekleidet, getreu nach orientalischem Schnitte, was bei den langen Manschetten der Aermel sogar der Handbewegung hinderlich war. Von einem weißen Shawl war der Turban gewunden, dessen bunte Zipfel auf die Schulter herabfielen. Ein sehr jugendliches Gesicht, das mich an maurische Bilder erinnerte. Die Nase rund, zwischen den Augen etwas eingedrückt, der untere Theil des Gesichtes ein wenig vorgeschoben, der Mund klein, die Augenbrauen etwas hoch über dem Auge. Du merkst wohl, sie ist gar nicht schön, dessenungeachtet ist dies Gesicht von einem geistigen Zauber überflogen, der unter hundert Schöneren ein besonders Interesse abfordern würde. Sie sprach. Ein weicher, nicht voller aber bestimmter Ton, eine genaue Accentuation und eine Deutlichkeit, die selbst dem Fremden keine Silbe entgehen läßt. Ihr Vortrag hat eine Reife, Ruhe und Sicherheit der Modulation, daß man schon nach den ersten Reden fühlt, man habe

es mit einer Meisterin zu thun. Auch später, in der äußersten Leidenschaft, war nirgends etwas Uebereiltes; Ton und Tempo überall richtig abgemessen. Es ist zum Lachen, wenn die Leute sagen, sie habe das Alles aus sich selbst, es sei pures Naturel. Ein solches Gleichgewicht der Darstellung, eine so ruhige Haltung, solche weise Vertheilung der Kraft und des Effektes ist einem rohen Talente nicht eigen, das stürzt sich mit selbstvernichtender Hitze in die Situation. Was wir an Rachel bewundern, ist Alles gelernt, unglaublich schnell gelernt, — und zugegeben, daß sie in Wochen, was Andere in Jahren, begriffen, so gereicht ihre Vortrefflichkeit doch ihrem Lehrer Samson zum größten Ruhme.

Allmählig entwickelte sie nun den Charakter der Roxane, dieses von edlem Stolze, Herrschsucht und unerwiederter Leidenschaft durchwühlten Weibes. Rachel bewahrte äußere Ruhe und feste Haltung, aber die höhnische Bitterkeit, womit sie des Looses der orientalischen Frauen gedenkt, die Erregung, mit welcher sie alle Opfer und Anstrengungen aufzählt, durch die sie den Bajazet mächtig gemacht, dies Alles läßt uns die Furien ahnen, welche hinter dieser stillen, starren Miene lauern. Und nun gedenkt sie der Möglichkeit seines Undankes, mit steigender Heftigkeit:

Quand je fais tout pour lui, s'il ne fait tout pour moi;
Dès le même moment, sans songer si je l'aime,
Sans consulter enfin, si je me perds moi même,
J'abandonne l'ingrat, —

mit der Gewalt dieser Worte scheint sie ihn vernichten zu wollen und wirft dann den Rest der Rede gleichgültig hin: —

et le laisse rentrer,
Dans l'état malheureux, d'où je l'ai su tirer.

So läßt sie uns gleich in der ersten Scene mit Schrecken in den Abgrund einer Seele blicken, die ihrer Leidenschaft ganze Menschengeschlechter hinopfern könnte. Die an sich gar nicht starke Stimme gewinnt dabei einen ehernen, bebenden Klang, eine Macht, vor der man sich fürchtet. Im zweiten Akte, als sie dem Bajazet den Thron und sich selbst förmlich anträgt, ist es kein einziger Accent der Zärtlichkeit, womit sie den Geliebten zu gewinnen sucht; dies Herz ist zu stolz, zu spröde dazu. Sie lechzt nach seiner Liebe, aber sie scheint nur aus freier Gnade ihm ein grenzenloses Glück anzubieten. Bei dieser grandiosen Haltung des Charakters, — der bei einem geringeren Talente vermuthlich in kalten Theaterprunk ausarten würde, — weiß sie die Rede so reich durch Züge und Modulationen der gewöhnlichen Conversation zu beleben und zu erwärmen; ihr Ausdruck ist oft so gehaltreich, daß man augenblicklich erkennt: diese Stücke, mit der dürftigen Handlung, der gedankenarmen Sprache, sind nur durch solche Meisterschaft der Darstellung lebendig zu machen. Hier mehr als irgendwo, muß der Schauspieler aus der Fülle der eignen Poesie schöpfen können und darum waren seit Talma's Tode, bis zu Rachel's Auftreten diese tragédies classiques todt.

Eine Probe von Rachels Art zu nuanciren. Um den Bajazet zu bewegen, sie feierlich und gesetzlich als seine Sultanin zu erklären, verweist sie ihn auf Soliman's Beispiel, der sich mit Roxelane vermählt, und dennoch, sagt sie, hatte diese kein anderes Recht auf den Rang der Kaiserin:

Qu'un peu d'attraits peut-être, et beaucoup d'artifice.

Die ersten Worte spricht sie mit einer gewissen Geringschätzung gegen diese äußeren Reize, sie scheint zu fühlen, daß sie nicht in siegendem Maße damit begabt sei. Dennoch stachelt es sie, auch diesen eitlen Vorzug noch zu verkürzen, so ungläubig und verdächtigend spricht sie das peut-être, und wenn sie nun die letzten Worte zögernd, spöttisch hinzufügt, fühlt ein Jeder ohne weitere Interpretation: hinter diesem leichten Tone berge sich der starre Stolz, der jede List und Schlauheit verschmäht. Ganz besonders gelingt ihr der Ausdruck ironischer Bitterkeit, des tief verletzten Selbstgefühles, das sich verbirgt; doch als Bajazet immer kalt und Ausflucht suchend vor ihr steht, da bricht die Raserei der Leidenschaft los; sie droht, ihn tödten zu lassen, wendet sich schon, den Befehl zu geben, — plötzlich kehrt sie um und das gewaltsame Herabstimmen des Tones zur Mäßigung

Bajazet, écoutez, je sens que je vous aime.
Vous vous perdes. Gardez de me laisser sortir

macht eine große Wirkung. Endlich reißt Bajazet's Kälte die letzte Schranke nieder, sie gesteht ihre volle Liebe zu ihm, überstürmt ihn mit der ganzen Heftigkeit

einer verzehrenden Leidenschaft. Hier sah ich den Ausdruck, dessen ich schon bei der Volnys gedachte, auf seiner äußersten Spitze. Es ist, als wollte sie mit der Flamme ihrer Rede, ihrer Blicke den Geliebten verzehren, vernichten; in der Wollust seines letzten Zuckens schwelgen. In dieser Rede schwoll ihre Sprache zum ersten Male vorübergehend zu jenem hohlen, bollernden Pathos, das von je her den Deutschen, selbst bei den größten französischen Schauspielern, verletzt hat. Nun ruft sie den Vezier, verkündet ihm heftig, sie wende ihren Willen, kehre zum Gehorsam gegen Amurat zurück. Sie giebt ihm Befehle, wild, grimmig, Sortez! herrscht sie ihm zu, mit einer Macht, daß man fühlt, hier sei der Abschnitt und Wendepunkt ihres ganzen Schicksales.

Im dritten Akte kommt sie erst auf die Vermuthung: eine andere Liebe mache den Bajazet kalt gegen sie. Der Moment, wo sie den Abschiedsblick zwischen Bajazet und Athalide bemerkt, geht dem Zuschauer ebenso stechend durchs Herz, wie ihr selbst. Nun aber dies sich in sich selbst Fassen und Aufraffen, der Ton des lauernden Aufhorchens, die Art, mit der sie sich der Athalide entledigt, um allein zu sein, dies Alles ist unbeschreiblich. Wie thürmt sie nun im Monologe die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit des Verschmähtseins vor sich auf, mit jenem gedämpften Tone, der dem sich Erinnern und dem entstehenden Verdacht eigen ist. Der ganze Monolog besteht aus Fragen und sie weiß ihn doch auf das Interessanteste zu nuanciren. Endlich kommt die Botschaft,

auf welche sie sich entschließen muß, und ihre Abgangsworte: et couronons l'amant, ou perdons le perfide! zeigen, daß sie bei der Gewißheit keinen Augenblick mit ihrer Entscheidung zögern werde.

Der vierte Akt ist der Gipfel der Darstellung. Mit leichenfahlem, eisigem Gesichte tritt sie zu Athalide, zeigt ihr Bajazets Todesurtheil, um zu prüfen, ob die Liebe beider gegenseitig, das Verständniß entschieden sei. Mit kalter Grausamkeit betrachtet sie Athalide und spürt der Wirkung des Giftes nach, das sie ihr ins Herz gießt: Que vous semble? fragt sie mit einer entsetzlichen Gleichgültigkeit; aber als sie nun Gewißheit hat, schwillt im Monologe der grimmige Haß gegen die Liebenden, die wilde grausame Rachgier still und furchtbar an. Dann in rasender Wuth den Dolch hervor reißend und ihn vor sich hinstoßend, schmettert sie die Worte:

Et, d'un même poignard les unissant tout deux
Les percer l'un et l'autre, et moi-même après eux.

daß den Zuschauer ein Schauer nach dem Anderen überläuft. Welche Gluth steigt in dem starren Gesichte auf, welche Hyänenblicke zu den zusammengefalteten Mienen, der grimmig vorgeschobenen Kinnlade, und dabei welcher Jammer auf dem jugendlichen Antlitze! Es ist das Grauen vor der dämonischen Gewalt in der Menschheit überhaupt, das uns ergreift, die Künstlerin erhebt dadurch den individuellen Zustand zum Allgemeinen, was das Gedicht an sich so ganz und gar versäumt.

Dieser Ausdruck der von Leidenschaften ganz durch-

stürmten Seele, dieses Gereiftsein zum Fürchterlichsten, mag auf das erste Urtheil in unvereinbarem Gegensatze zu der Jugend der Darstellerin stehen, aber es erscheint bei Rachel Alles unmittelbar werdend, wir sehen es entstehen unter dem Einflusse der Umstände. Dazu weht ein Hauch des tiefsten Schmerzes durch diese Wildheit, unser Mitleid wiegt den Abscheu auf, uns ist, als hätte mit dieser Liebe ein rasendmachendes Gift sich in die Adern des unseligen Weibes geschlichen, als wäre Roxane ein wüstengeborenes Kind, in der Verlassenheit von Hyänen gesäugt, und nun, auf der Woge der Erdengröße getragen, bräche die Natur des reißenden Thieres hervor.

Als die Vertraute ihr den aufgefangen Brief Bajazets an Athalide bringt, wie furchtbar spielt sie die Erwartung, den Zweifel, der sie das Blatt in der Hand knittern läßt, bevor sie liest — und nun welch ein Ausbruch! Dies Weinen des stolzen, entsetzlichen Weibes, wer könnte das ohne die tiefste Erschütterung sehen? Im letzten Zornausbruche kam der übelklingende, überpathetische Ton wieder vor, aber wer möchte kritteln bei solch einer Leistung?! Der letzte Akt läßt die Rolle der Roxane die letzten Foltergrade der endlosen Fortdauer desselben Zustandes durchgehen. Wie im ersten Akte steht sie immer noch dem Bajazet gegenüber und fordert mit Drohungen seine Liebe. Die Handlung ist fast um nichts vorgerückt. Es gehört die größte Meisterschaft dazu, um dem Zuschauer das Interesse für Roxane zu erhalten. Obenein verschwindet der Charakter zuletzt völlig. Eine

Nachricht ruft Roxane ab, sie kommt nicht wieder, man hört, sie sei getödtet. Was soll man von der Classicität eines Dichters denken, der seine Hauptkaraktere also zu Ende bringt; mit Bajazet und Athalide geht er nicht besser um. Indeß gelingt es der Rachel doch, auch im letzten Akte noch eine neue, stärkere Färbung zu bringen, indem sie mit schadenfroher Ironie, mit der Eiseskälte der entsetzlichen Grausamkeit zu Athalide sagt, welche zu ihren Füßen eine großmüthige Begünstigung ihrer Liebe erfleht,

Loin de vous séparer, je prétends aujourd'hui
Par des noeuds éternels vous unir avec lui
Vous jouirez bientôt de son aimable vue.

Dies ist der erste Eindruck, den ich mir von Rachel zu fixiren gesucht, andre Darstellungen werden wohl noch Manches berichtigen und ergänzen. Das Publikum nahm natürlich jeden hervortretenden Moment der Darstellung mit Jubel auf. Bei einem Applaudissement ließ sich eine scharfe Pfeiffe hören, ein Laut des Unwillens schwoll durch das ganze Haus, ihm folgte donnerndes Klatschen, Stampfen, Schreien: à la porte! Man wollte sich gar nicht beruhigen. Später wurde noch einmal gepfiffen. Noch rasenderer Lärmen ohne Ende, man schrie wüthend nach der Gallerie hinauf, woher das Pfeiffen tönte, dort oben hörte man laute Rechtfertigung. Wäre der Pfeiffer unten gewesen, ich glaube, die jungen Leute in meiner Nähe hätten ihn zerrissen. Man spricht viel von Anfeindungen der Dlle. Mars gegen Rachel, sie fürchte das aufgehende Gestirn werde ihr Untergehendes verdunkeln. Dies Pfeiffen

aber halte ich für den Streich eines Spaßvogels, vielleicht gar eines Freundes der Rachel; denn daß durch dergleichen Angriffe der Beifallssturm nur gesteigert werden muß, begreift ein Kind.

Der Tragödie folgte ein Lustspiel, 1760 ou les trois chapeaux. Hier sieht man auch eine Dame, die zwei Liebhaber hat, deren Hüte mit dem ihres Mannes auf drollige Weise verwechselt werden; aber es geht hier nicht nur anständig zu, sondern durch die Libertinage der geschilderten Zustände hindurch macht sich auch eine sittliche Gesinnung geltend. Mad. Brocard spielt mit vieler Feinheit und Haltung, Dlle. Mante charakterisirt die Aristokratie jener Zeit sehr gut, Provost und Charles spielen ächt altfranzösisch, der Letztere vielleicht zu schnellfüßig, valetmäßige, für einen alternden Marschall. Mit dem Liebhaber sah es aber traurig aus, es scheint doch wahr zu sein, daß die Eifersucht der älteren Schauspieler nur den mittelmäßigsten jungen Talenten den Zutritt zum théatre français gestattet.

Fünfter Brief.

Am Charfreitage.

— — — — — — — — — — und glaube mir, gerade hier in Paris, in der üppigsten Fülle des überreich bewegten Lebens, hier wo das sinnliche Sein auf die höchste Spitze getrieben, die Rennbahn offen ist für jede Fähigkeit, und Du Alles in athemlosem, ehrgeizigem Drängen siehst, hier gerade verblassen und verschwinden einem die nächtigen Irrlichter aller eitlen Wünsche und das stille Glück beschränkter Liebeskreise geht mit Mondesklarheit auf. Hier, wo das ungeheuere Leben alle Individuen verschlingt, wo Einer an dem Anderen sich verzehrt, und die Gesellschaft eine bedeutende Persönlichkeit nach der anderen verbraucht und Keinem Friede und Freude dadurch wird, hier kann man lernen, weise sein. Hier fühlt man es: unser eigenstes, persönlich ewiges Leben gedeiht nur in dem stillen Kreise derer, die unserer Seele ganz und ewig angehören; da nur sind wir wir selbst, Herrscher, Könige, und die freie Selbstbestimmung ist unser bis an das Ende. Wer außer diesem, ihm eigenen Kreise herrschen will, verliert sich selbst, indem er Ungemessenes zu gewinnen denkt. Es wirke ein jeder nach seiner

Kraft, so lange es Tag ist, und er freue sich, wenn die Spuren seiner Thätigkeit weithinreichen, aber sein ganzes Wesen gebe er nur hin an den stillen Zauberkreis seiner Liebe, dessen unsichtbar und scharf gezogener Grenze nichts Fremdes nahen darf, wie die Planeten durch die Gewalt ihres Umschwunges sich fern von einander halten und ihre Bahnen frei. Sie gehören alle dem großen Weltsysteme an, sind sich alle einander nothwendig, aber in sich ist ein jeder selbst eine Welt eigner Art und selbstständigen Wesens. Wie lieb und hold erscheinen mir von hier aus unsere deutschen planetarisch geformten Familienkreise, wo sich Alles um sich selbst dreht; ich habe oft darauf gescholten, aber nun erkenne ich, welches Gedeihen sie dem menschlichen wahren Sein bringen. Hier schießt alles in wilden Cometenbahnen aus- und durcheinander, in jedem Augenblicke fürchtet man Zusammenstoß und Vernichtung; das nimmt sich prächtig aus, es wird in diesem wilden Wettstreite auch Großes erfochten; — aber welch eine Menge von Seelenopfern fallen diesem raschen Civilisationsprozesse!

Ich habe gestern auch ein paar moderne Kirchen gesehen. Die Magdalenenkirche ist nicht vollendet, man baut noch an der innern prachtvollen Ausschmückung; es ist ein säulenreicher, schöner griechischer Tempel, sieht ebenso aus wie das Börsengebäude, aber nicht wie eine christliche Kirche. Die weite, prächtige Wölbung innen hat drei kuppelartige Abtheilungen, und erhält das Licht von oben. Schöne Säulen, mit reich vergoldeten Kapitälen

reihen sich umher, die Bogenausschnitte werden mit Bildern geziert. Es ist ein majestätischer Bau, und wenn man dort auf dem Hochaltare eine Bildsäule des Jupiter von Elfenbein und Gold errichtete, fände ich alles in schönster Ordnung, was aber soll der Dulder am Kreuze in diesem Prunksaale? In der Kirche der h. Jungfrau von Loretto war ich auch; wie elegant ist sie logirt! Alles prangt von Marmor, Bronze und Mahagoniholz, von modernen Bildern und zahllosen Bronzelüstres, von der modernsten Form. Das sieht alles so modisch und kleinlich aus. Mir scheint, der griechische Baustyl könne die überreiche Verzierung nicht ertragen; harmonische Einfachheit sei sein Wesen. Wie majestätisch bleiben dagegen die gothischen Kirchen auch bei der reichsten Aufschmückung; der grandiose Entwurf ihrer Formen ist darauf berechnet.

Auch die Säule auf der place Vendôme habe ich bestiegen. Man erhält von dem invaliden Sergeanten, dem Wächter dieses Monumentes, eine Handlaterne als einzige Begleitung, damit steigt man die 616 Stufen der enggewundenen dunklen Wendeltreppe hinauf, welche die Säule in sich schließt. Oben tritt man auf eine Gallerie hinaus, welche unmittelbar unter der Kuppe, auf welcher Napoleons Bildsäule steht, ringsum läuft. Es war stürmisch und regnete zu Zeiten, aber einzelne Sonnenblicke beleuchteten das majestätische Rundbild. Zu meinen Füßen lag das Riesenweib Paris gelagert, weit, fast unabsehbar streckte sie die Glieder bis in die Ferne hinaus. Man vermißt die ruhigen Dächerreihen, welche anderen Städten

von der Höhe gesehen, ein friedliches, geordnetes Ansehen geben; die vielen Schornsteine, zu thurmartigen Massen oder breiten Mauern verbunden, welche aus den Dächern aufsteigen, lassen Paris so wild und unförmlich erscheinen, daß man nur Ruinen oder unvollendeten Neubau zu sehen glaubt. Ein treffendes Bild des Lebens hier! Schöne, prächtige Thürme und Kuppeln erheben sich aus diesen wilden Massen, welche zu der stattlichen Höhe des mont martre hinaufsteigen und sich auf den umringenden Hügelreihen in Vorstädten und angrenzenden Dörfern verlieren. Ein wunderbarer, unvergeßlicher Anblick!

— — — — — — — — — — —

Abends besuchte ich das Théatre de la renaissance, wozu mich der Unternehmer Herr Joly, ein sehr artiger Mann, mit einem ruhigen orientalischen Gesichte und einem prächtig langen, schwarzen Barte, eingeladen hatte. Die freien Entreen werden hier auf eine Art ertheilt, die dem Empfänger jedes drückende Gefühl einer empfangenen Gunst ersparen. Ich erhielt eine Karte, auf welcher Billet de droit gedruckt stand, und wodurch mir der Zutritt zu den ersten und besten Plätzen, ganz nach meiner Wahl, geöffnet war.

Dies Schauspielhaus ist das ehemalige Théatre nautique, innen ganz neu und reich im Renaissancestyl verziert; der Saal ist sehr groß, hat vier Ränge, die oberen treten weit zurück. Plätze, Corridore, Foyer, Alles ist geräumig und elegant.

Man gab Mlle. de Fontanges, eine Comödie mit

neuen Gesängen; diese waren aber so opernmäßig componirt, so stark instrumentirt, daß die tüchtigsten Sänger nur damit hätten fertig werden können, der Vaudevillegesang der Schauspieler wurde dadurch in das übelste Licht gesetzt. Diese Gattung wäre an und für sich entschieden zu tadeln, da sie weder Oper noch Vaudeville ist und doch beides, so daß weder Sänger noch Schauspieler sie genügend darstellen können, aber es birgt sich ein Manöver dahinter. Dies Theater, das alle Gattungen spielt, und dem es daher schwer wird, sich beim Publikum recht in Credit zu bringen, will sich allmählig das Recht beilegen, kleine komische Opern aufzuführen, wozu das Théatre royale de l'opéra comique das ausschließliche Privilegium hat, darum fängt es an seine Vaudevilles der Oper zu nähern. Das Stück wurde ziemlich gut gespielt, nichts war schlecht, nichts ausgezeichnet daran, das Costüm ausgenommen, welches wieder mit der äußersten Treue und Sorgfalt gewählt war.

Dann wurde Diane de Chivry von Soulié gegeben. Ein wunderliches Stück, in welchem die zartesten und furchtbarsten Zustände auf eine langsame Folter gebracht werden, in dem aber äußerst lebendige Situationen und ein paar sehr schöne Charaktere sich finden. Diane, eine Blinde, von Mad. Albert ganz vortrefflich dargestellt, wird von einem Unwürdigen verführt. Ihre beiden Brüder fallen im Zweikampfe, um ihre Ehre zu rächen, da sie einen edlen, aber wildheldenmüthigen Mann zum Kampfe zwingen, den sie für den Verführer halten. Diane

wird mit dem Geständniß ihrer Schuld nicht nur ihrem Vater und ihren Brüdern, sondern auch mit der peinlichen Erzählung des ganzen Herganges dem fremden Manne, dem Mörder ihrer Brüder, endlich gar dem öffentlichen Gerichte gegenüber gestellt. Man kann die Weiblichkeit kaum ärger martern. Diese Debatten, ob hier séduction oder violence gewaltet habe, sind kaum zu überdauern, dennoch wußte die Darstellerin dem Charakter eine rührende Reinheit und Schönheit zu bewahren, die aus aller entwürdigenden Anfechtung stets wie der helle Mond aus finsterem Gewölk aufstieg. Welche meisterliche Einzelheiten bot ihr Spiel dar! Sie findet einmal Journale auf dem Tische, in denen sie Nachrichten über ihren entflohenen Verführer vermuthet; wie die arme Blinde nun tastet und tastet, in Verzweiflung das Gesicht gegen die Blätter drückt, als würde sie dann lesen können, und nun ächzend über den Tisch hinsinkt, — es war unübertrefflich! Jemand, den sie ausfragen will, entschlüpft, sie sucht ihn durch das ganze Zimmer, will ihn halten und rennt gegen die Vertafelung der Hinterwand. — Das Alles ist so furchtbar und kann in der Darstellung leicht kraß und widrig werden; die Darstellerin aber wußte es durch den süßen Schmelz ihres ganzen Wesens rührend zu lindern. — Als die Großmutter gegen Diane's Vater aussprechen will, daß sie entehrt sei, mit welchem Jammertone fällt sie ihr ins Wort und stürzt in ihre Arme, in die Knie, das Gesicht an dem mütterlichen Busen bergend, ganz den Rücken gegen das Publikum; — eine

wunderschöne Gruppe! — Dabei hat die Rede der Albert fast niemals das markirt Französische, ihre Affekte sind alle reiner und weicher als bei Leontine Volnys.

Guyon spielt Asthon, den fälschlich für den Verführer Gehaltenen, einen ächt französischen, heroischen Charakter. Es ist merkwürdig, wie den Franzosen dieses festgeschlossene, männlich kriegerische Wesen gelingt. Solch ein Kerl ist durch und durch wahre Heldengröße in dieser edlen Ruhe voll Mark und Kraft, dieser niederschmetternden Gewalt des Zornausbruches. Sollten diese Individualitäten nicht ein Produkt des kriegerischen und politischen Lebens sein, welches die jetzige Generation erzogen hat? Ich glaube es fast, und der Mangel eigentlich idealer, vergeistigter Gestalten auf der französischen Bühne läßt mich auch schon ahnen: worin sich die Verschiedenheiten zwischen der deutschen und der französischen Eigenthümlichkeit auf der Bühne kund thun. Ich werde noch genauer sehen. Genug, Guyon war trefflich. In der vollen Klarheit und Ruhe der Rede, beim Erzklange dieser schönen Männerstimme, spürte man schon die Kraft, den Löwengrimm, der die beiden Jünglinge vernichtet, welche ihn zum Zweikampf zwingen. Seine körperliche Haltung hätte ich edler gewünscht, die Beine schleppten etwas; überhaupt bin ich erstaunt über die Vernachlässigung der Plastik, fast bei allen Schauspielern, die ich bisher gesehen. Gang, Haltung, Bewegungen sind unglaublich unschön; die Ausnahmen sind selten, und kommen nur dem Gymnase zu Gute.

Den 30sten März.

Gestern am Charfreitage fand ich die Straßen, wie an jedem andern Tage, voll Lärmen und Gedränge, alle Läden offen, die Handwerker bei den Bauten in voller Arbeit. Auf den Boulevards wogte die Menge den elysäischen Feldern zu, denn das heitere Wetter versprach eine glänzende Promenade nach Longchamp. Dies gepriesene Schauspiel sollte mir denn also auch zu Theil werden. Diese Promenade stammt von einer Wallfahrt her, welche die Pariser schon in den frühesten Zeiten am Charfreitage nach der beim Dorfe Longchamp gelegenen Klosterkirche unternahmen. Ihre fromme Bedeutung ist im Verlaufe der Zeiten ganz verschwunden; den Luxus in Kleidern und Equipagen zu zeigen, ist jetzt ihr Zweck geworden. Die ursprünglich andächtige Pilgerung nach der Abbaye de l'humiliation de nôtre dame hat sich in die Promenade der Hoffahrt und Prahlerei unserer Damen verwandelt. Da das Wetter möglicherweise am Charfreitage diesem Zwecke ungünstig sein kann, so fängt die Promenade schon am Mittwoche an, und dauert bis Freitag. Alles, was Wagen und Pferde besitzt, was reitet oder einen Fiacre bezahlen mag, bewegt sich in langen Reihen die große Allee der champs élysées bis zum Triumpfbogen hinauf, auch wohl darüber hinaus, aber nicht mehr bis Longchamp selbst, und kehrt wieder zurück, um dieselbe Tour von 3 bis 6 Uhr zn wiederholen.

Von Nationalgarden, Soldaten und Polizeibeamten werden die Spaliere für Wagen und Reiter unterhalten, die Fußgänger bewegen sich in den Seitengängen, sitzen auch wohl auf gemietheten Stühlen längs des Fahrweges. Weiter vom Wege ab haben Verkäufer, Glücksspieler, Jongleurs, Kunstthiere, Equilibristen, wilde Männer u. s. w. ihr Reich gegründet, in dem es lebhaft genug zugeht. Die Buden haben an der Front neben den riesigen Bildern und Ankündigungen eine Art von Balkon, worauf die Hanswürste in schmutzigen Kitteln ihre Späße treiben, auch einige geputzte Damen und Herren im Bettelstaate etwas von ihren Künsten zeigen, um die Leute hereinzulocken. Der Eigenthümer ladet dazu unaufhörlich ein, und das klingt bei der übertrieben pomphaften Weise der Franzosen komisch genug. Wenn nach einigen öffentlich zum Besten gegebenen Kunststücken die Gaffer vor dem kreisenden Teller zurücktreten und nichts zahlen, dann hört man eine Rede über den Undank der Menschheit, welche am Ende doch noch einige Wirkung hervorbringt.

Wir gingen die Allee hinauf. Es war freilich eine unabsehbare Menge von Wagen da, aber besondere Pracht und Eleganz bemerkte ich nicht, wenigstens nicht mehr, als wir an Gallatagen auch bei uns sehen. Der Ruf dieser Promenade ist also übertrieben oder es ist wahr, daß auch sie, wie alles Alte, hier in Verfall geräth.

Ich sah nur 3 bis 4 Sechsspänner; ein großer eleganter Familienwagen mit sechs Rädern, inversible genannt, war das einzige mir Neue.

Wir bestiegen den Triumphbogen, der in grandiosen Verhältnissen ausgeführt, und an der Front mit kolossalen Reliefs geziert ist. Auf der einen Seite wird Napoleon von der Siegesgöttin gekrönt, auf der Andern führt der Ruhm, über einer Gruppe von Kriegern schwebend, diese zum Kampfe hinaus. An den Portalblenden sind die Namen gewonnener Schlachten und ausgezeichneter Krieger angeschrieben. Eine herrliche Aussicht hat man wieder von der Zinne des Monumentes. Man befindet sich nicht in Mitte hoher Gebäude, sondern am Ende der Stadt. Zunächst ist man umringt von hübschen Gärten, zierlichen Häusern der Vorstadt, dem Gehölz von Boulogne und glatten Feldern, die mit äußerster Sorgfalt bestellt sind. Ueberall begrenzen Höhen mit weich geschwungenen Linien den Horizont. Vorn streckte sich die lange breite Allee der champs élysées aus, mit der ununterbrochenen Wagenkette und der bunten Zuschauermenge; links steigt die Stadt den Mont martre hinauf und dehnt sich im Halbkreise bis in die Nebelferne weithin aus.

Auf dem Rückwege traten wir in das Navalorama ein und sahen ein bewegtes Seebild mit wechselnder Beleuchtung, salutirenden Schiffen u. s. w. Es war recht artig, aber die pomphafte Ankündigung ließ mehr erwarten; wir haben dergleichen auch schon viel besser im Diorama gesehen.

— — — — — — — — — — — —

Onslow gehörte zur Tischgesellschaft, er ist ein rüsti-

ger Mann zwischen 50 und 60 Jahren, von behäbiger Gestalt, vollem röthlichen Gesichte mit ächt französischen Zügen, grauem Haar. Ich fand ihn überaus höflich, lebhaft im Gespräch; mit dem herrschenden musikalischen Geschmacke zeigte er sich rückhaltlos unzufrieden.

Meinen Platz beim Concerte im Conservatoire verdankte ich wieder der freundlichen Aufopferung eines Abonnenten. Wie wenige Fremde sind so glücklich darin, wie ich; wie Manche müssen vielleicht Paris verlassen, ohne diese Wunder der Musik kennen gelernt zu haben!

Heut erfuhr ich auch, daß nicht eigentlich das Conservatoire diese Concerte giebt, sondern eine unabhängige Gesellschaft von Musikern, welche vor 11 Jahren zusammentrat, um die großen deutschen Instrumental-Compositionen in möglichster Vollkommenheit aufzuführen. Diese Männer haben unter der Leitung Habeneck's, des Orchester-Dirigenten bei der académie musicale, durch den unermüdlichsten Fleiß von Jahr zu Jahr eine immer größere Trefflichkeit der Ausführung erreicht. Die ersten 5 Jahre hindurch, gestanden mir einige Mitglieder, wären ihnen Beethoven's Compositionen nicht verständlich gewesen, aber sie hätten nicht nachgelassen in unausgesetztem Studiren, bis sie zur Klarheit hindurchgedrungen. Daß uns die Franzosen in Emsigkeit, unverdroßenem Fleiße und einem Arbeitseifer übertreffen, der sich nur mit Erreichung der höchsten Ziele begnügt, — das sollte uns billig sehr verdrießen, die wir uns immer dieser stilleren Tugenden rüh-

men, sie auch in der That besitzen, aber nie zu so glänzenden Resultaten zu führen wissen.

Das Conservatoire, dessen großen Saal die Gesellschaft für ihre Concerte gemiethet, hat sich nach und nach denselben angeschlossen durch Aufführung von Chören und einzelnen Solostücken ihrer Zöglinge.

Das gestrige Conzert bestand aus Beethovens Synfonie in a, dabei kamen wieder ganz merkwürdige Effecte vor. Im Andante haben Violoncelle und Bässe ein kurzes Thema allein zu spielen, das geschah sehr delikat im piano, man war schon völlig zufrieden damit. Nun aber wurde das Thema wiederholt ganz, ganz pianissimo mit fast unglaublicher Sauberkeit und Zartheit, man begriff kaum, wie die rauhen Contrabässe sich zu solcher Elfenmusik gebrauchen ließen. Dann das Scherzo, eine wahre Hetzjagd der Instrumente, mit reißender Geschwindigkeit und doch präcis ausgeführt. Später spielte man das Septett von Beethoven mit orchestermäßiger Verdoppelung. Die Gleichheit des Bogenstriches manifestirte sich hier am frappantesten, als alle ersten Geigen unisono die Cadenz ausführten, so ungezwungen im Vortrag, retardirend und dann wieder eilend, so glatt und leicht, als ob die Laune eines einzigen Virtuosen sich frei erginge. Die Art, wie dies Orchester Noten losläßt, Figuren abnimmt, Reminiscenzen hervorhebt, wie scharf ein staccato gemacht wird, wie das forte zuschlägt, — das ist nicht zu beschreiben, und kaum durch Worte aus-

zuloben; das Herz möchte einem dabei vor Wonne aus der Brust springen.

Zwischen diesen Stücken sang der Chor eine Motette von Cherubini, ein schönes Stück; aber der Gesang schwankte, war auch ungleich in der Stimmstärke, es war nicht die Vortrefflichkeit, die ich beim ersten Conzerte bewunderte; ich glaube das Stück war ihnen schon zu schwer. Ein Knabe sang die Arie in der Motette sehr gut und mit einer wahren Engelstimme. Döhler spielte darauf Klaviervariationen von seiner Composition mit äußerster Fertigkeit; den Beschluß machte der erste Theil von Haydn's Schöpfung.

Die Chöre sangen nicht übel, aber wir hören sie in Deutschland oft viel besser. Die französische Ueberfetzung thut dem Rythmus oft Eintrag und nimmt auch den Recitativen etwas von ihrer Gewandtheit. Die Soli wurden vou Sängern der académie royale sehr gut gesungen, mir wollte nur scheinen, der Geist der ganzen Composition sei ihnen fremd. — Das war wieder ein interessanter, unvergeßlicher Abend!

Den 31sten März.

— — — — — — — — — — —

Bei meinem gestrigen Durchkreuzen der Stadt haben die Omnibus mir die größten Dienste geleistet. Das ist eine ganz vortreffliche Einrichtung. Denke Dir, daß unzählige große, geschlossene Wagen unablässig die Stadt

nach allen Richtungen hin durchkreuzen, unterwegs Leute aufnehmen, absetzen, sie anderen Wagen zur Beförderung nach Seitenrichtungen hin übergeben, und man so mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit für den Preis von 6 Sous (2½ Sgr.) die ganze ungeheure Stadt durchschneiden kann. Wenn man des vorüberfahrenden Wagens bestimmte Tour nicht kennt, die mit großen Buchstaben außen angeschrieben ist, so hat man nur dem Conducteur, der hinten an der Thüröffnung des Wagens auf der kleinen Treppe steht, den Namen der Straße zuzurufen, wohin man will. Er schüttelt den Kopf, wenn er nicht des Weges fährt, giebt auch höflich Auskunft, wo man den rechten Wagen zu suchen habe, wobei er wohl gar von seiner Treppe heruntergesprungen ist und nun den Wagen im Laufe wieder einholen muß. Fährt er jedoch in gewünschter Richtung, so nickt er und zieht die Schnur, der Kutscher hält an, man steigt die wenigen Stufen des bequemen Treppchens hinauf, und sucht sich im Wagen, in welchem rechts und links die Bänke der Länge nach, für 14 bis 16 Personen, hinlaufen, einen Platz. Kaum hat man den Fuß im Wagen, so rollt dieser schon weiter, der Conducteur hat wieder die Schnur gezogen, und mit einem klingenden Ruck an einem durchsichtigen Zifferblatte bezeichnet er durch Fortschreiten des Zeigers, daß eine Person eingestiegen sei; dies Letztere ist die Controlle der Einnahme. Im Fahren zieht man nun gemächlich die Börse und bezahlt. Sitzt man fern vom Conducteur, so wandert das Geld von Hand zu

Hand der Fahrgäste, die feingekleidete Dame nimmt es vom Arbeitsmanne im blauen Kittel und giebt es weiter; das geht alles leicht, gewohnt und ohne Anstoß. Zum Aussteigen zieht der Conducteur wieder die Schnur und läßt den Wagen halten. Geht es gerade bergauf, was in Paris nicht selten ist, also langsamer, so pflegen Herren, auch ohne daß der Wagen anhält, ein- und auszusteigen. Wer einen Seitenweg zu machen hat, wird unterwegs bei einem der vielen Büreaux abgesetzt, und mit einer Marke versehn, welche als Bezahlung für den anderen Wagen dient, den man hier schon vorfindet, oder in einem Zimmer bei dem Beamten erwartet. Dies Alles erscheint in der Erzählung umständlich und sehr aufhaltend, ich versichere Dir aber, es geht bequem und schnell.

Gestern gerieth ich nun in ein für mich ganz neues Stadtviertel. Die place royale, jetzt eine stille, abgelegene Gegend, war zu Ludwigs XV. Zeit der Tummelplatz der Eleganz. Der Platz ist rundum mit Häusern im holländischen Style, mit hohen Dächern wie die Tuillerien und ringsumlaufenden Bogengängen bebaut, beschnittene Linden zieren ihn, in der Mitte Ludwigs XV. Reiterstatue. Man glaubt in einer andern Stadt zu sein. Ich wanderte durch stille, menschenleere Straßen, aber näher der Seine fand ich lärmendes Gedränge in engen schmutzigen Gassen wieder. Ich kam bei dem hôtel de ville, einem stattlichen Gebäude aus Ludwigs XIV. Zeit, auf dem Grêve-Platz heraus, wo die Hinrichtungen

Statt finden. Von der Kettenbrücke — Pont d'Arcole — hatte ich einen prächtigen Blick auf die Seine und das alte Paris. Hier zeigt die Stadt eine würdige, historische Physionomie. Die alte Cathedrale Nôtre dame steigt aus den Häusermassen drüben auf der isle du palais auf, andere alte Thürme ragen aus späteren Anbauten hervor, viele schöne Brücken wölben sich über dem breiten Strom, der sich an der zweiten Seineinsel sehr malerisch spaltet, an den breiten Quais ziehen sich mächtige Häuserreihen hin; alles hat hier einen ernsten, grandiosen Zuschnitt, man fühlt sich im ursprünglichen Kerne der merkwürdigen Stadt. Die jetzige elegante und beliebteste Gegend derselben beim palais royal, den besuchtesten Boulevards und den Theatern ist ganz modern.

Abends besuchte ich das théatre de la rénaissance, um Werners 24. Februar zu sehen. Das Stück war in gereimte Alexandriner übersetzt und der preciöse Ton, den es dadurch bekommen, stand nicht in Harmonie mit den roh gezeichneten Charakteren und der grausigen Handlung. Guyot als Vater war ganz vortrefflich. Die Maske mit dem wilden grauen Haare, die Hirtentracht, ein Wamms von Schaffellen sehr charakteristisch. Der bittere Hohn, die hartnäckige Widersetzlichkeit, der übermannende Grimm gelangen ihm vollkommen. Zu Anfang hätte er an äußerstem Ausdrucke etwas sparen können. Die Frau wurde von Mad. Payre ohne eigentliche Charakteristik gegeben, Montdidier, der den Sohn spielte, zeigt sich immer als guten, aber ächt französischen Schauspieler, die

stets vorgestreckten oder erhobnen Hände kommen fast gar nicht aus der zitternden Bewegung. Melodramatische Musikbegleitung machte an vielen Stellen gute Wirkung. Dem Publikum wollte das Stück dennoch nicht behagen. Die bestellten Klatscher unter dem Kronleuchter thaten ihr Möglichstes, aber die Unruhe nahm während des Stückes zu und am Schlusse wurde sogar gepfiffen.

Es ist merkwürdig, wie langsam die deutsche Litteratur sich den Franzosen mittheilt, sie halten noch bei Perioden, die wir schon völlig überlebt haben, und schöpfen immer noch ihre Neuigkeiten aus unseren veralteten Schauerstücken.

Sechster Brief.

Paris, den 1. April 1839.

Gestern am ersten Ostertage war ich in der Kirche St. Eustache, wo die beste Kirchenmusik an großen Festtagen gemacht wird, und wohin die Menge deshalb drängt. Schon eine halbe Stunde vor Beginn der Musik war die Kirche überfüllt, mit Mühe verschaffte ich mir einen Ueberblick der architektonischen Schönheiten. Die Ornamente sind im Renaissancestyl, die fünf Schiffe mit Rundbögen auffallend schmal. Das Mittelschiff, in dem das Orchester aufgebaut war, hatte man abgesperrt; zwei Frauen, unterstützt von einem Municipalbeamten, hüteten den Schlagbaum und ließen nur diejenigen ein, welche einen Platz auf den Stühlen bezahlten, die in dem eingehegten Raume aufgestellt waren. Bald aber hatten sie weit mehr Personen eingelassen, als Stühle da waren. In dem unangenehmsten Gedränge entstand nun ein Streit zwischen den habsüchtigen Weibern und einigen Herren, die sich die Prellerei nicht gefallen lassen wollten und schreiend ihr Geld zurückverlangten, während die Glocke vom Hochaltare her das stille Meßopfer verkündete. Es war recht widerlich. In der Hitze des Gedränges, ge-

floßen und gedrückt, durch lautes Schwatzen, Lachen, Schimpfen ganz verwirrt gemacht, erwartete ich ungeduldig genug den Beginn der Musik, die von einem jungen Componisten, Namens Elwart, war. Nur das Kyrie und Gloria hielt ich aus, es klang gut, wenn auch ein wenig weltlich; aber ich befand mich zu übel in dem abscheulichen Gedränge, arbeitete mich mühsam in's Freie, und freute mich, daß in Deutschland viel bessere Kirchen-Musik, mehr Andacht und mehr Achtung für die heilige Kunst und den heiligen Ort zu finden sei.

Mittags besuchte ich den Louvre wieder. Man zeigte mir heut die Spuren des Julikampfes auf den Fluren und Gallerien der Seite, welche die Schweizergarde hartnäckig gegen das Volk vertheidigt hat. An Wänden und Säulen sieht man deutlich, wo der Hagel von Flintenkugeln dagegen geschlagen; zertrümmerte Spiegelgläser findet man noch an mehreren Stellen. Die Façade der Kirche St. Germain l'auxerrois gegenüber wird restaurirt, sie war ganz zerschossen.

Der Kampf auf diesem gar nicht großen Platze muß entsetzlich gewesen sein. Es wurden zu jener Zeit gerade Reparaturen am Louvre vorgenommen. Von dem einen, etwa 20 Fuß über der Erde erhabnen Säulengange aus war ein schmales Bohlenlager schräg hinabgebaut, um Steine hinunter zu schurren. Diese schmale Bahn soll ein Straßenjunge im ärgsten Kugelregen hinaufgeklettert sein, als der Kampf in der äußersten Schwankung war, die dreifarbige Fahne aufgesteckt, und so dem Volke

den Antrieb zum letzten Sturme und Siege gegeben haben.

Ob dieser Zug wahr ist, weiß ich nicht; glaublich ist er mir nach allem, was ich hier wahrnehme. Schon in den Knaben findet man die Lebensverachtung, den soldatischen Geist ausgebildet, der den Franzosen so eigenthümlich ist. Das Leben in irgend einem Kampfe hinzugeben, scheint ihnen die allerbeste Anwendung davon, darum ist auch das Duell hier so schwer auszurotten. Der Franzose schlägt sich ohne anderen Grund, als aus Freude am Kampfe.

Dicht am Palais ist eine Anzahl der Opfer des Julikampfes begraben, Cypressen sind dabei gepflanzt, ein Paar verwitterte dreifarbige Fahnen wehen darüber, ein rohes Lattengitter umgiebt diese Grabstätten, die ein trauriges, armsündermäßiges Ansehn haben.

Im Pallaste durchschritt ich die Zimmer, welche mit den Vertäfelungen aus dem alten Louvre bekleidet worden und somit in interessanter Folgereihe den Wechsel des Geschmackes von Franz I. bis auf Ludwig XIV. darstellen. Dann besuchte ich die, erst seit wenigen Jahren vervollständigte Sammlung spanischer Bilder. Sie eröffnete mir ein ganz neues Gebiet der Malerei. Von Ribera, Zurbaran, Velasquez da Silva sah ich treffliche Bilder; von Murillo machte eine betende Magdalena den unvergeßlich tiefsten Eindruck auf mich. Sie liegt auf beiden Knien, gerade gegen den Beschauer gewendet, hält das violette Gewand, das den Unterkörper umhüllt, unter

den auf der Brust gekreuzten Händen fest, und blickt mit einer Andacht, einer Inbrunst zum Himmel, wie ich sie noch nie ausgedrückt gesehen. Und welche Farbe, welches Licht in diesem Bilde! — Murillo scheint mir allerdings der größte unter diesen Meistern, aber allen ist es eigen, die glühendste Andacht mit ganzer Gewalt und ohne die geringste Affectation ausdrücken zu können. Noch von keinem italienischen Maler habe ich das erreicht gesehen, dieses ächt katholische sinnlich ins Uebersinnliche Aufgehen. Die alten deutschen Bilder, so fromm sie sind, zeigen mehr eine sanfte Stille des Gemüthes; diese Spanier aber drücken die allerglühendste Inbrunst des Gebetes mit der überzeugendsten Wahrheit aus.

Nun besah ich auch das egyptische Kabinet. Götterbilder von Stein und Erz, zierliche Mumienkasten, sehr merkwürdige Mumien, Gefäße, Geräthe, Schriftrollen, alles ist in schönen, reich vergoldeten Sälen aufgestellt, deren Deckengemälde — freilich aus der koketten Schule des Kaiserreiches — durch allegorische Figuren das Gebiet der aufgestellten Gegenstände bezeichnen. Unter Anderem war mir ein weibliches Portrait merkwürdig, auf dem Fragmente eines Brettes sehr wohl erhalten, dessen Züge nicht nur durch Contoure, sondern durch Schatten und Lichter ausgedrückt waren, was ich auf egyptischen Bildern noch nie gesehen; es muß wohl aus einer späten Periode sein.

Andere Säle enthielten mittelalterliche Geräthe, Waffen, Schnitzerarbeiten, schöne Fayencegeschirre und Emaille-

arbeiten; wieder andere römische Waffen, Geräthe, Gefäße, kleine Göttergestalten von Erz und Stein, eine Fülle von Gegenständen, alle des größten Antheils werth. — Das Marinemuseum und die Sammlung der Handzeichnungen versparte ich mir auf einen anderen Tag, machte noch eine Tour durch die moderne Ausstellung und war nun nach vierstündigem Sehen abgespannt und müde genug.

Noch war mir keine Rast gegönnt; ich mußte, um unseren Landsmann zu treffen, ins quartier latin jenseits der Seine, wo alle Studenten, Gelehrte und Künstler hausen, und alle Lehrinstitute beieinander liegen. Ich sah unterwegs die schöne neue Kunstschule, die sehr alte Kirche St. Germain des praies, ein byzantinisches Bauwerk, das leider an vielen Stellen im Style des siebzehnten Jahrhunderts restaurirt ist, dann die Kirche St. Sulpice, aus Ludwigs XV. Zeit. In beiden Kirchen fand ich lauter andächtige Leute, das war mir ein Trost über den Unfug, den ich am Morgen in St. Eustache erlebt.

Mein Abend gehörte der letzten Vorstellung der italiänischen Oper, wozu ich mir mit großer Mühe ein Billet verschafft hatte. Diese Abschiedsvorstellung ist alljährlich eine Art von Scheidefest, das die schöne Welt von Paris mit allem Glanze begeht, und wozu man sich wochenlang vorher den Eintritt sichert. Nach dem Brande des italiänischen Theaters hat die Oper sich in das Odeon geflüchtet, das gerade wieder leer stand. Es ist eine eigene Erscheinung, daß in der großen Hälfte von Paris auf

dem linken Seine-Ufer kein anständiges Theater sich erhalten kann. Das Odeon, reichlich von der Regierung unterstützt, nach jedesmaligem Bankerut unermüdlich neu organisirt, hat immer nur ein ephemeres Leben gewinnen können; jetzt scheint es nun ganz aufgegeben, während jenseits der Seine zehn Theater des ersten Ranges nahe bei einander, oft Wand an Wand, in größter Blüthe stehen. Der Eigensinn der Pariser scheint unbesiegbar, gerade nur in diesem Stadtviertel theatralische Genüsse suchen zu wollen. Dazu ist das Odeontheater sehr schön, hat drei Logenreihen, alle mit davorlaufenden Gallerien, außerdem in den Bogenausschnitten, welche die runde Decke tragen, noch kleine enge Logen, in denen man sich aber übel genug befinden mag. Von der Rosette, in Mitten der Decke, laufen große Felder aus, auf denen in kolossalem Maßstabe die berühmtesten Bühnencharaktere gemalt sind. Zwischen diesen Feldern befinden sich in Medaillons die Portraits der großen Dichter von allen Nationen; Schiller repräsentirt Deutschland. Die Verzierung des Saales übrigens ist elegant, die Plätze sind bequem, schöne breite Steintreppen führen zu einer stattlichen Halle hinauf, in der das Publikum in den Zwischenakten sich ergeht und in anstoßenden Zimmern Erfrischungen findet. Trotz aller dieser Vorzüge verlangt das Publikum den Wiederaufbau des abgebrannten Hauses, um wieder ins Bereich der übrigen Theater zu kommen.

Die Oper: die Puritaner von Bellini begann; es ist die beste Aufführung der jetzigen Gesellschaft. Die Ouver-

türe und Chor-Introduction waren ganz darauf eingerichtet, versäumt zu werden, was die habitués dieses Theaters auch genau zu wissen schienen, und bei ihrem Zuspätkommen noch den Vortheil hatten, der ohrzerreißenden Musik der verstimmten Orgel in der Introduction entgangen zu sein.

Tamburini trat auf, ein hübscher Mann mit schöner, klingender Baßstimme. Die herkömmlichen Accente der italiänischen Manier und die gewohnten Verzierungen von diatonischen Läufern weiß er gehörig anzuwenden, auch den Triller gebraucht er oft, aber es ist nicht recht richtig damit. Sein Vortrag ist nicht ohne Feuer, doch überbietet er seine Stimme nicht selten und singt deshalb zu hoch. Unstreitig ist er ein Sänger ersten Ranges, aber daß man hier anfängt, ihn dem Lablache vorzuziehen, ist wohl eine bloße Modesache, und beruht höchstens auf seiner Eigenschaft, die Skalen rascher singen zu können als jener. Die Meinung ist leider hier auch gültig, Geläufigkeit der Stimme sei Beweis einer guten Schule und der Stempel der Vortrefflichkeit.

Lablache's riesige Gestalt ist sehr dick und plump geworden, man merkt seinen Bewegungen die Gewohnheit komischer Rollen an; nur wenn er unbeweglich steht, hat er noch eine königliche Würde. Seine Stimme bewahrt die ehemalige erstaunliche Kraft und Frische, tönt belebend, ermuthigend, wie eine Schlachttrompete, die unfehlbaren Sieg verheißt und doch überaus mild und rührend, wenn er sie im Empfindungsausdrucke dämpft. Er singt auch immer noch mit seiner edlen Einfalt; seine

Effekte erscheinen anspruchslos und natürlich, ohne Koketterie, die man dem Tamburini, besonders aber dem Rubini, wohl vorwerfen kann.

Dieser weitberühmte Tenorist besitzt eine besondere Geschicklichkeit im Gebrauche der Falsettöne, in denen er die gewandtesten Verzierungen zu machen und durch unerschöpfliche Erfindungskraft und Kühnheit zu würzen weiß. Dies unaufhörliche Ueberspringen aus der Brust- in die Falsetstimme ermüdet aber den Hörer auf die Länge, — wie alle Manier in der Kunst. — Ich meinestheils wollte ihm gern die Hälfte seiner wirklich erstaunlichen Sprünge und Läufer erlassen, wenn ich dagegen etwas Wärme und Innigkeit, wenn ich einen einzigen lebendigen Ausdruck eines Seelenzustandes eintauschen könnte.

Signora Grisi vereinigt dagegen alle erdenklichen Vorzüge. Eine glockenreine Stimme von erstaunlicher Ausdauer und unerschütterlich sicherer Intonation, hinreißender Gewalt des leidenschaftlichen Ausdruckes, dabei geschmackvolle Feinheit in den schwierigsten Verzierungen, die sie oft mit der leisesten Zartheit einflicht. Obenein ist sie von angenehmen Aeußerem, und ihr Spiel überrascht bisweilen durch Züge großer Wahrheit den Zuschauer, der sich bei diesen Vorstellungen der Forderung an dramatischen Ausdruck weislich ganz begeben hat. Da sie eben alle Eigenschaften besitzt, kehrt sie keine besonders hervor; an Manier ist daher bei ihr nicht zu denken, keine einzige Unart hat man bei ihr in den Kauf zu nehmen. Sie ist eine ganz vollkommene Künstlerin.

Das Publikum war in großer Aufregung, man beeiferte sich die Huldigungen der ganzen Saison an diesem Abschiedsabende zu resümiren. Schon nach den ersten Musikstücken warfen einzelne Damen von der ersten Gallerie ihre Bouquets auf die Bühne. Diese Gunstbezeigung, so frei und unvorbereitet sie auch erschien, war nicht ohne eigennützigen Rückhalt. Mit einem dieser Blumensträuße nämlich flog ein Zettel auf das Theater, und das Parterre schrie sogleich le billet! le billet! Ich begriff nicht, was man wollte. Ein Statist nahm den Zettel auf, trug ihn in die Coulisse, der Akt ging einstweilen zu Ende. Im Zwischenakte neues Geschrei, ohne Erfolg; der zweite Akt begann, mit ihm aber auch heftigeres Toben und Rufen billet! billet! Lablache trat hervor und sagte, auf dem Zettel würden so verschiedene Stücke gewünscht, daß er um eine Bestimmung bitten müsse, welches gesungen werden sollte. — Inzwischen hatte ich die Lösung dieses wunderlichen Vorganges von meinem Nachbar erfahren. Das Publikum hat sich nämlich nach und nach das Recht beigelegt, gegen Ende der Saison durch solche Zettel beliebte Musikstücke aus andern Opern zu begehren, welche dann in der gegenwärtigen Vorstellung gesungen werden müssen. —

Auf Lablache's Aufforderung entstand nun ein tolles Durcheinanderrufen, endlich glaubte er etwas verstanden zu haben und sagte: „Also Herr Rubini wird die Arie aus Niobe singen?" Neues verworrenes Geschrei. Er stand vorgebückt und horchte, endlich schafften Zischen und

der Ruf silence! ihm Raum zu sagen: „Also die Herrn Rubini und Tamburini werden das Duett aus Moses singen?“ Großer Jubel. Er ging, der Vorhang wurde niedergelassen, es währte lange, bis die Orchesterstimmen geholt und vertheilt wurden. Endlich hob sich der Vorhang wieder, die beiden Herrn traten auf und spielten in ihrem Puritanercostüme König und Prinz von Egypten. Es ging aber auch. Für solche Fälle ist es ein reeller Vortheil, daß Musik und Darstellung in diesen Opern ohne Charakter sind und also alles willkührlich durcheinander geworfen werden kann, ohne daß man einen Uebelstand merkt. Das Musikstück fand ungeheuren Beifall, die cabaletta mußte wiederholt werden. Als die Sänger abgingen, verlangte man mit Geschrei noch andere Stücke, aber die Mäßigeren hielten diese Wünsche zunächst im Zaum.

Nach dem zweiten Akte fing der Lärm von neuem an, und als der Vorhang sich zum dritten Akte hob, rief man nach Signora Grisi. Sie erschien, und da sie in dem Tumulte nichts verstehen konnte, machte sie mit unbefangener Gewandtheit allerlei Vorschläge, unter denen zuletzt ein Duett aus la donna del lago stürmische Billigung fand. Sie ging, wie sie sagte, Herrn Rubini zu fragen, ob er nicht zu angegriffen sei, dies Duett noch zu singen. Der Vorhang fiel abermals, neuer Aufenthalt, die Orchester- und Chorstimmen herbeizuschaffen. Endlich zog man zum letzten Male wieder auf, der weibliche Chor stand in Schlachtordnung und begleitete das

Duett, worin Rubini ins besondere die gewagtesten Verzierungen mit erstaunlicher Geläufigkeit ausstreute. Wieder flogen Blumensträuße auf die Bühne. Die Geschicklichkeit der Damen war bewunderungswürdig, selbst in ziemlicher Entfernung vom Theater erreichten sie immer ihr Ziel; eine Deutsche hätte nicht den Muth, einen Strauß zehn Schritte weit zu schleudern. In diesem Akte sang Rubini auch noch eine große Arie — man glaubt kaum, daß das alles mit einer einzigen Lunge durchzusetzen ist — und überraschte zu guter Letzt durch wieder ganz neue, unerhörte Sprünge und Läufer. Seine Virtuosität ist wirklich enorm. Die Arie wurde zuletzt zu einem Ensemble, an dessen Schlusse ein Kranz auf die Bühne flog; die Grisi nahm ihn auf, überreichte ihn Rubini, dieser weigerte sich, gab ihn zurück. Stürmischer Beifall! Es flogen noch ein paar Kränze aufs Theater, dann immer mehr. Tamburini setzte einen davon rasch und von hinten her dem Rubini auf; ungeheurer Jubel! Rubini erhaschte die Gelegenheit, die Grisi zu krönen; sie deprecirte und revangirte sich gegen ihn durch einen anderen Kranz, so entstand unter den vier Personen ein komisches gegenseitiges Kranzaufsetzen und Ausweichen. Vergeblich war es aber, dem riesigen Lablache anzukommen. Nichts vermochte ihn, den breitkrämpigen Hut abzunehmen. Festgestemmt auf seinem Platze ruckte er immer Kopf und Oberkörper zurück, sobald ihm ein Kranz zu nah kam, was sich so drollig ausnahm, daß es unauslöschliches Gelächter erregte. Endlich hatten alle Vier mehrere Kränze

über dem Arme hängen, wie zum Verkaufe, und zu guter Letzt flog noch der beträchtliche Rückstand der Bouquets heran.

Während des stürmischen Hervorrufens eilte ich hinaus, um noch einen Wagen zu finden, denn ich war todtmüde; ein Omnibus nahm mich auf, im Nu war er überfüllt, zwei Herren stellten sich noch auf die kleine Treppe zu dem Conducteur; um ein Uhr war ich in meinem Zimmer.

Von der italiänischen Oper im Allgemeinen habe ich Dir wenig zu sagen: außer der Virtuosität der Sänger bietet sie kein Interesse. Das Orchester ist mittelmäßig, begleitet hart und schwerfällig, die Chöre verdienen gar keine Beachtung, summirst Du dazu, daß die Composition fast nur aus musikalischen Redensarten besteht, daher also auch das Talent der Sänger in einem bestimmt begrenzten Zirkel hält, so daß man mit einer einzigen Vorstellung eigentlich alle ihre Künste gehört hat, — so zeigt sich deutlich, daß die Musik im höheren Sinne so wenig wie die dramatische Kunst durch diese Bühne gewinnt.

Siebenter Brief.

Paris, den 2. April 1839.

— — — — — — — —

— Von einem für mich sehr interessanten Vormittage habe ich Dir zu berichten. Guyon, den ich beim Director des Renaissance-Theaters persönlich kennen gelernt und der mir mit wahrhaft genossenschaftlicher Freundlichkeit begegnet, führte mich zu Boccage, dem genialen Schauspieler, der früher am Theater der porte St. Martin all' den extravaganten Charakteren der neuen romantischen Litteratur ein siegendes Leben verliehen. Ich fand einen blassen Mann, von leidendem Aussehn, über die 40 hinaus. Er trägt das ziemlich lange schwarze Haar unordentlich aus dem Gesicht gestrichen, einen Schnurrbart, wie hier fast jedermann. Die schmächtige, etwas geknickte Gestalt war nachlässig gekleidet, in seinem ganzen Wesen, der Haltung, den Bewegungen fiel mir eine Aehnlichkeit mit meinem großen Oheim Ludwig auf. Obschon ich sie in den Zügen des Gesichtes nicht nachzuweisen vermöchte, hatte er im Augenaufschlag und in der fieberhaften Gedankenjagd auf der gewölbten Stirn so ganz gleiche Momente, daß ich oft davon wie electrisch getroffen

wurde. War es nun diese Aehnlichkeit, die mich so schnell ihm näherte, oder sein unbefangner, offner und freundlicher Empfang, genug wir waren bald bequem und rückhaltlos mit einander, wie Künstler es überall in der ersten Stunde könnten und sollten. Guyon hatte uns zum Frühstück geladen, führte uns um 12 Uhr in sein Café auf dem Boulevard, wo wir ein kleines niedriges cabinet particulier im entresol einnahmen. Ein junger hübscher Mann, ein Schriftsteller, gewesener Director des Ambigu-Theater kam noch dazu. Boccage saß mir gegenüber. Die Art, mit welcher er die Lorgnette zum Auge führte, zum Fenster hinaus sah, und während des Gespräches Bemerkungen über die Vorübergehenden machte, erinnerte mich immer lebhaft an den Oheim.

Zuerst kam das Gespräch auf theatralische Angelegenheiten; ich mußte über den Zustand der deutschen Bühne und ihre Verfassung berichten. Daß unsre bedeutenden Theater alle fürstliches Eigenthum sind, war ihnen neu und fremd, aber es leuchtete ihnen ein, wie vortheilhaft diese Unabhängigkeit von dem Geschmacke des großen Haufens und der Speculationswuth der Directoren dem wahren Gedeihen der dramatischen Kunst sein könne. Daß bei unseren fürstlichen Theatern die ersten Künstler größtentheils lebenslänglich angestellt sind, fand selbst der junge Director höchst zweckmäßig. Er sprach die Meinung aus, daß dadurch gerade das Gefühl der Angehörigkeit an eine Bühne, die Bereitwilligkeit, überall zu ihrem Gedeihen im Ganzen zu wirken, erst

recht lebendig gemacht werden müsse, während bei vorübergehenden Anstellungen die Künstler nur an sich, ihren Vortheil und ihre Ehre denken könnten. Boccage warf ihm ein, die Sorgenlosigkeit könne die Schauspieler träge und untauglich machen, auch wären nicht alle künstlerischen Individualitäten lebenslänglich zu nutzen. Der Director antwortete: ich würde Niemand lebenslänglich anstellen, dessen Nützlichkeit durch alle Altersklassen hindurch sich mir nicht durch genügende Talentproben erwiesen hätte. Was die Trägheit anbetrifft, so ist sie eine seltene Krankheit der Schauspieler, im Gegentheile leiden sie größtentheils an der Spielwuth, und, fügte er lächelnd hinzu, ein Director hat ja Mittel genug in Händen, Eifer und Gehorsam zu erzwingen. Im schlimmsten Falle, kann man ja selbst einen lebenslang Angestellten auch fortschicken, wenn er seine Verpflichtungen nicht erfüllt. Sie haben Recht, antwortete Boccage, die Verwaltung des Theaters hat, wenn sie irgend ihren Platz zu behaupten weiß, bei lebenslangen Anstellungen nichts zu fürchten, was aber sichert den Künstler vor allen Folgen seiner Leibeigenschaft? Seine Ehre, sein Ruf, sein Talent, seine ganze künstlerische Existenz sind der Willkühr des Directors preisgegeben. Aus übler Laune, persönlicher Abneigung oder Schwäche gegen irgend eine Coulissencotterie läßt er ihn fallen, beschäftigt ihn wenig oder nur in schlechten Stücken, matten und undankbaren Rollen, wodurch das glänzendste Talent in den Augen des Publikums bald allen Credit verlieren muß; denn der

große Haufe weiß selten den Künstler von der Rolle zu sondern. Die Theilnahmlosigkeit des Publikums wirkt zurück auf den Schauspieler; er verliert alles Vertrauen zu sich selbst, Feuer und Productionskraft schwinden ihm, und bald wird wahr sein, was man längst von ihm sagte, er habe sehr verloren, es sei aus mit ihm.

Ich erfuhr nun, daß Boccage sich in einer solchen Stellung beim Gymnase befinde. Theils ist die moderne bürgerliche Gattung dieser Bühne seinem Talente nicht angemessen, mehr aber noch schadet ihm eine mächtige Parthei unter seinen Kunstgenossen, die seine Meisterschaft fürchtend den Director nöthigt, ihn ganz zu vernachlässigen. So hat Boccage seit 5 Monaten gar nicht gespielt, und ich habe wenig Hoffnung, ihn während meines Aufenthaltes auf der Bühne zu sehen. Wenn solches Feiern schon überall einen Künstler der Vergessenheit überliefern würde, um wie viel mehr in Paris, wo an niemanden mehr gedacht wird, der nicht zu Tag und Stunde sich geltend macht.

Ich fragte, ob es denn nicht möglich sei, da die französischen Gesetze doch in anderer Beziehung das geistige Eigenthum so musterhaft beschützten, in solchem Falle Hülfe vor Gericht zu finden? Man lachte. Ich bekomme ja einen hohen Gehalt pünktlich gezahlt, sagte Boccage, worüber sollte ich klagen vor einem Richterstuhl, wo nichts als das Geld Werth und Wichtigkeit hat? Wohlan, erwiederte ich, betrachten wir denn dies künstlerische Interesse als eine bloße Geldangelegenheit. Das

Talent des Schauspielers ist sein Capital, er übergiebt es dem Theaterdirector und empfängt als Zins davon sein Gehalt. Das ist die einfache Sachlage. Kann es nun irgend Jemand erlaubt sein, wenn er nur pünktlich die Zinsen zahlt, das Capital indeß zu vernichten? Und daß das Talentkapital eines Schauspielers zu vernichten ist, haben Sie selbst vorher gezeigt. In einem jeden Dienstverhältnisse muß man nicht nur seine Bezahlung, sondern auch eine angemessene Wirksamkeit zu fordern haben, das ist ein Naturrecht, welches sich in allen Beziehungen von selbst versteht; denn thätig sein nur heißt leben. Wenn die Gesetze es erlauben, gegen Bezahlung irgend einen Menschen zur Unthätigkeit zu verdammen, also ihn moralisch zu vernichten, so ist dadurch die ganze menschliche Gesellschaft entwürdigt, die nur aus ineinandergeschachtelten Dienstverhältnissen besteht. Die höchsten Fähigkeiten des Menschen aber, die für Wissenschaft und Kunst, welche die Menschheit zur Gottesnähe reifen sollen, diese so vernichten, — das ist eine eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist.

Die Franzosen lächelten über meine deutschen Abstractionen und Boccage meinte, meine Sachwalterschaft würde ihm vor dem Civilgericht wenig helfen; daß sein Engagement zu Ende gehe, sei seine einzige Hülfe, und deshalb beneide er niemanden, der lebenslang angestellt sei. Ich mochte ihm von der freigebigen Gnade und Güte unserer Fürsten sagen, was ich wollte, er blieb dabei, seine Unabhängigkeit über alles zu loben, obschon er jetzt

unter der härtesten Abhängigkeit noch Jahr und Tag zu leiden hat und dann doch wieder einem andren Speculanten, denn das sind hier alle Theater-Directoren, anheim fallen muß. Das Gespräch wandte sich nun auf den rein mercantilischen Charakter der hiesigen Bühnenverwaltungen.

Wie man eine Fabrik oder sonst ein Geschäft etablirt, bloß um Geld zu gewinnen, so wird in Paris eine Theater-Direction unternommen. Die Unterstützungen, welche die Regierung den ersten Bühnen zahlt — doch nur um deren Würde aufrecht zu erhalten — werden, wenn sie nicht bloß in den Säckel des Unternehmers fallen, mehr zur Verderbniß, als zur Aufrechthaltung des guten Geschmackes verwendet. Man greift nach jedem Mittel, das Publikum anzuziehen, sucht Stücke, welche der herrschenden Unsittlichkeit schmeicheln, Schauspielerinnen, deren Liederlichkeit notorisch ist und die Herren ins Theater lockt; das gestand der junge Director unumwunden ein. Die Ausnahmen hiervon sind höchst selten.

So kamen wir auf die geselligen Zustände, über welche ich mit jedem Tage immer neue, unwidersprechliche Zeugnisse des tiefsten sittlichen Verfalles einsammele. Man gestand mir zu, daß die neuere Litteratur, daß die Bühne mit ihren durch und durch unsittlichen Stücken den allgemeinen Zustand sehr verschlimmert habe, indem sie ihn ärger schildere, als er sei, und in seinem Verderbniß entschuldige, ja als natürlich und nothwendig darstelle; zugleich jede Neigung zur Tugend lächerlich

mache und jede edlere Regung als dumm und langweilig verhöhne. So findet jede Verderbniß öffentliche Beschönigung, und Schriftsteller und Publikum wetteifern also, sich gegenseitig zu verschlimmern. Einem Räuber, Diebe, Taugenichtse, einer Metze eine tugendhafte Teintüre zu geben, das erträgt man, das ist guter Geschmack; aber Tugend da zeigen, wo sie in der Natur der Sache liegen soll, einen Priester fromm, einen Richter gewissenhaft, einen Ehemann treu, eine Frau keusch u. s. w., das ist durchaus lächerlich, langweilig und platt. Die Männer versicherten mich, was ich leider schon alltäglich hier gehört, daß die Schranken der Ehrbarkeit zwischen den Geschlechtern ganz gefallen seien, daß eheliche Treue durchaus in allen Ständen zu den größten Seltenheiten, zugleich zu den größten bêtisen gerechnet werde; man gab mir fast unglaubliche Details darüber, und wirklich waren die Männer selbst ernsthaft dabei und schlossen immer, oui, oui, nous sommes une mauvaise nation.

Ich fragte natürlich, warum denn alle die, welche gleich ihnen dächten, nicht durch Rede und Beispiel für das Rechte wirkten, warum keiner ihrer Dichter beweise, daß auch die Tugend kurzweilig sei? „O, mein Lieber," erwiederte sie, „weil niemand sich will ins Gesicht lachen lassen; weil verloren ist, wer in Paris lächerlich gefunden wird, und weil man nur mit dem großen Strome seinen Weg machen kann." Da hatte ich denn wieder einen Beweis, daß auch die Wohlgesinnten aus

den Banden des Eigennutzes nicht frei werden können, der alle Verhältnisse hier beherrscht.

„Sehen Sie, fuhr der junge Director fort, es ist so viel Bildung, so viel guter Sinn in Paris, daß Hunderttausende denken wie wir, aber im Contacte werden alle gleich schlimm. Sobald einer mit dem andern spricht, wird er schon schlechter, weil er den Muth nicht hat, besser erscheinen zu wollen, als er dem Andren zutraut, zu sein. Es ist die herrschende Gesinnung, die Masse, die alle überwältigt. In anderen Zeiten haben einzelne bedeutende Menschen die Masse gelenkt, in der Gegenwart reißt die Masse auch die bedeutendsten Einzelnen mit sich fort. Auch die Wohlgesinnten geben sich endlich auf und erwarten irgend eine große Reaction, welche der Masse und damit auch ihnen wieder aufhilft. Dies allgemein gegenseitige Mißtrauen stört selbst die einfachsten Genüsse," fuhr er fort; „ich habe z. B. mit einem Bekannten eine Reise nach London gemacht, in den schönen Kirchen, vor den Gräbern der Könige war ich ergriffen, aber ich habe nicht gewagt es zu äußern, habe gescherzt, gespottet, weil ich gewiß war, daß darin mein Gefährte einstimmen würde, und so ist es in allen Beziehungen. Uebermorgen reise ich nach Italien, aber ich gehe ganz allein; ich will mir nicht allen Genuß verbittern!"

Als ich nun fragte, was denn bei dieser innerlichen Zerrüttung die Gesellschaft noch zusammenhalte, gab man mir ganz ruhig zur Antwort: der Egoismus, der gegenseitige Vortheil. Geldgier und politischer Ehrgeiz seien

die Federn in diesem geselligen Triebwerke, Genußsucht nur nebenher. Man heirathe wohl aus flüchtiger, heftiger Leidenschaft, meistens aber aus Geldspeculation; das Zurücktreten von einer Parthie, wenn das Heirathsgut sich nicht so groß erweise, als man erwartet, werde hier von Jedermann gebilligt. Daß in solchen Ehen die Treue nicht gehalten werde, sei begreiflich, auch gelte es für pöbelhaft, mehr als zwei bis drei Kinder zu haben, für unvortheilhaft natürlich auch. Freunde habe man nur, so lange sie einem nützlich seien. Anderen sei man gefällig, um Gefälligkeiten fordern zu können, man brauche seine Frau, um einen wichtigen Freund zu fesseln u. s. w. Es ist ein klägliches Bild!

Boccage zeigte bei allen diesen Gesprächen eine liebenswürdige, behagliche Ironie über die Verwirrungen der Zeit, dabei eine gewisse Redlichkeit, einen Glauben an unvertilgbare edle Elemente in der Gesellschaft. Alles das kam mit jener Naivetät zum Vorschein, welche dem Genie so eigen ist. Guyon ist mehr eine überkräftige Natur, die ihr Uebergewicht mit Lust in Sturm und Verwirrung geltend macht. Dieser Morgen hat mir recht lebendige Anschauungen von Menschen und Verhältnissen gegeben.

Abends sah ich im Théatre français Horace von Corneille. Wieder solche ertödtend kalte Rhetorik, wieder eine so dürftige Handlung, die kaum für einen Akt zureicht, und die nun durch allerlei kleinlichen Aufenthalt sich in bloßen Phrasen hinschleppt; mir wurde heiß und

kalt dabei vor Langerweile. Es ist mir bei dem besten Willen unmöglich, die Classicität dieser Stücke anzuerkennen. Obenein wurde ich heut gewahr, daß die Klage über den Verfall des théatre français, über die Invalidität des Personales nur zu gegründet ist. Beauvallet, der mir neulich im langen orientalischen Kleide und in dem typisch geschlossenen Charakter des Acomat so sehr gefiel, erschien mir heut viel weniger bedeutend. In der kurzen, römischen Tracht war die schlaffe Haltung des Körpers störend, und obschon er natürlicher als die Anderen spricht, im Ganzen ein heroisches Naturel, besonders in seinem zerschmetternden Zornesausbruch bekundet, so bemerkte ich doch in seinem Spiele eine gewisse innere Kälte und Leere, die mich enttäuschte. Es hat immer etwas Schmerzliches, wenn man gezwungen wird, seinen Antheil für einen Künstler herabzustimmen; die Beschäftigung mit der Kritik ist ein leidiger Ersatz für den Verlust des unbefangenen Genießens, des freudigen Zustimmens.

Von den Darstellern des Curiatius und des alten Horatius mag ich gar nicht reden, so matt, kalt und monoton pathetisch waren sie, so würdelos in der Erscheinung; wie denn auch zuletzt das Auftreten des Chores mit dem Könige so spießbürgerlich und haltungslos war, daß ich mich nicht genug darüber verwundern konnte. Wie hat nur in 10 bis 12 Jahren diese erste Bühne von Paris, der Stolz Frankreichs, so alle Würde und alles Leben verlieren können?

Rachel hat in der Rolle der Camilla mich auch in etwas entzaubert. Sie soll eine junge Römerin darstellen, die in ihrer Zärtlichkeit für Curiatius die Liebe zur Vaterstadt hintenansetzt. Sie will ihren Geliebten von dem bekannten Entscheidungskampfe zurückhalten, sein Leben ist ihr theurer, als seine Ehre, und als er dennoch von der Hand ihres Bruders fällt, geräth sie in die äußerste Verzweiflung. Sie schmäht auf Horatius, schmäht auf Rom, ruft alles Verderben über ihre Vaterstadt herab; — da tödtet sie der Bruder mit eigner Hand.

Rachel hat also eine Gewalt der Liebe und Zärtlichkeit darzustellen, die sie alles vergessen läßt, was einer Römerin das Theuerste sein soll — und sie vermochte nicht einmal mir den Glauben an eine mäßig warme Neigung einzuflößen. Es ist wunderlich, daß der Ausdruck der Wärme, Innigkeit und Zärtlichkeit ihr ganz abgeht. Ich glaubte, als Roxane vermiede sie mit Absicht diese Saiten anzuschlagen, nun aber wurde ich gewahr, daß sie gar nicht in ihr tönen; sie scheint von Natur ausschließlich auf die herben, stolzen und heftigen Charactere angewiesen zu sein. Manche Momente setzten sie sichtlich in Verlegenheit, sie wußte gar nicht, was sie damit anzufangen habe, andere wandte sie ohne Weiteres nach ihrer eignen Weise. Als sie z. B. ihren Geliebten bereden will, den Kampf zu meiden, nimmt sie nicht einmal einen Ansatz zur Zärtlichkeit; es ist, als wüßte sie gar nicht, wie das nur gemeint sei; es klingt, als wolle sie nur eigensinnig durchsetzen, was sie sich ein-

mal vorgenommen. Der Charakter hatte dadurch im Ganzen die Färbung eines verzogenen Kindes, diese sind gewöhnlich kalten Herzens und ihre Neigungen bloßer Eigensinn. Als sie ihrer Schwägerin den süßen Zwang der Liebe schildert, ist es, als beschwere sie sich nur bitter darüber. Die Stelle:

Il entre avec douceur, mais il règne par force.
Et quand l'âme une fois a gouté son amorce
Vouloir ne plus aimer, c'est ce qu'elle ne peut,
Puisqu'elle ne peut plus vouloir que ce qu'il veut;
Ses chaines sont pour nous aussi fortes que belles.

Diese Stelle muß offenbar eine große Rührung erzeugen, wenn sie mit recht süß überfließendem Gefühle gesprochen wird; bei ihr war alles herb, geschlossen, trocken, abweisend. So zeigte sie nach der Todesbotschaft keinen Schmerz, keinen weiblichen Jammer um den Geliebten, sondern aus Verdruß und Bitterkeit entwickelte sich ihre Verzweiflung, stieg bis zur Wuth, zur Raserei und hier sogar über die Grenzen des Schönen hinaus. Der Ton des Zähenknirschens steht einem Weibe doch gar zu übel! Abgesehen von dieser Auffassung des Characters, zeigte ihr Spiel wieder einzelne große Schönheiten, Momente, in welchen es ihr glückte, der eintönigen Declamation frische Abwechselung zu geben und natürliche Ungezwungenheit.

Im vierten Akte, wo sie über die Grausamkeit ihres Bruders klagt, sprach sie sehr schön:

Mais ce n'est rien encore au prix de ce qui reste.
On demande ma joie en un jour si funeste,
Il me faut applaudir aux exploits du vainqueur
Et baiser une main, qui me perce le coeur.

Stockend, vom Schmerze gehemmt, schritt sie in dieser Rede vor, brach dann heftig in Thränen aus, es war erschütternd, aber — sie weinte mehr aus Unwillen und Verdruß, als aus Jammer eines verblutenden Herzens. Ein sehr lebendiges Gefühl schadenfroher Genugthuung gab sie kund, als sie sich vornahm, ihren Bruder mit aller Gewalt ihres Schmerzes zu empfangen,

Et prennez, s'il se peut, plaisir à lui déplaire!

in diesem Ausdrucke von schneidender Bitterkeit und wildem Haß zeigte sie wieder ihre eigenthümliche Meisterschaft. Ob diese Accente in der Rolle der Camilla vorkommen sollen? das möchte ich freilich bezweifeln.

Offenbar ist diesem räthselhaften Mädchen das Gefühl der Liebe noch ganz fremd, denn wir sehen davon nichts Halbes, Schiefes oder Verkehrtes bei ihr; sondern wir fühlen deutlich eine förmliche Lücke in ihrem Wesen, sobald die Rolle Zärtlichkeit und sanfte innige Gefühle fordert. Sie will auch darüber gar nicht täuschen durch Theateraffectation, sondern zwingt ganz offen und naiv diese Emotionen in das Gebiet jener feindseligen Leidenschaften hinüber, in denen sie nun einmal ihrer Natur nach zu Hause ist. Was die Liebe einmal aus ihr machen kann, das muß man abwarten, es kann etwas ganz Gewaltiges werden. Für jetzt ist es unklug von der Ver-

waltung, sie gegen die Klippe sentimentaler und zärtlicher Rollen zu führen, an der sie doch scheitert, wenn auch noch so viel applaudirt wird. Man liefert ihren Gegnern muthwillig Waffen in die Hände, und entfremdet ihr die Partheilosen. Die Rolle der Sabine in ihrer bittren Kälte wäre ihr gewiß außerordentlich gelungen; muß sie nun gerade die Camilla spielen, die sie nicht kleidet, nur weil es die erste Rolle im Stücke ist? Solche Dinge können einem recht verdrießen.

Den 3ten.

— — — — — — — — — — —

Nun habe ich auch den Stern der Comédie française, Dlle. Mars, glänzen sehen, und versichere Dich, er überstrahlt in seinem alten Glanze noch immer tausende von neu aufgegangenen.

Man gab ein neues Lustspiel von Alexandre Dumas, Demoiselle de Belle-isle. Die Intrigue ist wieder ängstigend anstößig, d. h. für einen Deutschen, die Franzosen und selbst die Französinnen scheinen dergleichen ganz in der Ordnung zu finden.

Ein Offizier, Bräutigam der Dlle. de Belle-isle, hat Beweise, daß der Herzog von Richelieu, der ärgste roué an Ludwigs XV. Hofe, die Nacht im Zimmer seiner Braut zugebracht. Der Herzog bildet sich auch ein, das junge Mädchen im Zimmer gefunden zu haben, während diese gar nicht im Schlosse war, und die Marquise, seine

bisherige Geliebte, seine nächtlichen Huldigungen angenommen hat. Ein Schwur hindert das junge Mädchen, sich gehörig zu rechtfertigen, woraus dann die Verwickelungen entstehen, welche nur die zufällige Absetzung des regierenden Ministers löst.

Die Ausführung des Stückes aber ist ausgezeichnet, die Schilderung der Charaktere und Sitten jener Zeit überaus treffend, der Dialog voll Geist, die Situationen sind höchst lebendig und voll Interesse.

Wenn die Sittenschilderung von Ludwigs XV. Hofe als Hauptttendenz des Stückes hervorgekehrt und die ärgste Anstößigkeit daraus entfernt würde — was meiner Meinung nach leicht zu machen ist — so könnte es zu einer schönen Bereicherung des deutschen Repertoirs dienen. Die 62 Jahre alte Mars spielt nun das junge Mädchen in diesem Stücke. Ihre ausgesuchte Toilette läßt, besonders wenn man nicht allzunah sitzt, ihr Aussehn durchaus nicht störend erscheinen, zumal da ihre Bewegungen, ihr Gang noch ganz jugendlich sind. Anfangs fiel mir die sentimental-monotone Rede auf, die nach ihrem Beispiel so allgemein unter den französischen Schauspielerinnen geworden ist, und die ich eben nicht zu loben wüßte; aber bald traten einzelne Momente mit der anspruchslosesten Natürlichkeit hervor, und je mehr der Drang der Situationen stieg, desto gewaltiger wurden die Züge ihres Spieles, desto treffender die Wahrheit der Zustände. Sie ist eine durchaus große Künstlerin, die den ganzen Umfang aller Seelenzustände völlig zu beherrschen weiß, von

der feinsten Schattirung jugendlicher Unbefangenheit, der geselligen Heiterkeit, dann der innigsten, glühenden Liebe, bis zu den gewaltigen Aeußerungen der gekränkten Ehre, des weiblichen Stolzes, der Verzweiflung, ja selbst des Heroismus.

Man sieht in ihr die Entstehung der ganzen modernen Schule der Schauspielerinnen; der Ursprung mancher weitverbreiteten Eigenheit ist einem enträthselt, sobald man sie erblickt. Das unschöne Hervorstrecken beider Ellbogen, z. B. bei aufgerichtetem Unterarme und vorgezeigter flacher Hand, ist offenbar bei ihr original, und alle Andere machen es ihr unwillkührlich nach; ebenso das Unterbrechen der leidenschaftlichen Rede durch ein angeruccktes, gedehntes Ah! und mehrere solche Züge. Jedoch wie leicht kommt man bei ihr über diese Dinge hinweg mit der Fluth der lebensvollen Schönheiten, die ihrer Darstellung entströmt.

Ich muß Dir einige Details geben. Sie schickt ihren Bräutigam ins Nebenzimmer, damit er Zeuge sei, wie der Herzog gegen sie die beschimpfende Behauptung zurücknehmen müsse, dieser aber wiederholt sie gerade mit der infamsten Galanterie. Wie sie nun davon betäubt und entsetzt, doch mit aller weiblicher Würde und mühsam bewahrter Ruhe zu ihm sagt: Monsieur le duc, vous mentez! — das ist unerreichbar. Nachher diese Entrüstung, mit der sie auf den Herzog einstürmt, mit der sie ihn einen Nichtswürdigen nennt, wie weibisch heftig und zugleich wie weiblich gemäßigt. Dann die Todesangst,

in der sie dem Bräutigam gegenübersteht, dem sie statt des Beweises ihrer Unschuld, gerade ein Zeugniß für das Gegentheil verschafft hat, wie sie sich abmüht, den Irrthum aufzuklären, ohne ihren Schwur zu verletzen, an dem das Leben ihres Vaters hängt und wie aus aller dieser Bedrängniß und Beschämung doch die Unschuld so deutlich hervorleuchtet, daß nur der Eifersüchtige sie verkennen kann — das ist alles von der allerersten Schönheit.

Im letzten Akte, wo sie den Geliebten vom Tode abhalten will, vor ihm niederfällt, ihm die Thür verrennt, hat ihr Ausdruck eine so schlagende Wahrheit, ich möchte sagen Wirklichkeit, daß man ganz und gar in ihren Zustand hineingerissen wird, man möchte auf die Bühne springen und ihr helfen, den Selbstmörder festzuhalten. Der Ton, mit welchem sie ruft: „du kommst nicht aus diesem Zimmer" und ihn dabei mit beiden Händen an den Brustklappen der Uniform festhält, ist einer von den Schreckensaccenten, die bei der Fürstin, wie bei der Bettlerin ganz gleich klingen, in dem jeder angelebte Zwang vernichtet ist, und das bloß Menschliche unmittelbar spricht. — Solch ein Zug bewährt die volle Kraft des Genies.

Und welche Kindesfreude zeigt sie, als sie gerechtfertigt ist, wie liebenswürdig ist sie in ihren Vorwürfen gegen den Bräutigam, in der hingebenden Zärtlichkeit für ihn! — Du siehst, hier ist die vollendete Meisterin, ich preise mein gutes Glück, das mich zu dieser, vielleicht ihrer letzten Schöpfung hiehergeführt, die ihren schon gesunkenen Ruhm wieder auf seine höchste Höhe erhoben hat.

Die Aufnahme des Stückes, so wie des Spieles der Mars war überaus glänzend, die bestellte Claque war freilich auch thätig, wie das bei allen neuen Stücken ganz besonders der Fall ist, aber es wäre nicht nöthig gewesen.

Firmin spielt den Herzog von Richelieu sehr gewandt und fein, besonders in der Rede meisterhaft, ächt französisch; mit überzeugender Wärme, als sein gutes Herz zuletzt sich geltend macht. Schade, daß auch er kein wohlklingendes Organ und dieselbe unschöne Art der Haltung, Bewegung und des Ganges hat, die, mit wenigen Ausnahmen, alle Männer auf allen Theatern hier zeigen. Die Regel, den Oberleib gerade und fest zu tragen, ohne daß die Bewegungen der Arme oder der Beine seine Haltung stören, scheint hier nicht zu gelten, denn man trägt den Oberkörper hintenübergelehnt und er wankt bei jeder der eckigen und engen Armbewegungen. Beim Gange ist's noch schlimmer, weil der Körper auf jedem vorschreitenden Beine schwerfällig ruht und also beim Gehen eine stete wechselsweise Flankenbewegung der ganzen Gestalt entsteht. Ich hatte erwartet, auf den Bühnen von Paris die edelste Haltung, die eleganteste Tournüre zu finden; — wie sehe ich mich getäuscht!

Diese allgemeinen Mängel der Haltung hat Lokroy, der den ernsten Liebhaber spielt, in hohem Maaße und ein sehr widerstrebendes Organ hindert ihn, sein offenbar richtiges Verständniß der Rolle schön zur Erscheinung zu bringen. Daß diese Bühne auch nicht einen einzigen

Künstler hat — wie sie bei allen andern Pariser Theatern sind — der edle und liebenswürdige Charaktere darstellen könnte, das zeigt von einer gänzlichen Verdumpfung dieses schönen Institutes. Es ist offenbar der kleinlichsten Selbstsucht der Interessenten ganz verfallen.

Die galante Madame de Prie wurde von Dlle. Mante vortrefflich gespielt, fein, witzig und mit der üppigen Libertinage jener Zeit, dennoch anmuthig und vornehm. Aber ihr Alter wird durch ihre Corpulenz dem Zuschauer doppelt auffallend, und es liegt zu sehr auf der Hand, daß sie für die Rolle gewählt worden, um der Mars zur Folie zu dienen. Wiederum hat man für sie gethan, was man vermochte, eine ebenfalls bejahrte und corpulente Dame ihr als Kammermädchen zur Seite gestellt. Im Grunde wird durch diese Auskunftsmittel das Uebel nur ärger. Meine Nachbarn rechneten aus, daß das Alter dieser fünf jugendlichen Hauptpersonen des Stückes, zusammen gegen 300 Jahre betrage. Dies alles macht das Publikum mit Recht verdrießlich; denn wenn auch eine Meisterschaft wie die der Mars das wirkliche Alter der Künstlerin vergessen macht, weil sie noch in der vollen Frische geistiger Jugend blüht, und diese ihre ganze Erscheinung mit siegendem Zauber umgiebt, so ist es doch nicht zu ertragen, daß ihr Beispiel auch alle ihre Altersgenossen, deren Jugend innerlich und äußerlich längst dahin ist, im Besitze der jugendlichen Fächer erhält. Trotz alle dem wehte doch aus dieser Darstellung ein vollkommenes inneres Verständniß des Gedichtes den Zuschauer

an; geistige Gewandtheit, feiner Takt und ein harmonisches Zusammenwirken brachten, bei allen den erwähnten sinnlichen Mängeln, doch einen ganz außerordentlichen Eindruck hervor. Die Lebendigkeit der scenischen Anordnung, die Treue der geschmackvollen Decorationen und Costüme, alles das vervollständigte die Wirkung.

Vor diesem Stücke hatte man Bruis et Palaprat ausnehmend matt gespielt.

Achter Brief.

Paris, den 4. April 1839.

Gestern habe ich im Conservatoire dem Unterrichte der Schauspiel-Eleven beigewohnt. Provost ertheilte ihn. Ein feiner Mann, von stattlichem, vornehmem Aussehen, die untere Hälfte seines Profils erinnert lebhaft an Göthe, ein kluges Gesicht. Er zeigte sich sehr zuvorkommend in ausführlichem Bescheide auf meine viele Fragen, ich mußte bei ihm, nahe dem Ofen in der Mitte des geräumigen Saales Platz nehmen, der zu einem sehr hübschen Theater eingerichtet ist.

An der Hinterwand und den Seiten läuft eine Gallerie auf Säulen hin, uns gegenüber war die geräumige Bühne, etwa um vier Fuß erhöht, mit Vorhang, Decorationen u. s. w. Agamemnon und Clytemnestra ließen sich so eben in klassischen Alexandrinern vernehmen, ein anderer Zögling stand mit dem Buche neben ihnen auf der Bühne, und las die Zwischenreden der Vertrauten. Daß die armen jungen Leute meiner Gegenwart halber, heut tüchtig geplackt wurden, kannst Du wohl denken, aber Provost lehrte doch sehr verständig, redete gut und anschaulich, ging immer auf das Wesentliche, auf die innere Bedeutung

der Zustände ein. Vieles sprach er auch vor und ließ es nachsprechen, wozu er später noch mehr veranlaßt wurde, als einer der Zöglinge die Rolle des Ehemannes aus les femmes savantes von Molière übte. Dies ist Provost's Rolle auf dem Théatre français, darum erwärmte er sich dabei noch mehr, und recitirte lange Reden. Es war mir sehr interessant.

Nach zwei Stunden übernahm Beauvallet die Klasse. Er ist von mittler Gestalt, gelber Gesichtsfarbe, etwas herben Zügen. Auch sein Unterricht war sehr gut, doch recitirte er selbst mehr und ließ nachsprechen, als daß er Situation und Charakter den Zöglingen auseinandersetzte und sie das Rechte selbst finden ließ. Er schien mir weniger geistreich als sein Vorgänger, gegen die Zöglinge war er rauher. Diese führten zuerst einige Scenen aus Nero und aus Ludwig XI. auf. Ein junger bärtiger, eleganter Mann declamirte sehr überpathetisch und undeutlich, ein junges Mädchen spielte schon recht klar und verständig. Beide Professoren achteten zu meiner Verwunderung fast gar nicht auf Haltung und Bewegung der Zöglinge, die denn auch schlecht genug und ganz nach dem herrschenden Typus waren. Was ich über dies Institut erfahren und was ich davon denke, schreibe ich Dir, wenn ich mich erst im ganzen Umfange darüber unterrichtet habe.

Abends fuhr ich zu Victor Hugo. Die Zeit gleich nach dem Diner, zwischen 8 und 9 Uhr ist nämlich hier für weniger formelle oder schon angemeldete Besuche al-

gemein gebräuchlich. Nach dem Diner pflegt man nicht mehr zu arbeiten, der Rest des Tages gehört der Erholung. Victor Hugo war mit seiner Familie noch am Tische, als ich in das Empfangszimmer geführt wurde, wo schon einer seiner Freunde wartend am Kamin saß. Ich hatte noch Zeit mir die eigenthümlich fremdartige Einrichtung des Zimmers zu betrachten. Es war hoch und geräumig, mit vielen Oelbildern geschmückt, die ich aber bei der zweifelhaften Beleuchtung, welche eine einzige Lampe gab, nicht erkennen konnte. Den Fußboden deckten reiche Teppiche, Sims und Seiten des Kamines waren ebenfalls mit alterthümlichen Teppichen behängt, auf ihm standen schöne, seltsam geformte Gefäße nebeneinander gedrängt. Der Tisch war mit großen Büchern bepackt, Möbel und Geräthe hatten reiche massive Formen, dazu war in dem einen Winkel des Zimmers ein Baldachin aufgerichtet, wie in fürstlichen Audienz- oder Schlafgemächern, doch der Platz darunter war leer; dies vollendete das Alterthümliche, Räthselhafte dieser Aufschmückung. Kaum war ich mit meiner Musterung fertig, als mehr Lampen ins Zimmer gebracht wurden und Hugo mit seiner schönen Frau eintrat. Ich hatte ihr Bild schon auf der Ausstellung gesehen, ihr Gesicht hat entschieden südliche Züge, das schwarze Haar hängt in freien Locken auf dem Nacken. Eine etwa zwölfjährige Tochter und einige Freunde folgten ihnen.

Noch nie hat, glaube ich, ein Dichter seinen Werken so wenig ähnlich gesehn, als Hugo. Denkt man sich ihn

nicht immer hager und verzehrt, ein blasses, melancholisches Gesicht mit tiefliegenden, glühenden Augen, wildgelocktem Haar? — Mir trat eine behäbige Gestalt in einem kurzen weiten Hauskleide von grauwollenem Damast entgegen, ein rundes Gesicht, etwas blatternarbig, von weichen, deutschen Zügen mit gutmüthigen Augen. Er empfing mich mit ruhiger, wohlthuender Freundlichkeit; seine Sprache ist sehr milde. Ich mußte mich in dem Kreise, der sich nun am Kaminfeuer bildete, zu ihm setzen, er unterhielt sich mit großer Ungezwungenheit mit mir, wobei er, den Arm bequem aufgestützt, unablässig mit der Hand durch das etwas lange, schlichte und weiche Haar strich. Sein Wesen hat etwas durchaus Gemüthliches. Vom Zustande der deutschen Bühne mußte ich ihm erzählen, nach unserm Repertoir erkundigte er sich sorgfältig, und als ich ihm sagte, wie auch die Meisterwerke der fremden Litteratur durch treffliche Uebersetzungen unserer Bühne ganz angeeignet worden, beklagte er sich über einige deutsche Uebersetzungen seiner Stücke, von denen er erfahren. Von dem Eindrucke, den seine Schriften in Deutschland gemacht, sagte ich ihm dann; er unterhielt dies Gespräch, es schien ihm mehr um factische Wahrheit, als um Schmeicheleien zu thun, und ich durfte ihm andeuten, warum seine dramatischen Arbeiten weniger bei uns ins Leben griffen. Bald zog er den uns zunächst sitzenden Herrn ins Gespräch, fragte ihn um Nachrichten vom spanischen Kriegsschauplatze. Jener unselige Bürgerkampf mit seinen kaum begreiflichen Zuständen

wurde besprochen. Hugo erzählte von seinen Reisen durch Spanien, welche er als Knabe mit seiner Mutter im Gefolge von Napoleons Armee gemacht — sein Vater war General, — von der Lebensgefahr, die er bei der Ausfahrt aus Aspeita bestanden. Die schlecht gelenkten Maulthiere hatten nämlich den Wagen hart an einen Abgrund gerissen, an dem sie schon hinabglitten und den Wagen nachzuziehen drohten, als die Sappeurs des Regimentes, in dessen Geleite die Reisenden sich befanden, schnell und gewandt die Stränge zerhieben, wodurch die Thiere rettungslos in die Tiefe stürzten, die Reisenden aber geborgen waren. Hugo erzählte das ausführlich und auf sehr anschauliche Weise, er bezeichnete seine Rettuug als einen der wunderbarsten Zufälle, indem er verloren gewesen wäre, wenn die Hülfe nicht fast unmittelbar in den Moment der dringendsten Noth eingetreten wäre, — bei alle dem aber kam er nicht aus seiner gleichgültigen Stellung, nicht aus dem ruhigen, sanften Ton seiner gewohnten Rede; — das mag Dir sein Wesen deutlich bezeichnen.

Sein Töchterchen schmeichelte indeß an ihm herum; man sieht es dem Familienkreise sogleich an, daß er den schönen Ruf, den er in Paris hat, verdient. Eine gute Ehe wird hier als etwas besonderes angeführt.

Aber ich mußte fort, die zweite Hälfte meines Abends gehörte einem Theile der neuen Oper von Scribe und Auber, le lac des fées, zu welchem Meierbeer mich eingeladen hatte, dessen liebenswürdige Freundlichkeit ich Dir ganz ins Besondere rühmen muß. Er steht in allen

Kreisen hier in größter Achtung, und es ist wirklich wahr, was schon oft von ihm gepriesen worden, daß er sein Ansehn für seine Landsleute auf das Gefälligste verwendet. Von Hugo's Hause zum Boulevard sind nur ein paar hundert Schritte, kaum war ich dort, so rollte auch schon ein Omnibus mit seinen zwei bunten Laternen wie bestellt heran, und brachte mich nach der rue Lepelletier hinunter. Ich sprang aus dem Wagen, eilte nach dem Opernhause, und hatte kaum bemerkt, daß ich an einer Gruppe eleganter Damen vorübergerannt war, als ich fühlte, daß eine Hand sich sanft unter meinen Arm schob. Ich sah mich um, eine zierlich gekleidete leichte Gestalt war mir zur Seite, ein Veilchensträußchen in der Hand, sah sie mir freundlich unter die Augen, und flötete „Monsieur, voulez vous passer une heure avec moi?“ Als ich mich kurzab für die angebotene Ehre bedankte, war sie schnell verschwunden; man kann hier doch keinen Schritt thun, ohne curiose Dinge zu erleben. Mich frappirte dieser Vorgang um so mehr, als ich bisher nichts auf den Straßen gesehen, was die Schicklichkeit im Geringsten verletzt hätte, und ich muß glauben, daß mit Vertreibung der Hazardspiele und sonstigen Lüderlichkeiten aus dem Palais royal, Paris, wenn auch nicht an Sittlichkeit, doch wohl an Schicklichkeit gewonnen habe.

Als ich in Meierbeer's Loge trat, hatte ich gerade zwei Akte der Oper versäumt, die drei letzten bewiesen mir aber, daß ich den Verlust nicht hoch anzuschlagen habe, und das allgemeine Urtheil gegründet sei, welches

diese Oper die schwächste Arbeit dieser beiden Autoren nennt. Das Gedicht ist locker und willkührlich zusammengestellt, die Musik stört nicht, aber sie beschäftigt auch nicht. Duprez, der von der Woge des Beifalls getragen wird, hat mir keinen ganz angenehmen Eindruck gemacht. Seine Stimme ist voll und stark, der Ansatz aber rauh, es erfordert einen Druck, bis der Ton völlig anspricht. Daher singt er das Adagio und Recitativ am vorzüglichsten, seine musterhafte Aussprache kommt ihm dabei sehr zu Statten; seinem Allegro fehlt dagegen flüssige Leichtigkeit. Genöthigt, die Stimme immer in ganzer Breite aufzusetzen, um sie klingen zu machen, ist er in ein Uebertreiben derselben gerathen, auch scheint er den Gefühlsausdruck ausschließlich in einem gepreßten Beben des Tones zu suchen, das nun Manier geworden ist, und dies forte vibrato überschreitet oft die Grenzen des Edlen, in denen auch die heftigen, wilden Bewegungen der untersetzten Gestalt sich selten halten. Indeß dies Ueberbieten der Kräfte und des Ausdruckes ist es gerade, was das Publikum hinreißt und für ihn einnimmt.

Außer Duprez's Erscheinung fand ich an der musikalischen Aufführung nichts Interessantes, die Oper entbehrt erster Sängerinnen, daran krankt sie. Vortrefflich aber waren Costüme, Decorationen und scenische Anordnungen. Die Bühne zeigt einmal den Marktplatz einer mittelalterlichen deutschen Stadt, es soll Cöln sein; aber der Decorationsmaler hat es hart am Abhange eines hohen Gebirges erbaut. Mit der Geographie nimmt man es hier

nicht sehr genau. Genug, die Decoration war gut gemalt, die Stadt voll schöner Thürme und winkliger Straßen, alle Glocken läuteten durcheinander, man feierte das Dreikönigsfest. Nun kommt der Aufzug aus einer kleinen krummen Straße hervor, sehr lebendig biegt alles um die Ecke her. Die verschiedenen Gewerke und Brüderschaften, ihre Zeichen auf Stangen tragend, allerliebst und ganz genau nach alten Holzschnitteu geordnet. Darauf reiten die heiligen drei Könige vorüber, dann im Gefolge von allerlei Maskenzügen drei Narren, deren Pferde bunte und vergoldete Drachenköpfe und Flügel haben. Nun folgen Bürger, Studenten, Pilger, allerlei Volk, wie es sich an Festen zusammenfindet. Der Graf mit seinen Freunden, Trabanten, Pagen, alles genau in den Trachten der Zeit, wie bunt und barok sie auch waren, doch sah Alles so schön und stattlich aus, daß man Freude daran haben mußte.

Den Schluß der Oper macht eine recht sinnreiche Scenerie. Die ganze Bühne ist in Wolken verhüllt. Nun öffnet sich das Gewölk der Hinterwand, ganz oben unter den Suffiten, und zeigt das Reich der kleinen Feenkönigin, sie selbst mit ihrem Hofstaate in zauberischem Lichte. Die liebende Fee kniect vor ihrem Throne und bittet um die Gunst, wieder zu ihrem Geliebten zur Erde zurückkehren zu dürfen. Es wird gewährt. Das Gewölk schließt sich, schwimmt durcheinander, bald erblickt man die Fee auf einer kleinen Wolke sich anfänglich wirklich senkend, bald aber nur scheinbar, indem alles

unter ihr aufsteigt. Man sieht nun aus dem Wolkenschleier Schneegipfel hervorkommen, dann Alpen, Waldgebirge, grünes Land mit Flüssen und Ortschaften, endlich steigen die Thürme einer schönen Stadt auf, der Maaßstab der Gegenstände wird immer größer, Dächer, Häuser füllen die Bühne, im Vorgrunde sieht man das Haus des Studenten, ihn selbst in seinem Zimmer auf den Knien nach oben schauend, die Fee sinkt herab und in die Arme ihres Geliebten. Das ist wunderhübsch gemacht.

Den 5ten.

— — — — — — — — — — —

Auch die Gallerie der alten Gemälde im Louvre habe ich besucht, d. h. die Italiäner und wenige Niederländer, welche von den ausgestellten modernen Bildern nicht bedeckt sind. Es ist doch ein Abstich, wenn man aus der frisch blühenden Farbenwelt der neueren Malerei, voll mannichfaltiger, unserem Antheil nahe stehender Darstellungen durch den dunklen Vorhang tritt, der die alte Kunst von der neuen trennt, und nun der lange Saal voll altersschwarzer Bilder, mit Heiligen, Madonnen, blutenden Heilanden und Märtyrern vor uns liegt. Man muß Auge und Sinn erst wieder etwas kunsthistorisch stimmen, um zu genießen. Ueberaus interessant war es mir, die berühmten Originale von Raphael und Anderen zu sehen, die in so weit verbreiteten Kupferstichen und

Kopien allgemein und längst verehrt sind. Ich will Dir nur gestehen, sie machten nicht den erwarteten Eindruck auf mich. Alle diese Madonnen scheinen mir nicht an die Reinheit und göttliche Naivetät der Madonna di San Sisto zu reichen; viele dieser Bilder sind so nachgedunkelt, daß sie mir im Kupferstiche anmuthiger erschienen waren. Die vierge aux rochers von Leonardo da Vinci z. B. ist zum Erschrecken schwarz geworden. Ich verschone Dich hier mit Beschreibung der einzelnen Bilder, ich bringe ausführliche Notizen darüber nach Hause.

Nach dieser Arbeit spazierte ich zum Pallaste der Deputirtenkammer, den prächtig breiten Quai entlang. Heut ist die Kammer endlich eröffnet worden, nach langem, peinvollem Schwanken, die nächsten Tage gehen noch mit Formalitäten hin, zu den interessantesten Sitzungen werde ich mir den Eintritt verschaffen. Du glaubst nicht, wie gespannt die Menschen hier auf die politischen Begebenheiten sind. Ueberall hört man die Fragen, haben wir endlich ein Ministerium? Werden die Kammern eröffnet oder vertagt? Als ich gegen Madame — lachend meine Verwunderung über den Antheil äußerte, den auch die Frauen hier zeigen, und ihr sagte, daß es bei uns nur Seltenheit sei, Frauen für Politik interessirt zu sehen, erwiederte sie: „O, wie glücklich sind ihre Frauen! Glauben Sie, daß diese Politik uns Vergnügen macht? Aber wenn wir bei jedem entscheidenden Wechsel der Zustände erwarten müssen, daß die Trommel unsere Männer und Söhne auf die Straßen ruft, um sich auf den Bar-

rikaden zu schlagen, so ist es nur zu begreiflich, daß wir mit Angst und Sorge uns um die Composition eines Ministeriums bekümmern.“ Da war mir's freilich nicht mehr zum Lachen.

Auf dem pont royal und an den Quais fand ich Massen Volkes versammelt. Man stand und lehnte lungernd umher, weil die Anderen dastanden und lehnten. Die Verkäufer hatten ihre Tische, die auf zwei Rädern stehen, in die dichtesten Haufen geschoben, ein Gemengsel von Schalmandeln und Haselnüssen, mendiants genannt, ist eine beliebte Nascherei des Volkes, auf den Tischen sind immer Berge davon aufgeschüttet. Ein kleines Heft, die Liste der gegenwärtigen Deputirten, wurde überall ausgeschrien und viel gekauft. Der Pallast war mit vieler Cavallerie und Infanterie umgeben. — Wie werden sich nur die Dinge in den nächsten Tagen gestalten? Hin und wieder hört man die Hoffnung aussprechen, die Kammer werde sich mäßig benehmen, da die Nation durch die sechswöchentliche Unsicherheit und Spannung der ministeriellen Krise so viel gelitten. Ich glaube, diese Hoffnung ist eitel. Unter zehn Menschen, die man reden hört, ist gewiß nur einer, der dem Könige und dem Prinzipe der Mäßigung anhängt. Das Königshaus hat überhaupt eine ganz wunderliche, völlig isolirte Stellung. Jedermann gesteht Dir die großen geistigen Eigenschaften des Königs willig zu, läßt seinem Muthe, seiner Ausdauer volle Gerechtigkeit widerfahren, die Königin ist ihnen la femme la plus respectable; daß die Prinzen

sich überall brav gezeigt, stellt Niemand in Abrede, von der Herzogin von Orleans ist man enchantirt, — dennoch ist das Königshaus nicht geliebt, und nach allem, was ich hier sehe und höre, scheint mir das Königsthum überhaupt in Frankreich allen Boden verloren zu haben. Nach meiner Meinung hat dies seinen vornehmsten Grund in dem Verfalle des Familien-Lebens, nicht in der vorherrschenden unruhigen politischen Richtung der Gesellschaft. Wo das Behagen an häuslicher Gemüthlichkeit, die Freude an der Ruhe, an ehelicher Liebe und Treue und dem stillen Gedeihen der Kinder so geschwächt ist; wo dauernde Zustände überhaupt den Werth verloren haben; wo Niemand mehr Freude daran findet, sich Anderen zu fügen, Autoritäten anzuerkennen; wo alle Elemente der Pietät geschwunden sind, auf denen das Königthum in seiner höheren Idee beruht: — da scheint mir, ist für seine Erhaltung wenig zu hoffen. So rächt sich die Verworfenheit der Höfe Ludwigs XIV. und XV., deren Beispiel die Gesellschaft bis in ihre untersten Kreise vergiftete; sie selbst haben damit die Stufen des Thrones unterwühlt und indem sie alle einfach natürlichen Bande entheiligten und lösten, dies Fieber der Selbstsucht, des Ehrgeizes erregt, das alle Klassen der Gesellschaft in Paris ergriffen hat. Auch die herrschende Gewinnsucht ist nur eine Aeußerung davon, weil ein gewisses Vermögen nothwendig ist, um wahlfähig und wählbar zu machen. Jedermann will gelten und herrschen, ist es da nicht natürlich, daß man auch die Bahn zu den höchsten Stellen

offen zu erhalten sucht? Man muß nur hier beobachten, wie selbst die untersten Klassen für die politischen Angelegenheiten sich interessiren, wie die Journale in Lese-Kabinetten und Cafés den ganzen Tag über in Aller Händen sind. Selbst auf den Straßen vor gewissen Buden stehen die gemeinsten Leute und lesen für einen Sous stundenlang die Zeitungen; sogar in den Omnibus wehen diese großen Fahnen; kein Augenblick wird dafür unbenutzt gelassen.

In solchen Betrachtungen war ich an der Seine weiter hinunter gegangen und hatte das hôtel des invalides erreicht. Ein grandioses Institut, ein ordentliches kleines Stadtviertel. Außer dem großen Hofe, der cour royale, bildet das Gebäude noch 16 kleinere; Du kannst den Umfang danach ermessen. Auf dem großen Gartenplatze vor der pallastähnlichen Façade traf ich viele Invaliden, sehr wohl gekleidet und gehalten, einarmig, einbeinig und ohnbeinig. Wo mögen diese mangelnden Glieder alle liegen? In alle Himmelsgegenden, und durch die Länder aller Zonen verstreut. Ich sah den Speisesaal, die Küche, dann die Kirche, deren Inneres bis auf unzählige Fahnen, die am oberen Sims hinausgesteckt sind, ein ziemlich kahles Ansehn hat. Dann ging ich außen an dem Graben hin, der den ganzen Bezirk des Hôtels einfaßt. In diesem Graben haben die alten Krieger sich Gärten angelegt, klein und beschränkt, wie die Kinder sie einzurichten pflegen, mit schmalen Gängen, kleinen Lauben, dünnen Gitterchen, und haben sie mit Vasen

und Figürchen aufgeputzt. Diese alten, wilden Soldaten, die ganz Europa erschüttert, in Afrika und Syrien sich furchtbar gemacht — bauen sich zu guterletzt so eng und still verträglich ein. In einem ziemlich versteckten Winkel fand ich eine kleine Gypsfigur von Napoleon, bunt bemalt, auf einem kleinen Haufen Steinen und Scherben, unter frühen Blumen aufgestellt. Sie haben Recht, die alten Schnurrbärte, ihren Patron zu schmerzlichem Andenken so aufzustellen, mit ihm ist die eigentliche Soldatenherrlichkeit doch für immer dahin.

In diesen Gärtchen grünt schon der Flieder an den Zweigesspitzen, die Aprikosen blühen, das Gras hat frische Sprossen und die Zwiebelgewächse schießen kräftig auf. Mir kommt das hier ganz fremd vor, ich kann die Empfindung in mir gar nicht wieder finden, die sonst bei den ersten Frühlingszeichen mein Herz elektrisch rührt. Mein Lenz ist nur in der Heimath, nur bei Euch, und überall sonst sprießen Gras und Blüthen nicht für mich. Ich bin hier wie ein Kind, das die Mutter auf einen Tag bei fremden Leuten gelassen, die besten Leckerbissen, das schönste Spielzeug beschäftigen es nur auf Augenblicke; wieder und immer wieder verlangt es nach Hause. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß solch ein butterweicher Kerl aus mir werden könnte. Seit ich in Paris bin, regnen meine Augen mit dem Himmel um die Wette und zwei Dinge muß ich beständig zur Hand haben, den Regenschirm und das Schnupftuch.

Die nahe Militairschule besah ich noch, dann das

champ de Mars, das ich doch wenigstens doppelt so groß, als den Berliner Exerzierplatz schätze, und ging dann zurück. Hier ist man ganz wie in der fernsten Vorstadt, obschon man sich innerhalb der Barrieren befindet. Einzelne Häuser, halb verlassen, stehen an ungepflasterten, kothigen Wegen; selten sind Menschen und Wagen. Ich kam in die Straßen des Faubourg St. Germain. Hier ist's auch still, wie in einer kleinen deutschen Residenz. Pallast an Pallast hegt die crême des französischen Adels, aber das Vorderhaus an der Straße enthält nur Ställe und Domestikenwohnungen, mit vergitterten Fenstern. Die Einfahrt schließt eine massive Thür, stark genug, einem ersten Anlaufe zu widerstehen. Jenseits des Hofes findet man erst das Hôtel und hinter demselben einen schönen Garten. Lange währte die vornehme Ruhe der Straßen auch nicht, Lärmen und Gedränge umgab mich bald wieder und wie Oberons Wagen, zur Stelle sobald er gewünscht wird, kam auch schon ein Omnibus angerollt und führte mich nach Hause.

Abends sah ich Dlle. de Belle-isle noch einmal. Das Stück interessirte mich noch lebhafter, als das erste Mal, ich folgte der Darstellung mit größerer Sicherheit. Die Mars ist und bleibt vortrefflich, aber ich saß gestern zu nah, ihr wirkliches Alter verkümmerte mir die Illusion in etwas. Vorher gab man le dépit amoureux von Molière. Die Magd wurde von Dlle. Dupont sehr gut, Gros-René vom alten Monrose ganz köstlich gespielt. Ein eingetrockneter kleiner Mann, in roth und weißge-

streiftem Maskenanzuge, mit einem zusammengefalteten Gesichte und kecken schwarzen Schelmenaugen. Unfehlbar spielte er ganz nach den alten Ueberlieferungen, man sah es, so war dieser Bursche von Molière gedacht. Dieses erzkomische Pathos, das drollige Mantelwerfen, die pfiffig sein sollende Minen bei der Auseinandersetzung: la femme est femme, et toujours femme sera femme etc.; es war höchst ergötzlich!

Neunter Brief.

Paris, den 6. April 1839.

— — — — — — — — — — —

Die Bekanntschaft von Alexander Dumas habe ich gestern bei Spontini gemacht. Er ist ein sehr großer, schlanker Mann, noch nicht vierzig Jahre alt, mit starkem schwarzen Wollenhaar, rundem Gesichte, von offenbarem Mulattentypus, dennoch edel und angenehm. Er ist frisch, lebhaft, offen und freundlich, macht einen überaus heitern, Zutrauen erweckenden Eindruck, und daß er sich in dem außerordentlichen Erfolge seines Stückes so froh und behaglich sonnt, steht ihm ungemein gut. Er lebt sehr rückhaltlos und frei hinaus. Bei Tisch wurde über Theater und Theater-Litteratur sehr lebhaft gesprochen, es waren noch mehrere junge Schriftsteller da. Mich überraschte die scharfe Kritik, der man die classische Tragödie unterwarf; obschon sie ganz nach meinem Sinne war, hatte ich doch geglaubt, die hergebrachte Autorität hielte so unumwundene Angriffe in der Gesellschaft fern. Aber es war nicht so, und, was mich noch mehr erfreute, man bekannte willig, daß in der englischen und deutschen Litteratur die Muster für lebensvollere dramatische Ge-

staltungen zu finden seien. Schade, daß dieser Fortschritt der Franzosen: nicht mehr eingebildet auf sich bestehen zu wollen, von keiner großen Kenntniß unserer Litteratur unterstützt wird.

Nach Tische habe ich mit Dumas viel wegen Uebertragung seines Stückes auf die deutsche Bühne verhandelt. Er äußerte Bedenken, ob in Situationen und Charakteren die französische Eigenthümlichkeit nicht zu scharf ausgeprägt sei, um in Deutschland Anklang und Verständniß zu finden; wogegen ich ihm einwandte, daß gerade diese Fähigkeit, fremde Nationalität zu begreifen und richtig aufzufassen, unser besonderer Vorzug sei und zu einer so raschen und reichen Entfaltung unserer Litteratur wesentlich beigetragen habe. Ueber mein Bedenken, wegen einiger Anstößigkeiten in seinem Stücke lachte er, nannte uns prüde, und meinte, wenn unsere Bühne vor dem Faust und den Räubern sich nicht scheue, so werde sie diese Kleinigkeiten auch ertragen können. Ich mußte ihm nun erklären, daß jene Stücke nicht in ihrer Integrität dargestellt würden, und wir kamen dabei auf die Unterscheidung zwischen gedruckten und aufgeführten Gedichten. Dem Leser kann man vieles, fast alles sagen, er ist mit sich allein; gegen ein Theater-Publikum aber hat man Rücksichten des geselligen Anstandes zu beobachten. Was man mit jedem Einzelnen ohne Scheu besprechen würde, kann man dennoch nicht einer Versammlung solcher Einzelner sagen.

Spät am Abend sah ich im Renaissance-Theater

noch eine kleine Buffo-Oper, wobei diese Bühne sich allmählig eine eigene Gattung zu bilden hofft. L'eau merveilleuse von Sauvage und Grisar. Die Musik war ganz artig und lebendig, Scaramuz war recht drollig und sang gut, ebenso Argentine; ob aber diese Gattung der Maskenspiele in unserer Zeit noch eigentlichen Antheil finden möchte, bezweifle ich. Mir scheint, von der Bühne werden mit jedem Tage mehr Gestaltungen aus unserer eigensten Denk- und Empfindungsweise gefordert.

Den 7ten.

Gestern habe ich die oberste Klasse für dramatischen Gesang im Conservatoire besucht. Wieder fand ich ein allerliebstes Theater in einem Saale, der zwar nicht so groß, als der für die Schauspielschule, aber doch durch seine Höhe den Stimmen günstig war. Die Professur für diese Klasse, welche die Gesang-Eleven unmittelbar für das Betreten der Bühne ausbildet, bekleidete Nourrit; jetzt ist sie provisorisch durch den jungen Derivis besetzt, schwerlich möchte man aber wohl einen Besseren finden und er wird daher unfehlbar die Stelle behalten. Er ist etwa 36 Jahre alt, von schöner Gestalt und was mir einmal besonders wohl that, seine Haltung, seine Bewegungen sind edel. — Ich konnte das wahrnehmen, als er auf die Bühne sprang, um dem Eleven eine Stelle vorzuspielen. Beim Unterricht ging er sehr auf die Wahrheit der Zustände ein, hielt auf Einfachheit der Bewe-

gungen, auf Einschnitte nnd Pausen im Vortrage, auf Vacalisation, Aussprache und Nüancen, — kurzum er vernachlässigte nichts. Wie glücklich sind diese jungen Talente in Frankreich, daß ihnen eine solche Gelegenheit zur Vorbereitung für die schwere Kunst der Bühne geboten wird. In ganz Deutschland müssen die jungen Leute durch Errathen, Versuche und gelegentliches Abfragen bei den erfahrenen Künstlern das in vielen Jahren zu erlernen suchen, was den Begünstigten hier in einem Halbjahre beizubringen ist.

Man studirte einige Scenen der Hugonotten, mit Klavierbegleitung. Ein junger Bassist mit einem prächtigen schwarzen Barte und einer gewaltigen Stimme — ein geborener Oberpriester — war im Gesange noch zurück, ein Tenorist darin schon sehr fertig, dagegen in Haltung und Bewegung vernachlässigt; dies scheint nun einmal zur Zeit in Paris die herrschende Schwäche zu sein. — Sehr interessant ist es, in diesen Klassen so das Hervorwachsen des künftigen Theaterpersonales, in allen Schwankungen und Varietäten, zu überschauen. — Die junge Sängerin hatte eine schöne Stimme, aber ich glaube, kein Talent, denn sie zeigte den äußersten Grad von Gleichgültigkeit. Derivis ließ es sich eine Weile gefallen, vergeblich mit Erinnerungen und Anfeurungen auf sie einzudringen, dann aber kanzelte er sie ab, wie sich's gebührte. Er sagte ihr, daß die dramatische Kunst in jedem Momente den vollen, ungetheilten Menschen mit allen aufs Aeußerste gesteigerten Kräften verlange, daß ohne diese Anspannung gar nichts

auszurichten sei, und daß sie mit solcher Schlaffheit und Trägheit, bei all ihrer Begabtheit, für immer eine untergeordnete, geringgeschätzte Person bleiben werde. Nun denkst Du wohl, war die junge Dame erschüttert, oder gekränkt, oder doch wenigstens beschämt? Nichts von dem, sie weinte nicht einmal, was doch das Wenigste bei jungen Mädchen ist; sie sah gleichgültig umher, als ob man gar nicht zu ihr gesprochen habe. Was Nourrit an Ehrgefühl zu viel besaß, hat sie offenbar zu wenig, und damit das Zeugniß der Talentlosigkeit.

Ich fuhr nun nach dem Pantheon. Dicht dabei ist in einem ehemaligen Kloster das große Collège Henri IV. und die Kirche St. Etienne du mont; in diese trat ich ein. Ein sehr alter Bau im byzantinischen Style, aus drei Schiffen bestehend. Quer vor dem hohen Chore läuft auf flachem Bogen eine Gallerie hin, auf deren Geländer moderne Heiligen-Statuen stehen, Wendeltreppen mit schönen, durchbrochenen Geländern winden sich um die Säulen zu dieser Gallerie hinan; das sieht sehr zierlich aus. Das steinerne Grabmahl des Schutzheiligen, in einem Seitenschiffe ist wie mit einem Käfig von Eisenstäben überwölbt, an denen unzählige kleine Wachskerzen aufgesteckt sind. Ein Mann kam so eben geschäftig herein, kaufte von der dicht dabei hockenden Händlerin solch ein Kerzchen, zündete es an, klebte es auf das Eisengitter und ging eilig fort. Seine Andacht war verrichtet. In der einen Seitenkapelle der übrigens ganz leeren Kirche wurde Beichte gehört, ich verweilte in der Nähe.

Eine Dame kniete im Beichtwinkel, den Kopf mit dem eleganten Hute gegen das Schiebfenster gedrückt. Es klang in der stillen Kirche wie Liebesgeflüster von daher. Jetzt wurde das Fensterchen hart zugeschoben, die Dame lag unbeweglich. Meine Fantasie war geschäftig mir vorzuspiegeln, der Geistliche habe ihr die Absolution verweigert, und sie läge nun zerknirscht, und könne nicht fort. Doch jetzt erhob sie sich, und mit einem Gesichte, als hätte sie sich ein Band in einem Putzladen gekauft, ging sie an mir vorüber. Der Priester trat in die Thür des Beichtstuhles und winkte einem alten Mütterchen, das schon lange, den Rosenkranz in den Händen, harrend dasaß, indem er mit verdrießlicher Geschäftsmiene den Kopf in den Nacken warf. — Es ist mir doch immer auffallend, daß die katholischen Geistlichen sich nicht mehr um Würde und Wohlgefälligkeit der Erscheinung und des Benehmens bemühen; ich habe sie oft mit wahrhaft bäurischer Plumpheit fungiren gesehen. Da in ihrer Kirche das Göttliche durch den Priester und seine Functionen zur wirklichen Erscheinung kommen soll, so müßte die Darstellung davon auch dem erhabnen Gegenstande einigermaßen entsprechen.

Das Pantheon besah ich nun, diesen Prachtbau, um den so lange gestritten worden, ob er zur Ehre Gottes oder der Menschen benutzt werden solle. Der liebe Gott hat nachgegeben. So hat man also diese majestätischen Räume dem Nachruhme großer Franzosen geweiht. — Die Grundform des Gebäudes ist das griechische Kreuz,

es hat hohe, schwindelnd hohe freie Bogenwölbungen, der Mittelraum steigt zu einer mächtigen Kuppel auf. Noch sind diese Hallen ganz leer; in den Nischen der Wände sollen Statüen und Büsten aufgestellt werden; nur einige Marmortafeln nennen die Namen der Juliopfer. Wir wurden in die Souterrains geführt. Gewaltige Wölbungen, von massiven toskanischen Säulen getragen, nur an den Seiten etwas Tageslicht empfangend. Hier wird die Asche berühmter Männer, ihr Herz oder auch nur ihr Andenken in Sarkophagen bewahrt. Ein hölzerner nur ist es, der Rousseaus Leiche enthält, am Hauptende desselben ist im Relief eine Thür vorgestellt, durch deren Spalte eine gelbbemalte Hand eine ebenfalls colorirte brennende Fackel hinaushält. Der Invalide, welcher uns führte, erklärte uns noch obenein die kindische Allegorie. — Zu Ende eines im Halbkreise laufenden Seitengewölbes ist das merkwürdigste Echo, das ich noch hörte. Selbst mehrere hintereinander gesprochene Wörter werden mit der äußersten Deutlichkeit und mit doppelter Stärke wiederholt, und wenn der Führer mit seinem Rohrstöckchen gegen seinen ausgebreiteten Rockschoß schlägt, klingt es wie eine Kanonade.

Wir stiegen nun zur Kuppel hinauf, innerhalb welcher die vier Dynastien Frankreichs in vier verschiedenen Gruppen, von Wolken getragen, al fresco gemalt sind. Die Stelle im Bilde, welche für Napoleon bestimmt war, hat, da sich während des Malens die Zeiten geändert, die corpulente Gestalt Ludwigs XVIII. eingenommen. Von

hier oben in das Gebäude hinunterzusehen, macht auch den stärksten Kopf schwindeln.

Als wir nun immer weiter hinaufsteigend die sogenannte Laterne erreichten, den kleinen Thurm auf der Kuppel, welch' eine wunderbare Aussicht hatte ich wieder, auf diese Welt von Gebäuden, Kirchen, Pallästen, diese großen, weiten Gärten und den prächtigen Fluß! Alles ist nach einem colossalen Maaße. Dazu ist die Stadt fast immer in Duft und leichtem Silbernebel gehüllt, einzelne Sonnenblitze durch diesen Schleier, besonders einer, der den Mont-martre einmal blendend hervorhob, machten sich ganz zauberisch. Diese Aussicht hatte mich länger als meine Begleiter gefesselt, und ich sah mich auf einmal von ihnen und dem Führer verlassen. Ich stieg allein hinab, in der Hoffnung sie wieder einzuholen, es gelang mir nicht, und nachdem ich mich durch die Souterrains getappt, fand ich die Thür verschlossen. Mein Pochen wurde nicht gehört. Was war nun zu thun? Ich entschloß mich, wieder die Treppen hinaufzusteigen, um von den Gallerien aus in das Innere nach dem Schließer hinabzurufen, aber ich fand die Treppenthür nicht wieder, und verwirrte mich dergestalt in dem stockfinstern Theile der Gewölbe, daß ich zuletzt für's Beste hielt, still zu stehn und abzuwarten, ob nicht noch eine Gesellschaft die Souterrains besuchen werde. Es war todtenstill um mich, aber mein leiser Tritt hallte weithin durch die finstern Gewölbe. Ich dachte mir es doch fatal, wenn ich 24 Stunden hier stecken müßte. Die Geister der berühmten Fran-

zosen erschienen mir zwar nicht, — Rousseau mit seiner Fackel wäre mir sogar sehr willkommen gewesen — aber es war kalt und meine Zeit mir sehr kostbar. Endlich hörte ich die Schlösser von ferne rasseln, Menschenstimmen nahten sich, ich mußte die Tour durch die Souterrains mit Echo und berühmten Namen noch einmal durchmachen, dann wurde ich ins Freie gelassen.

Die Gobelins-Wirkerei zu sehen, lag noch in meinem Plane. Die rue mouffetard war bald erreicht, aber nun wollte sie auch kein Ende nehmen. Vier Uhr war vorüber, als ich am Ziele war, es kostete Mühe, noch eingelassen zn werden. Ich durchschritt die großen Säle, in welchen die Arbeiter nebeneinander hinter ihren senkrecht aufgezogenen Ketten saßen und den Einschlag der bunten Wollenfäden mühsam hindurchsteckten und befestigten. Keine Art des Mechanismus unterstützt sie dabei, kein Rahmen klappt, das Schiffchen schießt nicht durch die Fäden, Alles wird mit der Hand langsam und mit wahrhaft künstlerischer Geschicklichkeit gemacht, da diese Weberei eigentlich ein Bildercopiren in Wolle ist; die Muster haben nichts, was sie von allen andren Malereien unterscheidet. Es ist ganz bewunderungswürdig und so einfach, daß ich immer an die Arbeit der Penelope dabei denken mußte, sie kann kaum einen geringeren Apparat dazu gehabt haben. Des Königs lebensgroßes Bild sah ich fast vollendet und viele schöne, farbenglühende Blumenstücke. Von allen zur Schau ausgehängten Gobelins ist das lebensgroße Bild des nackten Phyloktet das schönste.

Das Fleisch ist mit bewunderungswürdiger Glätte und Weichheit behandelt.

Nun war ich zu Ende, aber über eine halbe Meile vom Théatre du Gymnase entfernt, wohin mich eine reichhaltige Benefizvorstellung forderte. Ich war in Sorge, wo ich in dieser abgelegenen Gegend ein Cabriolet finden würde, und siehe da, kaum trete ich vor die Thür, so — ist es nicht zum Lachen? — kommt schon wieder ein Omnibus an und nimmt mich auf.

Die Vorstellung im Gymnase lieferte zuerst: la famille Riquebourg. Volnys spielte den zum Millionär gewordenen Krämer recht charakteristisch, unmanierlich und herzlich; Leontine kam mir heut ein wenig hypersentimental vor; Paul war in der Rolle des jungen Mannes, der sich in geheimer Neigung verzehrt, nicht ganz an seinem Platze. Dessenungeachtet herrschte in der Darstellung wieder die schönste Uebereinstimmung. Den guten Ton der modernen Gesellschaft repräsentirt diese Bühne, die Comédie im Théater français bewahrt den guten Ton des vorigen Jahrhunderts. —

Hierauf folgte der erste Akt eines Vaudeville's Candinot, roi de Rouen, worin Bouffé einen muntern Alten lebhaft und drollig spielte, und die Tracht aus der Normandie im fünfzehnten Jahrhundert mit der größten Treue dargestellt war. Dann gab man den zweiten Akt von: le mariage de raison. Jenny Verpret, welche von der Bühne abtritt, war als Susanne ganz allerliebst. Diese echt nationalen weiblichen Charaktere werden über-

haupt hier sehr gut gespielt: lebhaft, gescheut, kokett und bei diesem Benehmen sans façon, voll piquanter Grazie und verständigen Wesens. Traurig ist es, daß man zu solchen außerordentlichen Anlässen, wie der heutige, Fragmente von Stücken aneinanderreiht. Keinem Eindrucke wird damit sein Recht gegönnt, Alles hat weder Anfang noch Ende, in dem verkehrten Bemühen, recht viel zu geben, giebt man nur vielerlei, und damit sehr wenig.

Nun sang auch noch eine Dame italiänische Canzonetten zum Klavier, dann Achard vom Palais royal-Theater einige Romanzen und komische Lieder. Eines davon hatte das Parterre besonders begehrt. Nein, von der Gemeinheit und wüsten Rohheit dieses Parterre-Publikums kannst du Dir keine Vorstellung machen. Dies Gröhlen, Pochen, Schreien und Pfeiffen auf Schlüsseln in den Zwischenakten muß die trägsten Nerven revoltiren.

Endlich kam nun an die Reihe, was mich in diese Vorstellung gezogen: le gamin de Paris. Es ist wahr, Bouffé spielt ihn ganz unübertrefflich; Erfindung und Ausführung sind aus einem vollen, frischen Guß. Die eigenthümliche pariser Bengelei, das unaufhörliche Tänzeln, diese Unmöglichkeit einen Augenblick zu sein ohne mit Händen oder Füßen unnütze Streiche zu machen, stellt er mit der größten Gewandtheit dar; geschickt wie eine Katze huscht er über Stühle und Tische. Dann die erfinderische Lust an Neckereien gegen den alten Nachbar, und nun seine Gutmüthigkeit, seine Zärtlichkeit gegen die

Großmutter, die kindische Rührung, mit welcher er verspricht, sich zu bessern, ihr schmeichelt, sich auf ihre Knie setzt und nicht ruht, bis sie wieder lacht, und ihm wieder gut ist, — das ist Alles ganz, ganz meisterhaft. Seine eigenthümlich anspruchslose Weise fand ich recht bestimmt ausgeprägt, wenn er etwa ehrenhafte Aeußerungen, selbst die Erzählung von der Rettung des Kindes, ganz en passant oder beim Kreiselwerfen vorbrachte. Ebenso gelang ihm die Gipfelung des Charakters, der knabenhafte Heroismus, die naive Dreistigkeit gegen den General. Hierbei wurde er durch Ferville's ganz meisterhaftes Spiel ungemein unterstützt, der diese Gestalt aus der napoleonischen Zeit mit markiger Tüchtigkeit und der Vornehmheit persönlichen Adels hinstellte, und ihr zugleich durch eine Fülle von natürlichen Zügen eine fast häusliche Wirklichkeit verlieh.

Bei allen solchen Gelegenheiten springt es doch ganz deutlich in die Augen, daß das Spiel eines tüchtigen Künstlers erst durch einen gleich trefflichen Mitspieler ins rechte Licht gestellt wird, und daß es der größte Irrthum eines Schauspielers ist, wenn er durch schlechte Genossen sich eine Folie zu verschaffen glaubt. Das bessere Spiel wird sich neben dem schlechten natürlich leicht auszeichnen, aber der Zuschauer muß das immer mit einer Mißstimmung wahrnehmen, die ihm den Genuß verkümmert. Nur das gegenseitige Verständniß der Künstler eröffnet dem Zuschauer das rechte Verständniß der Darstellung. Nur wenn der Ton der Rede des Einen, sein Blick, seine

Miene richtig treffen und in gleichem Tone, gleichem Geiste zurückgegeben werden; wenn das volle Leben des Momentes von allen gleich harmonisch wiederklingt und — wie sage ich nur — diese reinere Lebensluft der künstlerischen Täuschung Künstler und Beschauer nährt und trägt: dann wird in solchem gänzlichen Mitleben jeder Zug, jede leise Schattirung erst verstanden und genossen. — Darum haben diese Vorstellungen des Gymnase einen so unschätzbaren Werth für mich; sie machen alle meine Träume wahr. Hier isolirt sich kein einziger Künstler, jeder scheint nur zur Unterstützung des andren zu spielen, und gerade dadurch steigert ein Jeder seinen Werth aufs äußerste.

Den Beschluß der gestrigen Vorstellung machte ein zusammengewürfelter Scherz, in welchem alle ausgezeichneten Komiker von Paris, jeder in einem seiner Lieblingscharaktere, erschienen. Es war eine sogenannte Parade, und langweilig genug.

Zehnter Brief.

Paris, den 8. April 1839.

— — — — — — — — — Das religiöse Leben in Paris hat mir bis jetzt wenig Achtung eingeflößt, Alles ist auf das Zeitliche gerichtet und mit dem Ewigen scheint man sich höchstens formell abzufinden, wenn man es ja noch berücksichtigt. Merkwürdig mußte es mir also sein, den geachtesten hiesigen Prediger kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke besuchte ich gestern die Kathedrale nôtre dame, ein prächtiges, gothisches Monument, das durch Zerstörung des angebauten erzbischöflichen Pallastes jetzt ringsum frei dasteht. Es ist höchst selten, daß alte Kirchen nach allen Seiten hin ihre Formen dem Auge so rein darbieten; diesmal kann man sich also beim Pariser Pöbel bedanken für seine Zerstörungswuth. Ein großer Platz ist dadurch zwischen der Kirche und der Seine entstanden, von jeder Seite hat man jetzt Raum in gehöriger Gesichtsferne das Gebäude zu betrachten; man möchte glauben, jene Revolte sei von Kunstkennern geleitet worden. Das Innere der Kirche ist sehr grandios. Fünf Schiffe werden durch schöne Säulenpfeiler gebildet, deren Kapitäle merkwürdig krause Blätterverzierungen zeigen.

Schade daß der hohe Chor in Folge eines Gelübdes Ludwigs XIII. im Style seiner Zeit renovirt ist. Wie schön ist es aber in solch einer großen Kirche, wo verschiedene gottesdienstliche Handlungen gleichzeitig vorgenommen werden können ohne gegenseitige Störung! In Antwerpen und Brüssel hatte ich schon meine Freude daran. Hier nun wurde in einer Seitenkapelle kleinen Mädchen die Kinderlehre ertheilt, ebenso in einer gegenüberliegenden; nicht weit davon, am Gitter des hohen Chores, saß eine Schaar von Knaben vor einem alten Priester, er ließ sie einen nach dem andren aufstehen und Sprüche hersagen; indessen wurde im Chore eine stille Messe gelesen, viele einzelne Betende saßen und knieten in den Seitenkapellen; im Hauptschiffe sammelten sich die zahlreichen Zuhörer für die Predigt, außerdem gingen gleich uns viele Menschen noch in der Kirche umher, und dennoch störte keines das andere.

Wir nahmen nun unsere Plätze ein, um den berühmten Kanzelredner Dravignan zu hören, der vor wenigen Jahren noch die wichtige Stelle eines Procureur du roi bekleidete, und aus innerem Drange geistlich geworden ist. Der Erzbischof kam mit seinem Gefolge durch die Kirche daher, um der Predigt ebenfalls beizuwohnen; voran zwei schwarzgekleidete Kirchendiener mit den breiten rothen, reich brodirten Degengehenken und Achselbändern, in den Händen, neben ihren großen Stöcken mit Silberknöpfen, schöne Partisanen tragend, mit denen sie bei jedem Schritte auf das Pflaster stießen, um sich im Gedränge anzukün-

digen. Ihnen folgten mehrere Geistliche paarweis, dann der Träger des großen goldnen Kreuzes, hiernach der Erzbischof Quelen, ein Mann gegen sechzig Jahre alt, das gepuderte Haar ragt ihm unter dem violetten Käppchen etwas lang und starr, wie toupirt, in den Nacken. Das Gesicht ist voll, sanft geröthet, vornehm glatt und still, keine Spur irgend eines Ausdruckes wird darauf geduldet; dessenungeachtet sieht man sehr wohl, daß vielerlei dahinter lauert. Indem er die Menge durchschritt, regte er die rechte Hand, die er dicht vor seiner Brust hielt, wie jemand, der in Gedanken unwillkührliche Bewegungen mit den Fingern macht; erst an den Reverenzen der Umstehenden merkte ich, daß er ihnen mit diesen nachlässig mechanischen Bewegungen den Segen ertheilte. Der Clerus nahm der Kanzel gegenüber Platz.

Dravignan erschien, eine schlanke, nicht große Gestalt, ein ernstes etwas bleiches Gesicht, schwarzes Haar. Er empfing von Ferne den Segen des Erzbischofes, bezeichnete das große Kreuz auf seiner Brust und begann. Den Inhalt der Predigt genau zu vernehmen, hinderte mich theils die Entfernung meines Platzes von der Kanzel, mehr aber noch der überpathetische, bollernde Redeton des Predigers, der alles, was ich bisher Uebertriebenes von schlechten Schauspielern gehört, weit hinter sich ließ. Dennoch fühlte ich deutlich, es war nicht Affectation, es war der gewaltige Drang der Ueberzeugung, des Eifers, der ihn auf so extravagante Weise schreien und gesticuliren ließ.

Heute schloß er einen Kreis von Predigten, in dem er das Christenthum mit den andren Religionen verglichen und das Erscheinen desselben als historisch nothwendig gezeigt hatte. Jetzt galt es nun, den Schlußstein einzusetzen, die Göttlichkeit Christi zu erweisen.

Im Eingange entschuldigte er sich, daß er an die Erörterung eines Gegenstandes gehe, der über jeder Untersuchung stehe, aber die Richtung der Zeit begehre, daß auch hierüber die Einsicht beruhiget werde.

Er suchte zuerst aus der Geschichte und Eigenthümlichkeit des jüdischen Volkes die Nothwendigkeit darzustellen, daß gerade aus dessen Mitte der Erlöser erstehen mußte, und zählte dazu alle Eigenschaften, gute und schlimme, der Juden weitläuftig auf. Nun führte er das Bedürfniß der Zeit für Christi Erscheinen, das Zutreffen aller Verkündigungen an, um zu beweisen, Christus sei der Sohn Gottes, d. h. er stellte die Facta zusammen, wie er sie brauchte; es war eine Kette von Behauptungen, die er sodann als Beweise nahm, mit triumphirendem Eifer schrie: ainsi! — und die Schlußfolge mit aller Bequemlichkeit zog. Er setzte sich hierauf, trocknete den Schweiß vom Gesichte, ruhte ein Weilchen und begann alsdann den zweiten Theil. Darin wollte er aus der Persönlichkeit Christi seine Gottheit erweisen, und zählte deshalb in langer Kette alle seine Tugenden auf, wie vorher bei Aufzählung der Eigenschaften der Juden, bei jedem Worte die Hände wechselweis über die Kanzelbrüstung schleudernd, als würfe er die Tugenden stückweis hinab. Um zu

beweisen, daß Christus sie alle besessen, donnerte er: c'est ecrit! und fügte fast tonlos hinzu: c'en est assez. Mit großer Begeisterung citirte er dann eine Menge von Schriftstellern, welche die Gottheit Christi bestätigen, und setzte sich abermals, um sich zu erholen.

Einen Beweis, hub er nun wieder an, habe er aufgespart, der alle Andren aufwiege, der unwidersprechlich und unumstößlich sei: Christus habe selbst von sich gesagt, er sei Gottes Sohn, wir müßten es also glauben, oder ihn fähig halten d'un crime le plus lâche, le plus indigne, le plus infâme. Da dies aber bei seinen vorher erwiesenen Tugenden unmöglich sei, so müsse er Gott sein.

Mit größter Anstrengung war ich bis hieher gefolgt, vom Schluß der Predigt verstand ich fast gar nichts, es war ein Gebet, das er viel leiser als bisher sprach; auch war ich durch meine eigenen zudringenden Gedanken zerstreut. Ist es nicht merkwürdig, wie man sich hier bei Untersuchung der tiefsinnigsten Gegenstände mit den oberflächlichsten Wahrnehmungen begnügt, wie man nur das äußerlich Erscheinende mit Lebhaftigkeit zusammenfaßt, und in frappanten Wendungen unumstößliche Beweise findet? Das innerste Wesen der Dinge zu ergründen, ihre eigentliche Wahrheit an den Tag zu bringen, das überläßt man Andren, den Deutschen. Wie war ich in meiner Seele vergnügt, daß mir die Gottheit Christi schon überzeugender erwiesen worden war!

Der Erzbischof sprach noch ein Gebet, wovon ich nichts vernehmen konnte, die Stimme war ganz klanglos,

er ertheilte den Seegen, und wir gingen. Mein Begleiter war sehr entzückt von der Predigt, ich hielt mich zurück, aber als er sagte, ich stimme vermuthlich dem allgemeinen Tadel bei, der die Predigten Dravignan's als zu philosophisch, zu sehr in die Tiefe gehend bezeichne, da konnte ich ihm doch nicht verhehlen, daß ich r ade die entgegengesetzte Ausstellung zu machen habe, und daß ich durch unsere großen deutsch-protestantischen Prediger zu höheren Ansprüchen an die Kanzel-Beredsamkeit erzogen sei. Was ich ihm von unserm religiösen Leben und Streben überhaupt sagte, reizte ihn, die katholische Kirche mir gegenüberzustellen, da wich ich aus. Du weißt, wie ich über diesen Punkt denke. Nur mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten kann man sich über Ewiges verständigen; wer bekehren will, muß des vollen Berufes dazu gewiß sein. Wozu sollte ich mit dem freundlichen, liebenswürdigen Manne nutzlosen Streit führen? Die Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse ist nun einmal durch die Mannichfaltigkeiten der Individualitäten unausweichbar bedingt, und wo man wirkliche, gewissenhafte Ueberzeugung bei einem Menschen antrifft, da kann man so wenig daran ändern, als etwa an der Farbe seiner Augen.

Wir hatten ein Cabriolet genommen, und fuhren dem Kirchhofe père la Chaise zu. Auf dem Platze, wo die Bastille gestanden, sah ich den riesigen Elephanten, den Napoleon als Sinnbild der Volksgewalt dort hat aufstellen lassen; daneben richtet man jetzt die Säule zum Gedächtnisse der Julirevolution auf.

In der Nähe des Kirchhofes fuhren wir durch Reihen von Bildhauerwerkstätten hin, in welchen Grabsteine und Denkmale der verschiedensten Art zum Verkaufe ausgestellt sind, dazwischen werden in unzähligen Buden die schönsten Blumen und Immortellenkränze feil geboten; ein kleines Stadtviertel nährt sich durch diesen Markt für die Todten. Der Kirchhof steigt in ungeheurer Ausdehnung eine der Höhen hinan, welche die Stadt näher oder ferner umringen. Wir gingen auf der linken Seite hinan, durchschritten zuerst die dichtgeschaarten Gräber der niedern Volksklassen, in denen drei bis vier Särge übereinandergesetzt werden, also an ein und demselben Hügel vielleicht vier verschiedene Familien gleichen Antheil der Trauer haben könne. — Du siehst, es wird hier alles centralisirt. — Mir fiel eine rührende Geschichte ein, welche mir neulich Madame Ancelot erzählt hat.

Ihre Näherin nämlich hatte sich verheirathet, doch wenige Monate nach der Hochzeit raffte ein hitziges Fieber den jungen Ehemann dahin. Die Frau verfällt in eine solche Verzweiflung, daß sie besinnungslos vierzehn Tage lang in Phantasien liegt. Sie geneset und erfährt, ihr Mann sei in solch ein allgemeines Grab versenkt worden; das ist ihr ein unerträglicher Gedanke. Sie rafft zusammen, was ihr die Krankheit an letzter Baarschaft übrig gelassen, kauft eine eigene Grabesstätte für den Verstorbenen und fordert seine Leiche vom Todtengräber zurück. Wo aber soll der sie finden? er weiß nicht in welche Grube, nicht in welcher Ordnung der Sarg versenkt ist.

Nachzusuchen verwehre ihm das Gesetz, das die Ruhe der Todten schützt, auch seien seit dem Begräbnisse drei Wochen und darüber verflossen, sagt er, man werde die Leiche nicht mehr erkennen. „Ich werde sie erkennen!“ schreit die halb wahnsinnige Frau und beschwört, bestürmt den Todtengräber, ihr nachzugeben. Als sie ihn unerbittlich findet, eilt sie fort, verpfändet ihre besten Effekten und es gelingt ihr, mit dem daraus gelösten Gelde den Mann zu bestechen. In der Nacht also geht er mit der Frau nach dem Friedhofe, öffnet die Gräber der vor drei Wochen Begrabenen, sie schrauben die Särge auf, die Frau leuchtet jedem Todten ins Gesicht — nichts als fremde, halb zerstörte Züge. Endlich beim Vierzehnten findet sie das geliebte Antlitz und begräbt nun den theuer erkauften Leib in der eignen Grube, die nur ihre Leiche noch mit ihm theilen soll. Durch diese Geschichte war mir dies Leichenfeld hier wunderbar belebt.

Die Grabhügel sind voll von hölzernen Kreuzen und mancherlei kleinen, ärmlichen Zeichen der Erinnerung, die aber von erfinderischem Geschmacke zeugen. — Auf der Höhe des Kirchhofes fangen die Denkmale der Reichen und Vornehmen an und bedecken den ganzen rechts gelegenen Theil. Hier beginnen auch die herrlichsten Aussichten über Cypressen und die schönen Grabmale hin, auf die mächtige Stadt, die in ihrem Silberdufte, unter dem heitersten Himmel in weitgedehnten, sanft gefärbten Gruppen vor mir gelagert war. Alles macht sich hier malerisch. Wir durchstöberten das Labyrinth der dicht anein-

andergerückten Denkmale, wovon jedes einzelne eine besondere Zierde unserer Kirchhöfe wäre, und darunter viele, welche in jeder großen Stadt zu den Merkwürdigkeiten gezählt werden würden. Wie viele längst gekannte und verehrte Namen las ich auf diesen Marmortafeln. Wie viel Geist, Tapferkeit, Tugend und auch bloße Berüchtigheit wird hier nebeneinander verkündigt! Hier sieht man, wie viele bedeutende Männer dieser bedeutenden Nation dicht bei einander gelebt und gewirkt haben, und welch eine Fülle von geistigen Kräften auf diesem Centralheerde von Frankreich verzehrt wird.

Beim Niedersteigen kamen wir auch zum Grabmale von Aålard und Heloise. Man hat es, da die Abtei, wo es ursprünglich errichtet war, zerstört worden ist, ganz und unversehrt hieher gebracht. Auf dem Grabsteine liegen die beiden Gestalten nebeneinander, ein Hund zu Abälards Füßen, nach der Sitte jener Zeit. Ueber dem Grabstein wölbt sich ein einfacher, gothischer Baldachin. Die steinernen Gestalten sind ganz bedeckt von Immortellen-Kränzen; es sind Weihgeschenke unglücklich Liebender. So ist dies treue Paar heilig gesprochen durch den Volksglauben, und seine Fürbitte wird für hülfreich gehalten. Sogar die elegante Welt nimmt ihren leichtfertigen Antheil daran, es ist zu einer gewöhnlichen Galanterie der jungen Herren geworden, von einem Besuche dieses Kirchhofes den Damen kleine Blümchen aus jenen Immortellen-Kränzen mitzubringen. Auch bei der Kapelle kamen wir vorüber, in welcher die letzten kirchlichen Gebräuche

bei den Begräbnissen vollzogen werden, und deren stets offnen Pforten die trauernden Besucher einladen, vor dem Altare Trost zu suchen. Es knieten einzelne Betende in den Stühlen. Wer zählt die Thränen, die auf diesen Wegen, die ich in den zwei Stunden durchging, schon geflossen sind? Mir war zu Muth, als wäret Ihr hier alle begraben und ich ginge und suchte Eure Stätten; das Heimweh ist ein übel Ding, es weiß sich von jedem Anlaß zu nähren und immer neue Stacheln in das Herz zu drücken.

Wir gingen zurück. Mein Begleiter zog mich noch auf den Schlachthof, an welchem wir vorüberkamen und der wirklich wegen seiner riesenhaften Anlage und seiner liberalen und zweckmäßigen Einrichtung sehenswerth ist. Welch eine Menge von Thieren muß hier täglich verbluten, um diese Riesenstadt zu nähren! Dieser Schlachthof und der Friedhof, den ich so eben verlassen, erregten eine wunderliche Gedankenverbindung in mir. Unwillkührlich mahnten sie mich an Hamlets Worte: „Wir mästen alle andern Creaturen, um uns zu mästen, und uns selbst mästen wir für Würmer."

Als wir auf dem Boulevard du temple angekommen waren, zeigte man mir das kleine Haus, aus dessen oberem, gar nicht hohen Fenster Fieschi seine Höllenmaschine auf den König abgefeuert hat. Gegenüber ist der sogenannte türkische Garten, bunt, reich und lustig aufgeputzt, den man im Sommer an bestimmten Tagen besucht um der guten Musik willen, welche dort aufgeführt

wird. Alles ringsum sah heiter und festlich aus. Gerade hier ist es Sonntags sehr munter, die Possenreißer tummeln sich vor den Thüren der kleinen Bühnen umher, die Tisanehändler klingeln mit ihren blanken Bechern, Näschereien werden überall ausgerufen, und von jung und alt gekauft und verzehrt; denn Alles hat hier Geld und genießt seinen Sonntag recht aus der Fülle. Und gerade hier mitten in dem harmlos bunten Leben hat jener bezahlte Mordknecht einer fanatischen Parthei langsam und sorgfältig an seinem raffinirten Mord-Instrumente gearbeitet und den Schlag geführt. Bei jedem Schritte in Paris trifft man auf Gegensätze, von denen man in das endlose Labyrinth der Betrachtungen gezogen wird.

Man hatte mir dringend gerathen, im Théatre des funambules den Pantomimisten Duburcau zu sehen, ich war zur Stelle, nahm also eilig mein Mittagsessen im nächsten Café und saß um 5 Uhr in diesem kleinen Theater, welches drei Logenreihen hat, finster und schmutzig ist und nur von den letzten Klassen besucht wird. Man sah fast nichts als Blaukittel, in den obern Rängen auch Hemdärmel; vom Parterre aus unterhielt man laute Gespräche mit dem Paradiese, man aß und trank, kurz man war ganz bequem. Zuerst mußte ich ein Rettungsstück mit ansehn, das halb gesprochen, halb durch Pantomime dargestellt wurde. Diese Eintheilung war aber ohne den mindesten Verstand gemacht, die Schauspieler gehörten zu dem allerelendesten, schmutzigsten Gesindel, Musik, Decorationen, Costüm, Beleuchtung, alles war

grundabscheulich. Nun hoffte ich mich an der Pantomime zu erholen, die Bühne wurde auch dazu etwas mehr erhellt, das war aber auch alles. Diese Pantomime, in welcher auch Lieder und Reden vorkamen, war völlig ohne Sinn und ohne Leben, durch und durch langweilig und widerwärtig. Auch an Dubureau, der in der Maske des Pierrot mit eingekreidetem Gesichte spielt, habe ich sehr wenig gefunden; er ist nüchtern, hat kaum Lust sich zu regen, und wenn auch nun hin und wieder eine sprechende Miene zum Vorschein kommt, so ist das doch kein Ersatz für drittehalb Stunden, die man an das albernste, schäbigste Zeug verschwendet hat. Du merkst wohl, ich bin sehr grimmig, aber ich bin es weniger auf die Armseligkeit dieser Schaubühne, als auf die Modethorheit, welche durch eine Caprice von Jules Janin angeregt, solch Zeug für sehenswerth erklärt. Als ich um halb acht Uhr fort ging, sammelte sich das Publikum für die zweite Vorstellung, denn es wird Sonntags zweimal nach einander gespielt.

Es kamen mir starke Reiterpatrouillen entgegen. An den Thoren St. Martin und St. Denis stand das Volk in dichten Haufen, sperrte die Straßen und schrie, wich aber, wenn die Infanterie-Colonne, die hier aufgestellt waren, durch Schlangenmärsche die Haufen trennte, um die Passage frei zu halten. Man stand und gaffte, man fragte, warum man stehe und gaffte — es war nur ein müßiger Auflauf, nach einiger Verzögerung kam ich ganz gut durch. Sei nur unbesorgt um mich, ich werde mich

weit von aller Gefahr halten, gäbe es anders dergleichen, aber man ist hier allgemein der Ueberzeugung, es werde ruhig in den Straßen bleiben; durch Emeuten kann die Parthei, welche sie anstiftet, jetzt nur in der allgemeinen Meinung verlieren.

Sonntags hat Dumas seinen Empfangsabend, zu dem er mich eingeladen hatte, ich machte mich also um 9 Uhr dahin auf. In den meisten Häusern ist ein Abend festgesetzt, an welchem man nach beendigtem Diner, von 9 Uhr bis nach Mitternacht, seine Bekannte sieht. Höchst selten wird ein Abendessen gereicht, was auch bei der späten Stunde des Diners ganz überflüssig ist, selten ist sogar irgend eine Erfrischung; man kommt und geht, nicht einmal Wasser ist auf den Tischen zu finden. Das ist allerdings sehr bequem für Wirth und Gäste, erleichtert den geselligen Verkehr ungemein, wäre aber in Deutschland gar nicht einzuführen, weil wir zu keiner Zeit des Tages mehrere Stunden beieinander haben, in welche nicht eine unserer fünf Mahlzeiten fiele. Die Pariser begnügen sich größtentheils mit Zweien, dadurch wird die Zeit ungemein gesammelt.

Ich traf Dumas noch nicht zu Hause. Demoiselle Ida, Schauspielerin am Renaissance-Theater, macht bei ihm die Honneurs als Dame vom Hause; sie empfing mich im eleganten Zimmer im Lehnstuhle am Kamin. Schon waren mehrere Herren da, bald kam Dlle. Mars. Ich war doch verwundert eine komplet alte Frau zu sehen. Es ist ganz erstaunlich, wie sie sich auf der Bühne ver-

jüngt. Ich unterhielt mich eine Weile über Theater-Angelegenheiten mit ihr, über die Verschiedenheiten der deutschen Bühne von der französischen u. s. w. Ein Herr, der unter Karl X. ein bedeutendes Amt verwaltet hat, nahm mich mit besonderem Antheil in Anspruch, er stellte mich seinem Freunde, dem Dichter Reboul vor, diesem in unserer Zeit und im heutigen Frankreich wirklich merkwürdigen Menschen. Er ist Bäcker in Nismes, und ohne alle gelehrte Bildung. Der Tod seiner Frau und seines Kindes hat ihn in der Lectüre Trost suchen lassen, und still und eigenthümlich ist sein verborgenes Talent dabei herangereift. Mehrere Bände Gedichte hat er schon herausgegeben, die großes Aufsehn erregt haben, dabei aber läßt er durchaus von seinem Handwerke nicht. Dumas hat bei seiner Durchreise durch Nismes ihn aufgesucht und am Tage in der Arbeitsjacke bei seinen Broden beschäftigt angetroffen, Abends aber auf seinem Zimmer, in welchem außer den nothwendigsten Möbeln nur ein Kruzifix, die Bibel und Corneille's Werke zu sehen waren, hat er schöne Stunden begeisterter Unterhaltung bei ihm gefunden, die er auch dem Publikum mitgetheilt. Man drängt sich hier um ihn in allen ersten Zirkeln, wo er seine Verse mit großer Begeisterung recitirt, aber seinen Freunden und Gönnern, die ihn dringend aufgefordert haben, sich in Paris niederzulassen und ganz der Dichtkunst zu leben, hat er geantwortet: wenn ich nur vom Dichten leben sollte, so würde ich manches schreiben, was nicht werth wäre gedruckt zu werden, während ich

jetzt von meinem Handwerke lebe und nur Verse schreibe, wenn Gott sie mir schickt.“

Du kannst Dir vorstellen, wie fremd und fabelhaft eine solche Individualität sich in Paris ausnimmt. Denke Dir dazu eine unscheinbare Gestalt, ein Gesicht, von gar nicht edlen Zügen, blatternarbig, mit schwarzem Haare, aber von ungemein mildem und herzensfreundlichem Ausdrucke, mit Augen, in denen die wärmste Liebe, die reinste Andacht brennt. Ich fühlte mich augenblicklich von ihm angezogen, sein Wesen hat eine Gemüthlichkeit und Innerlichkeit, die den Deutschen verwandt anspricht.

Dumas war indessen gekommen und hatte sich zu uns gesellt. Wir sprachen über deutsche Litteratur und Kunst, ein Gespräch, das natürlich hier ein Jeder mit mir anknüpft. Man äußerte den Wunsch, in Paris einmal deutsches Schauspiel zu sehen, Dumas theilte aber meine Meinung, daß es sich noch weniger würde halten können, als die deutsche Oper, mit der man es zweimal mit schlechtem Erfolge versucht hat. Unsere Sprache ist den Franzosen zu wenig bekannt, die hiesigen Deutschen aber verstehen alle französisch, und werden es vorziehen die französischen Theater zu besuchen, da sie die ersten Talente Frankreichs dort beisammen finden, während es fast unmöglich sein würde, die ersten Künstler Deutschlands für ein Theater in Paris zu vereinen.

Da die Herren so großes Verlangen zeigten, deutsche dramatische Rede, und die Vortragsweise deutscher Schauspieler kennen zu lernen, so erbot ich mich ihnen gele-

gentlich etwas vorzulesen. Dies wurde mit Begierde ergriffen, und Herr *** bat um Erlaubniß in seinem Salon eine Gesellschaft von Personen dazu versammeln zu dürfen, welche lebhaftes Interesse dafür hätten. Er ist ein begeisterter Anhänger der Rachel, wollte mich dieser noch heut Abend vorstellen, aber es war fast elf Uhr, und ich mochte Dumas Gesellschaft nicht so schnell verlassen. So verabredete er mit mir einen andern Tag, mich mit Rachel bekannt zu machen und führte Reboul allein dorthin. Auf diese Art zieht man hier bis ein, zwei Uhr in den Häusern umher.

Auch Dlle. Mars verließ die Gesellschaft bald und die Reste der vereinzelten Gruppen sammelten sich nun zu einem Kreise. Das Gespräch wurde allgemein. Es wurde über die Wahl dramatischer Stoffe verhandelt und Dumas sagte: er halte es für verfehlt: solche historische Personen oder Begebenheiten zu wählen, welche schon in der Wirklichkeit ein reiches und abgerundetes Interesse darböten, also dem Dichter nichts daran zu gestalten übrig ließen. Nur zu oft würden die Dichter von solchen interessanten Stoffen verführt, auch erscheine es vielleicht parador, davor zu warnen, aber er habe gefunden, daß bei solchen Vorwürfen der Dichter entweder zum Sklaven seines Stoffes werde, und sich mit dem bloßen Dramatisiren des historisch Gegebenen begnügen müsse — wodurch das Stück gewöhnlich erlahme, oder er werde zum Tyrannen und verletze die Harmonie des Lebens in seinem Gegenstande, wenn er gewaltsam fremde Elemente hin-

einzwänge. So sei es Schiller mit der Jungfrau von Orleans ergangen, deren in sich vollendetes Leben er durch die eingeflochtene Liebe verunstaltet habe. Solche Personen und Begebenheiten, an denen die Sage Antheil hat, oder deren Lebensmomente noch nicht völlig historisch festgestellt sind — wie Wallensteins Verrath — diese leihen sich am bequemsten zu dramatischen Stoffen, weil dem Dichter vergönnt bleibe, damit zu schalten, wie mit seinem Eigenthume, und sie mit poetischer Willkühr und nach den Forderungen der Bühne zu formen. — Ich glaube diese Aeußerung enthält manches Beherzigenswerthe.

Als wir später auf eine Vergleichung der deutschen Bühne mit der französischen kamen, äußerte ein Herr, der eine Zeit lang in Deutschland gewesen und unsere Sprache versteht, er müsse sich stets verwundern, daß den Deutschen das Pathos der französischen Tragödie so auffallend sei, da er gefunden habe, daß auf den deutschen Bühnen eine für ihn viel lästigere Manier der gesangartigen, monotonen Declamation herrsche, welche der Rede alle Natürlichkeit nehme; wie es ihm denn auch auffallend gewesen sei, so viel Uebertreibung in der tragischen, wie in den komischen Effekten bei uns anzutreffen. Ich suchte nun, — obschon nicht mit ganz gutem Gewissen — meine Kunstgenossenschaft gegen diese Vorwürfe zu vertheidigen, führte ihm einige Bühnen an, nannte ihm Schauspieler, welche diesen Tadel nicht verdienen, wir geriethen ins Detail der Untersuchung, in Aufstellung von Beispielen, und ungeduldig mich deutlich zu machen,

sprang ich endlich auf und bat um Erlaubniß, eine Probe deutscher Recitation ablegen zu dürfen. Alles äußerte den lebhaftesten Antheil. Ich wählte den kurzen Monolog des Marquis Posa vor der Audienzscene, und als man nun mit vielen Beifallsbezeugungen noch mehr verlangte, sprach ich Hamlets Monolog „Sein oder Nichtsein.“ Mein Gegner war unter Allen am bereitesten mit seinem Lobe und der Erklärung: daß ich ihn vollständig widerlegt und überzeugt habe, aber — bilde dir auf diesen Triumph ja nichts ein! Man ist hier so gewandt im Loben und Zustimmen, so zuvorkommend und gütig gegen Fremde, daß trotz allem, was mir gesagt wurde, meine Recitation ihnen mißfallen haben kann. Es war nach Mitternacht, als die Gesellschaft sich trennte.

Elfter Brief.

Paris, den 9. April 1839.

Den ganzen Vormittag habe ich gestern auf der Bibliothek, in der Abtheilung für Kupferstiche zugebracht und in den vortrefflichsten Costümwerken umhergekramt. Du glaubst nicht, welche Schätze hier zu finden sind, und in welcher Ordnung alles gehalten wird. Aber wie ersichtlich ist auch der Nutzen davon! Eine wohl vierzig Fuß lange Tafel im Kupferstich-Cabinet fand ich so besetzt von Personen, die theils Werke beschauten, theils danach zeichneten, daß für mich kein Plätzchen zu finden war. Der überaus gefällige Director führte mich daher in das Zimmer, das rundum bis an die Decke nur Costümwerke enthält. Hier hatte ich einen Tisch für mich allein, und volle Freiheit zu wählen und zu besehen, was ich denn auch, nach einer allgemeinen Anweisung, die mir der Director gab, bis 3 Uhr ungestört that. Dafür fror mich aber auch barbarisch in diesem ungeheizten Raume, es schneit nämlich heut von Zeit zu Zeit. Ich finde überhaupt das hiesige Klima nicht verschieden von dem Unsrigen, und wir haben doch Oefen. Demungeachtet wünsche ich nichts mehr, als daß ich Zeit

finden möge, das Costüm-Cabinet recht oft zu besuchen; dies Studium ist gewiß höchst wichtig für den Schauspieler. Nicht nur der Schnitt der Kleidertrachten ist es, den er daraus lernt; die unterscheidende Weise der Haltung, Bewegung, der ganze Habitus der verschiedenen Generationen läßt sich daraus erkennen, und Gesinnung, Ton und Stimmung mancher Zeiten wird dadurch begreiflicher. —

Abends besuchte ich das Théatre national du Vaudeville. Ein freundliches, mäßig großes Haus, dicht neben dem Gymnase, mit drei Rängen und Gallerien. An der ersten brennen auf sechs Kandelabern zwei und vierzig Gasflammen.

Man spielte l'ami Grandet. Bardou, ein großer, nobel aussehender Mann mit sprechenden Augen stellte die Titelrolle vortrefflich dar; das Ensemble erinnerte an das Gymnase. Im père Pascal sah ich Arnal, der aber meiner Erwartung nicht entsprach. Er spielte den alten Hausintendanten ohne alle individuelle Färbung. Die einzelnen Späße, besonders die zweideutigen hervorzuheben, war wohl sein hauptsächlichstes Bemühen. Die Stücke waren wieder überaus anstößig.

Vor dem letzten waren die chanteurs des Alpes angekündigt, welche in diesem Theater alle Abende singen. Ich habe dergleichen in Deutschland so oft gehört, daß ich die Leute ohne besonders Interesse auftreten sah. Zudem hatten sie wenig Haltung, waren sogar nicht nett und geschmackvoll gekleidet, was doch sonst immer der

Fall ist, alles war linkisch und unbeholfen — recht deutsch pflegt man hier zu sagen — aber wenn ich noch zweifelhaft gewesen wäre, ob ich am Heimweh leide, diese Stunde hätte mich überzeugt. Bei den ersten Tönen dieser tiefen Kehllaute, bei den ersten einfachen Versen vom „herzigen Diarndel“ stürzten mir die Thränen aus den Augen, daß ich mich auf die Brüstung vorbeugen mußte, den Nachbarn mein Gesicht zu verbergen. Es kam über mich, ich wußte nicht wie. Aber es waren ja auch die Klänge, die sich in den Volksliedern wiederholen, die wir so oft mit einander gesungen haben; es waren die Töne von den vaterländischen Bergen herüber, die Worte unsrer lieben, ehrlichen Sprache, die auch in dieser vollmäuligen Entstellung alle Nerven der Empfindung in mir anzogen. Hier in Paris solche Verse zu hören wie:

Im steyrischen Land'
Sind d' Nachbarsleut' g'treu,
Und giebt dir Eins d' Hand
Ist's Herz a dabei;

hier wo niemand sich um seinen Nachbar bekümmert, ja ihn kaum kennt, wo Alles kalt und fremd und nur auf sich bedacht an einander hinrennt. — Mir war als vernähme ich Laute aus der frühesten Unschuldzeit meiner Kinderjahre. Mein Deutschland, mein herziges Vaterland, wie lieb und wie heilig erscheinst du mir hier in aller deiner Philisterei, deiner gleichmüthigen Selbstbeschränkung, deiner stolzen Demuth und deiner anspruchslosen Kraft. Du bist doch das große, innig schlagende Herz

Europa's, und wer von deinem Pulsschlage einmal heimisch gewiegt worden, dem kann nirgend sonst wohl zu Muthe sein.

Ich war nun nicht sonderlich gestimmt, das letzte Stück, les cabinets particuliers, zu goutiren. Obenein war es eine bloße Fopperei, denn es wird nichts aus dem Stücke, weil Arnal und zwei andere Schauspieler im Publikum befindlich, fortdauernd hineinreden, Arnal selbst auf's Theater geht, dann wieder hinuntergeworfen wird u. s. w. Der Spaß wäre nicht übel, wenn er nicht zu lange währte. Arnal hat eine drollige Art zu sprechen, aber es ist wunderlich, Alles was er sagt und thut, dauert immer zu lange; — gewiß eine üble Eigenschaft für einen Komiker.

Den 10ten.

— — — — — — — — — — —

— Die Freude über deinen Brief hat mich ganz erfrischt, nun bin ich wieder auf eine Woche guten Muthes. Ich habe mir heut, weil mir so festlich zu Sinne ist, einmal wieder Feuer im Kamin machen lassen; wärmt es auch nicht, so prasselt es doch, und giebt mir eine Art von heimlichem Gefühle. So will ich Dir denn auch recht lange und ausführlich weiter erzählen.

Früh um acht Uhr ging ich zu Herrn***, der mich eingeladen hatte mit ihm das Krankenhaus, genannt la Salpêtrière, zu besuchen, mit dessem Direktor, dem berühmtem Arzt

Pariset, er befreundet ist. Ich fand Reboul und einige andere Herren bei ihm, wir suchten auf dem nahen Boulevard einen Omnibus und fuhren nach dem Hospitale hinaus. Wir hatten uns ganz im Hintergrunde des Wagens zu einander gesetzt, und unterhielten uns den weiten Weg über ungestört von den Pariser Sitten, denen auch hier das schlimmste Zeugniß ertheilt wurde. In den Provinzialstädten, sagte man mir, sei das Leben völlig anders, und nähere sich viel mehr der deutschen Art und Weise. Auf Litteratur kam das Gespräch auch wieder, man fragte nach Kotzebue, und war erstaunt zu hören, daß seine Gedichte nur selten noch, und ohne Antheil zu erregen auf unserer Bühne erscheinen. Man sprach mit Achtung von ihm, ich finde das ganz natürlich; Kotzebue hatte eine ganz französische Behandlungsart der Dinge, das ist mir hier deutlicher, als jemals geworden.

Wir kamen bei der Salpêtrière an. Das ist ein riesenhaftes Institut, von einer Ausdehnung und einer Einrichtung, wie wir sie nicht kennen. Diese weite Höfe und Gärten, diese Ausdehnung der Gebäude — es ist eine förmliche Stadt. Das Hospital ist für sechstausend Frauen eingerichtet, altersschwache und geisteskranke; es waren gerade jetzt 5660 Personen darin. Wir fanden Pariset schon im Begriff, seine Runde durch die Krankensäle zu machen. Er ist ein rüstiger, etwas corpulenter alter Mann, mit einem rothen Gesichte, auf dem ein freundliches Lächeln zur feststehenden Miene geworden ist; die braunen Augen sehen, wenn er mit jemandem spricht,

klug und freundlich über die blauen Brillengläser hinaus. Er hatte den Hut auf dem Kopfe, eine weiße Schürze vor, den Mantel über beide Schultern gehängt, und hielt ein Register in der Hand. Neben ihm gingen Aufseher mit Heften, und in jedem Saale waren die Wärterinnen ihm zur Seite, welches häufig Nonnen waren; nicht von dem Orden der bekannten soeurs de charité mit den weißen hutartigen Kopfbedeckungen, sondern andere, mit kleinen schwarzen Kreppháubchen. Pariset begrüßte uns sehr gütig und lud uns ein, ihm zu folgen.

Wir waren auf der Station der Wahnsinnigen. Es liefen einige lachend und knixend auf den Höfen um uns her, welche die verschiedenen Säle trennen. Andere drängten sich an uns, eifrig erzählend und dringend redend, als hätten sie das Wichtigste mitzutheilen; Andere wieder saßen in der tiefsten jammervollsten Bekümmerniß still im Winkel.

Nichts gleicht doch dem Anblicke dieses menschlichen Elendes! Aber wie herzerhebend ist es auch, einen Mann wie Pariset gleich einem Trostesengel durch alle den Jammer hinschreiten zu sehen. Vergeblich suchte ich umher nach den scheuen, furchtsam wilden Hassesblicken, welche ich schon in Irrenhäusern gegen den eintretenden Arzt schleudern sah; wohin Pariset kam, grüßten ihn Alle, eine jede in ihrer Weise: förmlich, stolz, höflich, die Meisten aber herzlich, und mit einer wahren Freude. Es war, als träte ein guter Vater in seine Kinderstube. Sie reichten ihm die Hände, zupften ihn am Arme, wenn er

fort wollte, und Diese und Jene hatte dies und das zu klagen und zu wünschen. Für Alle hatte er ein gleich freundliches Gesicht, eine gleich freundliche Rede. Auf den Unsinn ihrer Wünsche und Beschwerden hatte er immer eine gute Antwort, wies immer gütig zurecht, stellte seine Gründe so einfach und schlagend, sprach mit einer so freundlichen Bestimmtheit, daß die Meisten nichts zu erwiedern wußten. Manche raisonnirten freilich noch hinterher und wollten sich nicht geben. Er sagte uns aber, es sei merkwürdig, was dieselben immer wiederholten Bescheide und Antworten für einen Einfluß ausübten, die heftigsten Widersprecherinnen wären zuletzt damit zu beruhigen. Zu einer häßlichen, pockennarbigen alten Frau sprach er lange. Sie war erst einige Tage im Hospitale, und, wie er sagte, so scheu und furchtsam, daß sie zittere, wenn sie angeredet würde. Er hielt die Hände des garstigen Weibes lange in den seinigen, redete ihr mild zu, und forderte sie auf, sie solle ihm nur jeden ihrer Wünsche sagen; wenn ihr irgend etwas hier nicht recht sei, möge sie sich nur an ihn wenden, u. s. w. Mir sind die Augen nicht trocken geworden, so lange wir durch diese endlosen Säle gingen; Reboul erging es nicht anders, und auch meine übrigen Begleiter waren ergriffen. Dabei ist in Pariset's Art und Weise so gar keine Spur von Salbung oder Gefühlsprätension, er spricht eigentlich nur vernünftig mit den Kranken. Einer magern Frau in einem verwitterten Hute, die ihn am Arme fest hielt und in ihn drang, sich endlich einmal ihrer Angelegenheiten

anzunehmen, sagte er: „Madame, ich habe Sie schon oft ersucht, mir den Stand ihrer Angelegenheiten schriftlich auseinanderzusetzen, ehe sie das nicht thun, kann ich Ihnen auch nicht helfen.“ Damit ging er entschieden weiter. Sie erzählt ihm nämlich alle Tage die Dinge anders; er will daher versuchen, sie zu heilen, indem er sie zwingt, ihre Vorstellungen beim Schreiben zu fixiren. — Eine Frau, welche etwas besser als die Anderen gekleidet war, verlangte dringend aus der Anstalt entlassen zu werden, was übrigens die Meisten thun. — Pariset suchte ihr begreiflich zu machen, daß sie sich einem bösen Rückfalle aussetze, wenn sie vor ihrer völligen Genesung von ihm gehe, und wußte mit guter Manier auf den Grund ihres Verlangens zu kommen; sie hält es nämlich unter ihrer Würde, im Krankenhause zu sein. Er sagte ihr, alles Unglück, also auch Krankheit, mache die Menschen untereinander gleich; sie möge sich also nur mit ihren Umgebungen aussöhnen, durch Befolgung seiner Vorschriften selbst zu ihrer Genesung beitragen; es werde ihm alsdann die größte Freude sein, sie zu entlassen.

Diesem so oft wiederkehrenden Verlangen, entlassen zu werden, sagte er uns, gebe er im Nothfalle nach, und setze die Kranken lieber einem Rückfalle aus, der sie wieder zu ihm zurückbringe, als daß er sie gegen sich erbittern, und ihr Zutrauen verlieren wolle. Auf diesen Punkt legt er überhaupt das größte Gewicht. Im Verlaufe des Gespräches sagte er auch, nach seiner Erfahrung habe aller Wahnsinn — mit den wenigsten Aus-

nahmen — seinen Grund in Stolz und Hochmuth, und allemal sei Demuth das geeignete Heilmittel, das man zu erzeugen suchen müsse. Niemals, fuhr er fort, verliere selbst der schlimmste Kranke ganz seine Vernunft und ein Bewußtsein von seinem Wahnsinn, wie der verruchteste Verbrecher sein Gewissen nie ganz zum Schweigen bringe. An diesen Rückstand von Vernunft müsse der Arzt anzuknüpfen suchen, und wenn er erst das Vertrauen des Kranken gewonnen habe, so folge dieser auch seinen Anweisungen, und suche mit oft rührendem Eifer diesen kleinen Vernunftschatz zu vergrößern und wirksam zu machen. Auf meine Frage, ob er in seiner Methode die Strenge gänzlich verwerfe, antwortete er, daß er in seltenen Fällen ihre Anwendung sehr wirksam gefunden habe, im Allgemeinen aber halte er nichts davon. Man habe noch keine entschiedene Resultate, ob die strenge oder die milde Behandlungsweise mehr Heilungen hervorgebracht; bis dies nicht geschehen sei, könne doch wohl kein Zweifel obwalten, daß man sich für die Milde entscheiden müsse. Wie sollte er nicht Recht haben! Die Liebe ist ja die einzige positive Kraft in der Welt, sollte sie nicht auch der kranken Vernunft aufhelfen können?

Wir waren bei seinem Wohnhause angelangt und er lud uns ein, mit ihm zu frühstücken. Wir lehnten es ab, setzten uns aber zu ihm um seinen Tisch und indem er nun Eier, Fische und Cafee mit Weißbrod verspeisete, unterhielt er uns noch auf das Interessanteste von seinen Reisen in Egypten. Er war mit Bonaparte dort, hat

sich zweimal in den Rachen der Pest gestürzt, später in Spanien das gelbe Fieber in seiner ärgsten Wuth aufgesucht; er ist ein wahrhaft begeisterter Arzt. Er forderte Reboul auf nach Afrika zu gehen, dort, sagte er, eröffne sich eine ganz neue Welt von Anschauungen. Er erzählte von den Pyramiden, ihrer wahrscheinlichen Bestimmung und ihrer inneren Einrichtung, wobei ein Moment seiner Schilderung mich besonders frappirte, der nämlich, daß man in den mittleren Tagesstunden des August und September an diesen Riesenbauten keine einzige Schattenseite findet. Das ist so natürlich und doch war mir's früher nie eingefallen. Er sprach von den Massen der Ratten- und Fledermausgerippe, die er dort in den Katakomben aufgehäuft gefunden, und die den Vertilgungs-Kampf gegen die einheimischen Thiere deutlich zeigen, durch den die Urvölker sich haben Raum schaffen müssen. Als Pariset von der poetischen Begeisterung sprach, welche die großen Erscheinungen jenes Wüstenlandes hervorbrächte, erwähnte Jemand, er habe sich ja selbst auch mit der Dichtkunst beschäftigt. Nun erzählte er Reboul sehr ernsthaft, er habe eine Tragödie gemacht, und da dieser das Trefflichste von ihr voraussetzte, antwortete er mit einer Selbstzufriedenheit, die ich bisher durchaus nicht an ihm wahrgenommen, er habe wenigstens beim Wiederlesen des Gedichtes noch kein Wort zu verändern gefunden. Ah, il faut Vous dire, c'est tout à fait du grand goût! fügte er hinzu. — Mir fiel dabei ein, wie gewöhnlich bedeutende Menschen den größten Werth auf

ihre geringsten Fähigkeiten legen. Indessen wenn auch Pariset's Tragödie nicht so gut ist, wie er glaubt, so macht diese Schwachheit mir ihn nur liebenswürdiger.

Wir schieden nun von ihm, er übergab uns einem Unterarzte, der uns die weiteren Einrichtungen des Hospitals zeigen sollte. Solch eine Anstalt und solch ein Mann halten vielen Elendigkeiten in Paris das Gleichgewicht; ich schied von ihm mit einem Gefühl von Stolz auf die göttliche Größe im Menschen.

Reboul war so begeistert und entzückt, daß er, nachdem er lange mit Pariset Worte des herzlichsten Abschiedes gewechselt, sich plötzlich bückte und dessen Hand küßte. Pariset wollte es beschämt erwiedern und beide Männer fielen sich nun in die Arme. Das war keine Affektation, es haben sich da zwei schöne edle Herzen für die Ewigkeit gefunden und verstanden.

Der Arzt zeigte uns noch die Küche und das Weißzeug-Magazin, in welchem z. B. 60,000 Betttücher sich befinden. Du kannst danach alles Andere beurtheilen. Dann durchschritten wir noch die Schlafsäle der Altersschwachen, die nicht gerade mit Liberalität eingerichtet sind und gegen die Krankensäle zurückstehen. Wir eilten nun zur Stadt zurück, in der Hoffnung, noch die Antiken sehen zu können, welche während der modernen Ausstellung in der Regel nicht gezeigt werden, aber unsere Hoffnung schlug fehl.

Nach einigen vergeblichen Gängen, Versuchen Personen zu treffen, was meistentheils in Paris fehlschlägt und nach

einem kurzen Besuche des Salons, ging ich Lemercier auf der Akademie zu sprechen. Ich brauchte diesmal nur kurze Zeit in der Bibliothek auf ihn zu warten, einem sehr großen Saale mit oben ringsumlaufender Gallerie, in welchem an der langen grünen Tafel fleißig gelesen und excerpirt wurde. Lemercier führte mich in das Sprechzimmer zum Kamin, nach und nach kamen mehrere der Herren, unter ihnen Herr von Pongerville, der Uebersetzer des Lucrez, der sich schon neulich so zuvorkommend gegen mich gezeigt. Ich ließ mir über einige Verhältnisse der Akademie Auskunft geben und fragte auch, woher es komme, daß jetzt kein Schauspieler Mitglied sei? Lemercier erzählte mir, daß man in den ersten Jahren der Revolution die Nothwendigkeit erkannt, die Schauspielkunst in der Akademie repräsentirt zu sehen; man habe drei Schauspieler zu Mitgliedern gewählt, Molé für das Fach der komischen Rollen, Monvel für das der komischen und tragischen, Grandminil für das der Mantel-Rollen. Während des Kaiserreiches habe Monvel's Tod die Wahl einstimmig auf Talma gelenkt, aber Napoleon selbst, der Freund und größte Verehrer Talma's, habe die Wahl unterdrückt, einen Gelehrten statt dessen zum Akademiker machen lassen, und später seien auch die beiden anderen Schauspieler nach ihrem Tode nicht aus ihren Mitkünstlern ersetzt worden; die Repräsentation der Schauspielkunst sei demnach erloschen. Ich konnte meine Verwunderung nicht zurückhalten, das Vorurtheil gegen den Stand der Schauspieler in Paris noch so herrschend zu finden.

Ein ältlicher langer Mann, der, die Füße auf die Kaminstange gestützt, am Feuer saß und in einem riesengroßen Journale las, mischte sich jetzt in das Gespräch und fand es ganz in der Orduung, daß ein Stand, der seine Mitglieder täglich der willkührlichen Behandlung des Publikums aussetze, nicht in der Akademie repräsentirt werde; daß Personen, die vom ersten Besten mit faulen Aepfeln geworfen werden könnten, ohne daß sie dagegen rechtlichen Schutz fänden, nicht Sitz und Stimme in einem Institute haben könnten, das die ganze Würde der Wissenschaft und Kunst repräsentiren solle.

Der gute alte Lemercier war sichtlich verlegen über diese Invectiven. Er meinte, nach diesen Ansichten würden wir heut noch auf derselben Stelle stehen, wie zu Molieres Zeiten, dem man auch die akademische Würde angeboten, unter der Bedingung, daß er die Bühne verlasse. Einer der Umstehenden sagte, Moliere habe dies aus einem sehr ehrenwerthen Grunde abgelehnt, nämlich weil sein Verlassen der Bühne vielen seiner Kameraden den Unterhalt rauben würde. Der lange Akademiker warf den Kopf auf und erwiederte mit Recht, daß dies Alles ihn nicht widerlege. So lieb es mir gewesen wäre, wenn die andern Herren meine Sache ausgefochten hätten, so konnte ich mich doch nun nicht länger halten. Es scheint mir durchaus nicht erwiesen, sagte ich, daß der Schauspieler öffentlicher Beleidigung mehr ausgesetzt sei, als jeder andere öffentliche Stand. Wie oft haben Richter, Deputirte, selbst Prediger dergleichen Beschimpfungen er-

fahren, und welch eine Genugthuung konnten die Gesetze ihnen geben? Ist nicht kürzlich ein Professor der Sorbonne von seinen Zuhörern, wenn auch nicht mit Aepfeln, doch mit Apfelsinenschalen geworfen und gezwungen worden, den Hörsaal zu verlassen? Das Einschreiten der Behörden erweist sich in solchen Fällen fast immer nutzlos; während ein Schauspieler, dem unverdiente öffentliche Kränkung widerfährt, sicher sein kann, vom Publikum selbst die glänzendste Genugthung zu erhalten. Seine Stellung ist in dieser Beziehung offenbar vortheilhafter, als die anderer Stände. Von solchen Schauspielern aber, die öffentlich beschimpft zu werden verdienen, und deren sich das Publikum nicht annimmt, von solchen kann hier natürlich nicht die Rede sein, denn kein Mensch wird für sie die akademische Würde in Anspruch nehmen.

Der Akademiker wandte mürrisch ein, der Vergleich mit dem Deputirten sei wohl nicht richtig, denn dessen Person werde nie angegriffen, immer nur seine Meinung.

Es sollte wohl so sein, erwiederte ich, aber wie oft werden die Angriffe gegen den Charakter des Deputirten gerichtet, wie oft strebt man, ihn sittlich zu vernichten. Hier stimmten mir die Umstehenden von allen Seiten bei. Und selbst wenn dem nicht so wäre, fuhr ich fort, hängt denn die Meinung eines Menschen nicht inniger mit seiner Person zusammen, als die dargestellte Rolle mit der Person des Schauspielers? Moliere antwortete, als man ihm einwandte, die Schläge, welche er in den fourberies de Scapin auf der Bühne erhalte, machten ihn unge-

eignet zum Akademiker „ich bekomme ja die Schläge nicht, sondern Scapin, den ich nur spiele;“ so behaupte ich: Schläge auf den Rücken sind weniger ehrenrührig, als Geißelhiebe, die der Charakter erleidet.

Der lange Akademiker gab den Streit mißlaunig auf und las in seinem Journale weiter; einer der Herren suchte dem Gespräche eine leichtere Wendung zu geben, und sagte: „Vergessen wir auch nicht, daß die Deputirten selbst zu Zeiten armselige Comödianten sind, und ihre Strafe verdienen, selbst wenn sie ihre Rolle gut durchführen.

Und daß also diesem und andren Ständen, fuhr ich fort, die Versuchung zur Verstellung und Lüge viel näher liegt, als dem Schauspielerstande, den man derselben ganz fälschlich beschuldigt.

Den Vorwurf, sagte Lemercier, hat man schon im Alterthume den Schauspielern gemacht, daß ihr Stand sie zu fortdauernder Lüge zwänge.

Und doch ist er ganz ungegründet, erwiederte ich. — Der Schauspieler hat niemals die Absicht über seine eigne Person, seinen Charakter, seine eignen Gesinnungen zu täuschen, er will nie glauben machen, er selbst sei Hamlet, Cinna, Orosman u. s. w., sondern er stellt sie nur dar vermittelst seiner Person. Das ist eine offne, Allen bewußte Täuschung, also keine Lüge. Wie nahe liegt dagegen in anderen Ständen die Veranlassung zu wirklicher Verstellung, zur Täuschung über die eigene Gesinnung und Stimmung? Was die politischen Verhält-

nisse einem Deputirten abzwingen können, haben Sie schon angedeutet und wir Alle haben es an vielen Beispielen erlebt; aber ist nicht schon der Richter, der Priester oft genöthigt, Ernst und Würde zu erheucheln, die in jedem Momente seiner Functionen von ihm gefordert werden, und die unmöglich immer aus voller innerer Stimmung hervorgehen können? Wenn man nur einmal alle diese Vorurtheile gegen den Stand der Schauspieler scharf und bis ins kleinste Detail beleuchten wollte, man würde bald davon zurückkommen. Aber die hohe sociale und religiöse Wichtigkeit des Theaters wird noch viel zu wenig begriffen, als daß man es der Mühe werth halten sollte, sich ernsthaft damit zu beschäftigen.

Sie haben ganz Recht, erwiderte Pongerville, und eben deshalb halte ich es für einen großen Fehler, daß man die Stellen der Schauspieler in der Akademie eingezogen hat. Ich habe die Frage immer ganz einfach so gestellt: Die Akademie ist eine Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, in welcher alle Richtung der Thätigkeit des Genius repräsentirt werden sollen. Die Schauspielkunst ist — was man auch sonst davon sagen möge — ganz unläugbar eine der bewundernswerthesten Aeußerungen des Genius, kein Mensch kann ihre großen Wirkungen auf Geist und Gemüth abläugnen — folglich muß sie auch in der Akademie repräsentirt werden.

Und welch einen harmonischen Abschluß, fügte ich hinzu, würden alle andere Künste durch eine solche Verschwisterung mit der Schauspielkunst erhalten, weil diese

sie sämmtlich in das Gebiet ihrer Thätigkeit zieht, und so jede einzelne in der ganzen Eigenheit ihrer Wirkungen wieder abspiegelt. Welch eine Reife und Würde könnte die Schauspielkunst selbst durch den Austausch von Wahrnehmungen und Entwürfen erhalten!

Eines ist es noch, sagte Lemercier, was den Schauspielern die allgemeine Achtung verkürzt, ein Grund, fügte er verbindlich hinzu, der gewiß in Deutschland nicht existirt, aber der bei uns wohl auch auf die akademischen Wahlen influirt: es ist die Fortdauer anstößiger Sitten unter den Bühnenkünstlern.

Dennoch, erwiederte ich, werden Sie mir gewiß zugeben, daß es demungeachtet zu keiner Zeit schwer werden würde, aus der Zahl der ersten Bühnenkünstler die akademischen Stellen mit Männern zu besetzen, welche auch in sittlicher Hinsicht die Würde des Institutes vollkommen repräsentirten.

Das war es, fiel Lemercier ein, worauf ich hinaus wollte, es ist eine Thorheit und ein Unrecht, einen ganzen Stand entgelten zu lassen, was einzelne Individuen verschulden.

Es wäre sogar viel sittlicher, fuhr ich fort, wenn man alle Mittel anwendete, ein ernstes und edles Streben in einer Corporation anzuregen, in welcher man es vermißt, und dazu würde es gewiß beitragen, wenn man der Schauspielkunst die Stelle unter den übrigen Künsten zugestände, welche ihrem Wesen nach ihr vollkommen gebührt. —

Ich bemerkte jetzt, daß man sich zur Sitzung anschickte, die ich sogar schon verspätet zu haben schien, man entließ mich mit großer Freundlichkeit von allen Seiten, nur der lange, graue Akademiker nahm keine Notiz von mir. Unten auf der Brücke erst besann ich mich, woher ich denn die Courage genommen, mit meinem Deutsch-französisch mich auf solch eine Discussion mit den Mitgliedern der Pariser Akademie einzulassen. Der Gegenstand war mit mir durchgegangen, und am Ende — was thut's? Wenn ich auch das elendeste Französisch gesprochen habe, die Männer haben mich sehr gut verstanden und darauf kam mir's doch nur an. —

Abends schlug mir der Besuch der komischen Oper fehl, die Vorstellung war abgeändert worden. Ich ging die Boulevards hinauf, unschlüssig, welches Theater ich wählen sollte, und gerieth endlich in den Cirque olympique, wo im Sommer die Pferde als Hauptacteurs auftreten, und diesen Winter über Tag für Tag ein Schaustück: les pillules du diable aufgeführt wird. Der Teufel schenkt in diesem Stücke einem jungen Manne ein Pillenschächtelchen und jedesmal, wenn dieser irgend wie in der Klemme ist, verschluckt er eine Pille, und die unfehlbare Wirkung davon ist ein Zauberstückchen, das ihm und seiner Liebsten aus der Noth hilft. Diese Zaubereien waren zum Theil sehr frappant, oft überaus spaßhaft, die Scenenveränderungen, auch die der geschlossenen Zimmer-Decorationen, gingen leicht und präcis. Die Decorationen fand ich besonders gut gemalt — aber es ist dennoch

hart, von 7 bis 12 Uhr sich von schlechten Comödianten Unsinn vorschwatzen zu lassen, um 50 bis 60 Schaustückchen zu sehen. Die Sache würde doch durch etwas Geist und Inhalt wahrhaftig nicht verdorben werden. Das Theater ist übrigens sehr groß, der Zuschauerraum hat vier Ränge und ist bunt mit vielen maurischen Zierrathen bemalt.

Zwölfter Brief.

Paris, den 11. April 1839.

Gestern endlich habe ich die Frau Gräfin Merlin kennen gelernt. Du hast schon früher von ihr gehört, sie ist eine der ersten Damen von Paris, berühmte Sängerin, als Schriftstellerin interessant, mehr noch durch ihre Persönlichkeit, und ihr Haus vereint Alles, was von Fremden und Heimischen in irgend einem Betracht ausgezeichnet ist. Es war mir in der ersten Zeit meines Aufenthaltes nicht glücklich mit meinen Besuchen bei ihr ergangen, wie das hier nur zu oft geschieht. Ich verfehlte einmal den Empfangstag, das andremal wurde ich verhindert zur schriftlich verabredeten Zeit zu erscheinen. — Du mußt wissen, daß man meistentheils die Besuche durch einen kleinen Briefwechsel vorbereitet, um nicht vergebens oder ungelegen zu kommen. — Später kam ich in der Charwoche hin, in welcher niemand angenommen wurde, kurz es war mir bisher immer mißglückt. So mächtig war aber die Empfehlung, die ich mitgebracht, daß die Gräfin einem ihrer Cavaliere, — denn eine solche Dame hat eine Art von Hofstaat — den Auftrag gegeben, mich aufzusuchen; meine Adresse war unter den

Hunderten verloren gegangen, welche auf ihren Tischen umherliegen. Dieser Cavalier, ein junger polnischer Fürst, der seit ein Paar Jahren im Heere des Don Carlos in Spanien dient und schon General ist, hat sich seiner Ritterpflicht aufs Gewissenhafteste entledigt, mich in seinem eleganten Cabriolet abgeholt und förmlich der schönen Herrin überliefert.

Ich stand vor einer hohen, stattlichen Gestalt; der schöne Kopf wiegte sich zierlich auf dem stolzen Nacken, die tropische Glut in den großen braunen Augen, die gewinnende Freundlichkeit der Mienen gab dem gütigen Empfange einen ganz besondern Zauber. Die Dame ist gewiß den Vierzigen nahe, dennoch ist sie noch unbestreitbar schön, der Blick ihres Auges, die leuchtende Hautfarbe geben der ganzen Erscheinung etwas Erfrischendes Belebendes. Wir wurden durch das große elegante Schlafzimmer in ein sehr enges Kabinet geführt, das mit geblümtem Mousselin tapezirt und rings mit Polsterbänken besetzt war. Obschon der kleine Raum sich schnell mit Besuchenden füllte, war ich doch so glücklich, einen Platz am Fauteuil der Gräfin zu erhalten. Ich nenne es ein Glück, weil ich dadurch in ein lebhaftes Gespräch mit ihr kam, und ich auf andere Weise kaum ein Wort mit ihr gewechselt haben würde, denn das Cabinet wurde zuletzt förmlich gepfropft voll Menschen, deren Namen der Bediente zwar durch die Thür rief, von denen aber nur wenige die Dame des Hauses auch nur von ferne begrüßen konnten, so gedrängt stand man nebeneinander.

Die Damen fanden zwar auf den Polsterbänken Platz, die Herren aber standen kerzengerade, wechselten hin und wieder ein Paar Worte, und bald verschwand wieder einer nach dem andern. Es kann bei diesen Besuchen nur darum zu thun sein, sich zu zeigen und zu sehen, wer außerdem da gewesen. Es ist ein wunderliches Treiben. Und welche seltsame Begegnungen finden in diesen Pariser Salons Statt, die den Sammelplatz für alle Nationen abgeben! Hier sah ich dicht neben dem jungen carlistischen General einen alten spanischen Grande, klein, krausköpfig, zusammengetrocknet; er ist ein christinischer Heerführer; vielleicht stehen diese beiden sich in sechs Wochen im Kugelregen gegenüber, die hier im gemeinsamen Winterquartiere friedlich einer gemeinsamen Herrin in diesem engen Cabinette huldigen.

Es ist mir sehr leid, daß ich die geselligen Beziehungen in Paris um des Theaters willen fast ganz vernachlässigen muß; aber weder Diners noch Soirées lassen sich damit vereinigen, und ich muß oft den interessantesten Gesellschaften entsagen. Zwar habe ich mir vorgenommen, noch nach Beendigung des Schauspieles Soiréen zu besuchen, ich habe es aber gegen meine unüberwindliche Müdigkeit bis jetzt nicht durchgesetzt. Du hast keine Vorstellung, wie ein Tag in Paris die Nerven angreift. Das betäubende Gewirr und Gerassel auf den Straßen; die Anstrengung des Gehens in denselben, weil man fortwährend drängen, ausbiegen, warten, bald vom Trottoir hinunter, bald wieder hinauf muß; dann das stets auf

der Hut sein gegen die dicht vorbeistürmenden Wagen, vor denen man sich an die Häuser drücken muß, um nicht gerädert oder mindestens nicht mit Koth übersprützt zu werden — das Alles regt die Nerven fieberhaft auf. Man schöpft ordentlich Athem, wenn man einmal in eine abgelegene Straße geräth, in der man hundert Schritte ungestört geradeaus gehen kann. Nimm dazu, daß ich so viel zu sehen, so viel Merkwürdiges, Erstaunliches aufzufassen habe, daß ich den ganzen Tag in einer fremden Sprache reden muß, oft über Gegenstände, in denen schon in der Muttersprache der Ausdruck schwer ist, und mit Personen, vor denen ich mich ganz zusammenzunehmen habe, — und Du wirst begreifen, daß mein Aufenthalt in Paris die größte Anstrengung ist, die ich mir zumuthen kann.

Abends besuchte ich das Théatre de la porte St. Martin, woher die Melodrame und Verbrecherstücke stammen, die sich dann auch auf den nahen Bühnen des Théatre ambigue comique und de la gaité heimisch machten, und wonach dieser ganze Theil des Boulevards, le Boulevard du crime benannt worden ist. Bei diesem Theater waren vor einigen Jahren noch die bedeutendsten Talente beisammen, durch welche die Stücke der neuern romantischen Dichter eine so gewaltige Wirkung hervorbrachten; jetzt ist dieser Verein gesprengt, Alles ist zerstreut und das Theater verfällt.

Ich sah Richard d'Arlington, worin der politische Ehrgeiz in seiner äußersten Verirrung, bis zu den

furchtbarsten Gräuelthaten gezeigt wird, aber Alles war kraß; ohne rechte innere Motivirung erschien es doppelt widerlich, da es schlecht dargestellt wurde. Diese Stücke sind nur erträglich, wenn sie mit hinreißender Wahrheit und glühender Leidenschaft gespielt werden. Hierauf folgte Lucrezia Borgia von Victor Hugo. Das Gedicht gefiel mir von der Bühne herab bei weitem besser, als es beim Lesen der Fall war. So grauenvoll auch die Erscheinung der Lucrezia ist, so läßt sich dem Charakter eine hochpoetische Erfindung doch nicht absprechen. Daß diesem Höllenweibe das einzige menschliche Gefühl, das ihr noch geblieben ist — die Liebe zu ihrem Sündenkinde — nun zum ärgsten Fluche wird, und daß gerade da das Geschick sie ereilt, wo sie allein verwundbar ist, — das macht doch einen gewaltigen und erhabnen Eindruck. Alle Figuren des Stückes haben einen grandiosen Schnitt, es ist nichts Gesuchtes und Gepimpeltes in ihnen; die Realität der Bühne ist die sicherste Probe dafür, und dies Gedicht hält sie aus. Freilich wird bei den gehäuften Scheußlichkeiten einem oft übel und weh, und das Furchtbare grenzt oft an das Lächerliche, aber ich fühlte mich doch, gegen das erste Stück gehalten, wie in andere Luft versetzt; hier wehte der Athem eines Dichters.

Die alte Demoiselle Georges spielt noch die Lucrezia, mit ihrer colossalen Gestalt, dem schweren mühsamen Gange und den Resten der einst berühmten Schönheit. In einigen Momenten traf sie das volle Leben des Charakters. Der tiefe Schmerz einer in Gräueln unterge-

gangenen Seele gelang ihr einige Male ganz mächtig, auch einzelne leidenschaftliche Züge trugen das volle Gepräge der erschütternden Wahrheit, im Ganzen aber hat sie etwas Unedles. Das monotone Schleppen der tiefen Sprache, die starken Ausbrüche der rauhen Stimme sind nicht angenehm. Melinque, der den Herzog spielte, ist ein tüchtiger Künstler, charakterisirt mit großer Ruhe und übergewichtlicher Sicherheit. Auch Tournan gab den ironisirenden Bösewicht Gubetta recht gut. Im Uebrigen habe ich nur an dem Zusammenspiele Freude gehabt, welches bei weitem besser, als das des ersten Stückes war.

Den 12ten.

— — — — — — — — — Wie man in Paris bei allen öffentlichen Instituten, Sammlungen und dergl. immer auf die reichste und zweckmäßigste Einrichtung rechnen darf, davon überzeugte ich mich wieder im Musée de l'artillerie. Das Gebäude selbst ist wieder mit vieler Liberalität errichtet, es thut gar wohl, wenn man am Raume für Flure, Treppen und Gallerien nichts ängstlich gespart sieht. Und welch eine vortreffliche Sammlung enthalten diese geräumigen Säle! Was sie vielleicht vor allen übrigen Rüstkammern auszeichnet, ist der erstaunliche Reichthum an Schußwaffen. Man sieht das Schießgewehr von seinem ersten Ursprunge an, bis zu der äußersten Verfeinerung, welche es durch irgend eine Nation, bis zu den neuesten Zeiten hin erhalten hat. Es sind

viele hundert Exemplare, schön geordnet, kein einziges schadhaft, alle blitzend und blank wie zu augenblicklicher Benutzung, vor dem Beschauer längs den Wänden aufgestellt. Von der plumpen Hakenbüchse bis zu der feinsten Mailänder und türkischen Arbeit mit Brillanten eingelegt ist alles hier zu finden; man glaubt mit dem Beschauen nicht fertig zu werden. Dann sind Armbrüste, Bogen, Pfeile und Lanzen der verschiedenen Völker; Schwerdter, Dolche, Morgensterne, Hämmer u. s. w. in großer Zahl vorhanden. Unter vielen Rüstungen, zum Theil von berühmten historischen Personen, sind auch vier für Roß und Mann im ersten Saale aufgestellt, alles ist vollständig daran, keine Schnalle fehlt, und alles blitzt und prangt, als ob es so eben aus der Werkstatt käme. Dadurch bekommt man eine ganz lebendige Vorstellung, wie diese Dinge sich zu ihrer Zeit und im Gebrauche ausgenommen, die schöne getriebene Arbeit an den Armaturen, die Vergoldungen, die mit Gold und Silber eingelegten kunstreichen Verzierungen, Alles kann man durch diese sorgfältige Behandlung besser würdigen. Gern hätte ich noch mehrere Stunden hier verweilt, aber ich mußte um drei Uhr in der Deputirtenkammer sein. Zum Glück war das palais Bourbon nicht weit entfernt.

Der Sitzungssaal ist halbrund, sehr groß. Die amphitheatralischen Sitze der Abgeordneten steigen im Halbkreise auf, an dessen Wand auch die beiden Logenreihen für die Zuhörer hinlaufen. In der Mitte der flachen Seite erhebt sich die Tribüne, von Marmor erbaut.

Etwa um sechs Stufen erhöht ist die Rednerbühne, darüber, wohl zwölf oder vierzehn Stufen hoch, liegt der weitere Raum, auf welchem der Präsident hinter einem großen Tische mit Secretairen und Huissiers sitzt. Darüber hängt ein großes, figurenreiches Bild, die Eidesleistung des Königs vorstellend. An dieser flachen Wand führen Thüren in den Vorsaal, wo die Deputirten sich versammeln. Der Saal macht einen stattlichen und würdigen Eindruck.

Als ich in die Loge trat, war ein Herr auf der Rednerbühne, der sich aufs Aeußerste anstrengte, die Rechtmäßigkeit seiner Wahl zu erweisen. Er schlug fortwährend mit beiden Händen auf die Marmorbrüstung der Tribüne, warf den Oberkörper weit vorn über, schrie was er konnte, aber — man achtete seiner nicht. Mit Mühe hatte ich aus seinem Vortrage vernehmen können, was er überhaupt wollte. Die Deputirten sprachen ganz laut miteinander, besuchten sich gegenseitig auf ihren Plätzen, standen in Gruppen, plauderten und lachten. Vergebens schellte der Alterspräsident ein Mal über das andere, vergeblich schrie der Huissier an seiner Seite unaufhörlich Silence, s'il vous plait! Niemand kehrte sich daran; der Mann auf der Rednerbühne hätte ebenso gut in die Brandung des Meeres hineinsprechen können, als in diese versammelte Menge, — man sah deutlich, sein Urtheil war ihm schon gesprochen. Hin und wieder erscholl auch der Ruf „zur Frage!" Zuletzt fing man an, den Redner förmlich zu verhöhnen, klopfte mit den Falzbeinen, die ein

jeder bei dem Schreibzeug vor sich liegen hat, auf die Tischchen, nach dem Rhytmus, den sich in den Theatern Parterre und Paradies zur Belustigung in den Zwischenakten erfunden haben; — ich traute meine Augen und Ohren nicht. So also geht es in der Versammlung der Abgeordneten der großen Nation her? — Wäre doch der lange Akademiker hier gewesen, er hätte mir zugestehen müssen, daß man einen Schauspieler nicht ärger verhöhnen kann, als diesen Deputirten. Endlich schloß dieser seine Rede.

Mauguin bestieg die Bühne. Seine Gestalt hat nichts Ausgezeichnetes, er war schwarz gekleidet. Das Gesicht hat eine etwas spitze Form, seine Miene spricht von Scharfsinn, Witz und Schelmerei, das glatte graue Haar trägt er schräg über die Stirn gestrichen. Er las einige Artikel aus dem Wahlreglement vor, und suchte durch Zusammenstellung der Thatsachen demnach die Wahl als ungültig darzustellen. Er sprach ruhig, deutlich, kurz und bündig, im Saale war es während dessen plötzlich ganz still geworden. Der Präsident resümirte hierauf den Vorgang und forderte zum Abstimmen durch Aufstehen auf. — O weh, du armer Mann! mehr als zwei Drittheile der Deputirten erhoben sich, die Wahl war rettungslos abimirt.

Nun kam die Untersuchung einer andern Wahl an die Reihe, die eines Herrn Delebecque. Der Secretair des siebenten Büreaus las ein langes Verzeichniß von Unregelmäßigkeiten und Bestechungen vor, welche bei

dieser Wahl statt gefunden hätten. Danach trat der bisherige Minister Salvandy, ein rascher, eleganter Mann mit schwarzem Haare auf, sprach gegen diese Art der Anklage und des Gerichtes in der Kammer; die rechte Seite gab Beifall, die linke murrte. Ihm folgte ein Mitglied des Büreau's, das sich durch ihn angegriffen glaubte, und vertheidigte das Verfahren des Büreau's gegen Herrn Delebecque. Man rief ihm zu: er solle den Namen nicht nennen. Er bewies die Unmöglichkeit, das in diesem Falle zu vermeiden, und nannte den Namen nun erst recht, so oft als möglich. Er sagte, es handle sich hier um Abstellung von Mißbräuchen, nicht um Personen; die Nennung eines Namens brauche daher Niemanden zu verletzen, „denn" fügte er hinzu „wir sind ja alle Ehrenmänner — wenigstens hoffe ich es." Ein Ausbruch des Unwillens folgte dieser Aeußerung, Alles schwirrte durcheinander. Der Redner machte Bewegungen, als sage er zu den Nächstsitzenden „Ja ich kann mir nicht helfen, man muß einmal gerade heraussprechen." — O, mein langer Akademiker, warum warst du nicht hier, zu hören, wie man eines Deputirten Ehrenhaftigkeit öffentlich verdächtigte! Endlich wurde es wieder still, der Redner forderte nun noch die Kammer zur größten Strenge gegen alle Wahlbestechungen auf, weil das politische und sittliche Wohl des Landes dabei betheiligt sei. Er hatte gut und lebhaft gesprochen, man reichte ihm die Hände, wo er vorüberging. Bei dem raschen Wechsel der Redner auf der Tribüne nahm es sich wunderlich aus, daß hinter

dem lebhaft hinauf eilenden Redner jedesmal der schwarz gekleidete Huissier hinterdrein schlich, und ein Glas Zuckerwasser auf die Brüstung der Tribüne schob, als wollte er das Feuer der Eloquenz löschen helfen.

Endlich bestieg nun der hart verklagte Delebecque die Tribüne, ein stattlicher Mann mit grauen Haaren. Er sagte: die Anklagen gegen ihn seien der Art, daß er alle Mäßigung und Fassung zusammen nehmen müsse, um darauf zu antworten, daher die Kammer um Nachsicht mit seinem Vortrage bitte. Er begann nun mit Auseinandersetzung der Wohloperation, hielt eine Menge von Papieren in der Hand als Zeugnisse und Belege. Die Sache schien sehr weit aussehend, es war fast fünf Uhr, und die ganze Sitzung hatte mir, ich gestehe es, solch ein widriges Gefühl erregt, daß ich mir den Rest derselben erließ. Ich habe diesmal wohl nur die Kehrseite der Kammerverhandlungen gesehen, und werde bei einem späteren Besuche in dieser Versammlung gewiß mehr von dem Ernste und der Würde finden, die mir von einer Volksvertretung untrennbar scheinen —

Ich nahm schnell mein Diner, und eilte in das Théatre des Variétès, wo man ein neues Stück: la Canaille gab, in welchem Zustände der niedrigsten Klassen von Paris geschildert werden. Die ganze Canaille, vom vornehm scheinenden Gauner bis zum Gassenkehrer hinunter, wird vorgeführt, und mit so dreister, sichrer Wahrheit, dabei mit so vieler Anmuth und Gewandtheit gezeichnet, daß diese Vorstellung für das Vollendeteste gelten kann,

was ein Volkstheater jemals leisten mag. Hier hatte ich wieder einen neuen Beweis, daß kein Gegenstand zu niedrig oder zu gering für künstlerische Behandlung ist. Odry weiß aus einem gemeinen Trunkenbolde, einem Arbeiter in den Abzugskanälen von Paris, den man über und über beschmutzt aus solch einem Kothloche aufsteigen sieht, eine wahrhaft interessante Figur zu machen. Diese allerniedrigste Stufe der Menschheit, dicht am Thiere, wird durch eine affectirte Moralität und Eleganz überaus drollig, Zug für Zug ist dabei volle Wahrheit, und nirgends wird die Darstellung lästig oder gar widrig. Aber alle Andere spielen fast ebenso vortrefflich; ein jeder ist voll kecken Lebens und weiß dabei ein bewundernswürdiges Maaß zu halten: es ist eine wahre Lust das zu sehen. Zwei Gauner erschienen im ersten Akte als vornehme Leute, wovon der eine im letzten Akte mit einem Leierkasten umherzieht, der andere in der Arbeitsjacke ein Wirthshausschild in der Vorstadt malt. Wie sind diese beiden Kerle getroffen! Wie sind Anfang und Ende der Rollen mit gleicher Sicherheit gefaßt! Es ist unglaublich, welch eine Fülle von Talent und Anstelligkeit in alle den Leuten ist; wie elegant tanzt der eine Gauner im ersten Akte und wie graziös das Mädchen! Adrien spielt einen Lumpensammler, Dlle. Esther einen Straßenjungen, in jedem Zuge gesund und anmuthig. Ich kann Dir diese Darstellung gar nicht genug loben. Und wie sind alle die drückenden Verhältnisse der niedern Stände geschickt behandelt! Die äußerste Geldnoth wird immer noch mit

so viel Humor dargestellt, daß sie spaßhaft bleibt. Denke Dir, daß ein junger Mann erscheint, der so eben aus dem Schuldgefängnisse entlassen worden ist, nun durch die Straßen irrt, nicht weiß wohin, und endlich vor Hunger und Erschöpfung umfällt, gerade als der Schwarm der gemeinen Kerle aus einer Branntweinschenke jubelnd herauskommt. Sie bemerken ihn, man flößt ihm Branntwein ein, den der Straßenjunge bezahlt, will in seinem Hute für ihn sammeln, und führt und trägt ihn endlich in den Schnapsladen, um ihn zu speisen. Das scheint nun in der Erzählung sehr unangenehm jämmerlich, aber ich versichere dich, daß diese Scene mich wahrhaft gerührt hat, weil so gar keine sentimentale Prätension darin war, sondern alles seine drollige Farbe behielt. Es war unmittelbares Leben, und die volle Absicht des Dichters wurde erreicht: man hatte das tröstliche Gefühl, daß der junge Mann, der seinen Reichthum im vornehmen Treiben eingebüßt, sich an der derben Gutherzigkeit der arbeitenden Klasse wieder aufrichten könne.

Kurzum ich habe nie einen vollständigeren Kunstgenuß gehabt, als durch diese Darstellung der Canaille von Paris.

Den 12ten.

Jetzt bin ich im Stande Dir über das Conservatoire ausführlich zu berichten, wenigstens in soweit mich diese Anstalt interessirt. Ich habe nun auch Samson's Unter-

richte beigewohnt; er scheint mir der beste von allen, nichts wird darin vernachlässigt, weder Aussprache noch Ton, weder Geberde noch Haltung. Auf innere Lebendigkeit der Zustände, auf Abschaffung aller Monotonie sucht er besonders hinzuwirken; es war nichts daran auszustellen. Samson ist ein gescheuter und geistreicher Mann, von unbefangnem und scharfem Blicke über alle theatralischen Verhältnisse, und von geläuterten Kunstansichten. Ich habe mich lange mit ihm unterhalten, und recht sehr meine Rechnung dabei gefunden. Du hast ihn Dir als einen ziemlich schlanken Mann von beinahe fünfzig Jahren zu denken, mit dunklem, ergrauendem Lockenhaar, hellbraunen klugen Augen, einem röthlichen Gesichte mit freundlichen Zügen.

Also vom Conservatoire. Es ist von Napoleon in seinem jetzigen Umfange eingerichtet, besitzt ein sehr weitläuftiges Gebäude, das hinlänglichen Raum für seine Zwecke bietet, und dessen Instandhaltung der Regierung obliegt. Der Kostenetat zur Unterhaltung des Institutes ist auf 150,000 Francs gestellt, es ist auf 500 Zöglinge eingerichtet. Zwölfe davon, jedoch nur solche, die den Gesang studiren, erhalten auch Wohnung und Beköstigung im Institute, aber keiner von Allen hat für den Unterricht irgend etwas zu zahlen. Die Studien umfassen die Erlernung sämmtlicher Musik-Instrumente, des Gesanges, der Compositionslehre, der Schauspielkunst, des Tanzens und Fechtens. Von 72 Professoren wird der Unterricht in ebenso vielen Klassen ertheilt, deren keine

mehr als acht Zöglinge enthalten darf, damit der Lehrer in der jedesmal zweistündigen Lection sich mit jedem Einzelnen besonders beschäftigen könne. Die Eleven für die Bühne werden in vier Klassen unterrichtet; ich habe sie Dir schon einzeln beschrieben, Du weißt, daß nur eine davon der letzten Ausbildung der Operisten gewidmet ist. Jeder der drei Professoren für das recitirende Schauspiel hat zweimal wöchentlich eine zweistündige Lection zu ertheilen, daher findet an jedem Tage Unterricht Statt und sämmtliche Schauspiel-Eleven müssen täglich dem Unterrichte beiwohnen, um so auch noch von denjenigen Professoren zu lernen, denen sie nicht zu eigentlicher Unterweisung zugetheilt sind. Samson, Provost, Beauvallet und Derivis bekommen ein Jeder einen Gehalt von 2000 Francs, und wenn sie ihr Amt zwanzig Jahre lang verwaltet haben, die Hälfte davon als Pension. Unter Napoleon stiegen die Gehalte bis zu 3000 Francs und die Professoren hatte alle im Institute Wohnung und Kost. Daß dies eingeschränkt worden, ist weniger zu bedauern, als daß nach der Julirevolution, — in deren Folge überhaupt alle wissenschaftlichen und Kunstinstitute große Verkürzungen erfahren haben, — auch der wissenschaftliche Unterricht für die Schauspiel-Eleven gestrichen worden ist. So ist als Anfang und Ende des Studiums eine einzige Klasse übrig geblieben. Das ist es, was mir an diesem schönen Institute nicht gefällt; für das Studium der Schauspielkunst geht man gar zu

empirisch zu Werke. Ohne Vorstudien irgend einer Art für Rede oder Bewegung gemacht zu haben, bekommt der Zögling, so wie er ins Institut tritt, ein Pensum auswendig zu lernen aus den gereimten Alexandrinerstücken der klassischen Dichter, und muß dies nach dem Vorbilde des Professors, der auch ein Zögling des Conservatoire gewesen, recitiren. Dadurch wird natürlich hier diese pathetische Manier ins Endlose conservirt. Entschuldigen läßt sich das rasche Verfahren bei diesem Unterrichte durch die große Prädisposition zur Schauspielkunst, welche sich bei den Franzosen vorfindet, und ihnen erlaubt einige Staffeln der Schule zu überspringen. Insbesondere wird jeder Franzose mit der Fähigkeit geboren, gut und gewandt zu reden. Daher ist wohl den Eleven des Conservatoire manche Vorübung zu ersparen, die in Deutschland unerläßlich wäre; dennoch glaube ich verfährt das Institut zu leichtfertig: man fängt damit an, womit man enden sollte. Besonders nachtheilig scheint mir das systematische Einimpfen der Declamationsweise, worin nur Samson eine Ausnahme macht, dessen Schülern auch ein freierer, natürlicherer Vortrag eigen ist. Guyot und Rachel sind schöne Zeugnisse davon.

Ich halte es aber für nothwendig, daß in einer Schule nicht die Trefflichkeit des einen oder andern Lehrers allein, sondern die Zweckmäßigkeit der allgemeinen Methode für die freiere Entwickelung der Zöglinge Bürgschaft gewähre. Ich bin überzeugt: errichtet man in Deutschland die so dringend nothwendigen Schulen für

Schauspielkunst, so wird man auf durchgreifendere Principien und auf eine breitere Basis dafür bedacht sein.

Man wird eine, wenn auch nur allgemein-wissenschaftliche Bildung, für unerläßlich erachten, um vor den gebildetesten Kreisen der Nation große Dichter lebendig interpretiren, und das Höchste leisten zu können, was von einem Menschen gefordert werden kann: — den Menschen in seiner vollständigen Entwicklung darzustellen. Man wird die eigentlich technische Ausbildung gründlicher und allmählicher vorbereiten; man wird es dem Zöglinge fühlbar machen, daß von jeder Kunst zunächst das Handwerk gelernt werden müsse, bevor man an das eigentlich künstlerische Schaffen gehen dürfe. Man wird zuerst lehren, den Körper mit Bewußtsein und schön zu bewegen, bevor man ihm erlaubt, sich dem Ausdrucke von Seelenstimmungen zu leihen; man wird zuerst eine ebenmäßige Ausbildung der Sprache, eine ungezwungene und natürlich ausdrucksvolle Prosa verlangen, bevor man den Eleven zuläßt, den erhabenen Sturm der Leidenschaften in Versen auszudrücken. Kurz ich bin gewiß, wenn einst die glückliche Stunde für das deutsche Theater schlägt, in welcher die Erkenntniß durchgreift, daß es der Mühe werth sei, die Kunst der Menschendarstellung zu lehren und zu lernen, wie man doch alle andern Künste lehrt und lernt, so werden bei uns mit geringeren Kosten als in Frankreich Akademien entstehen, welche nicht nur durch die größere künstlerische Reife und die ernstere Gesinnung, die sie hervorbringen werden, sondern auch durch die Achtung,

welche ein strengeres Studium dem ganzen Schauspielerstande gewinnen wird, die segensreichsten Folgen herbeiführen müssen.

Der Deutsche hat weniger äußerlich praktisches Geschick als der Franzose, weil sein Wesen mehr nach Innen gewandt ist; er muß alles erst lernen, was jenem von Natur eigen ist: aber er kann Alles lernen, und in Deutschland pflegt auch nur geachtet zu werden, was durch regelmäßige Studien erworben ist. Wenn man also dereinst die Bühne nicht mehr betritt, wie man sich auf ein Abenteuer einläßt, d. h. mit nichts anderem ausgerüstet, als dem Vertrauen auf eigene Kraft und gutes Glück, sondern wie ein Jünger der andern Künste, dem, nach gehörig durchgemachten Klassen, der Lehrer nun erlaubt, an ein selbstständiges Kunstwerk zu gehen, — dann wird die Geringschätzung sich verlieren, der die dramatische Kunst, trotz alles Glanzes, der sie umgiebt, noch immer unterliegt; den wahrhaften Antheil und die Mitthätigkeit der Besseren wird sie erringen, und was jetzt selten ist, wird dann allgemein werden: die jungen Talente aus gebildeten Familien werden sich ohne Scheu der Bühne widmen, welche völlig regenerirt, sich auf gleiche Höhe mit der Bildung der Zeit stellen wird.

Glaube nicht, daß ich die Wirksamkeit der Schule zu hoch anschlage; glaube nicht, daß meine Hoffnungen auf Erfüllung dieser schönen Träume eitel sind. Deutschland bleibt in der Pflege der Künste und Wissenschaften nicht gern hinter Frankreich zurück, es weiß, daß gerade

in diesen höhern, geistigen Elementen seine eigenste Entwicklung zu verfolgen ist. Deutschlands Fürsten haben schon so viel für die dramatische Kunst gethan; sie haben ihr den Bettelstab abgenommen, mit dem sie durch Deutschland wanderte, in Pallästen ihr eine Heimath gegeben, an den Tischen ihrer Gnade sie gespeist: sie werden mehr, sie werden das Größte für diese Kunst thun, sie werden ihr mit vertrauensvoller Achtung einen Platz unter den akademischen Künsten anweisen, und ihre Jünger mit der ernsten Forderung ehren: durch strenge, gewissenhafte Studien sich zur Erfüllung ihres erhabenen Berufes fähig zu machen, — ein Spiegel des Ebenbildes Gottes zu sein.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 13. April 1839.

— — — — — — — — — — —

— — Spontini sieht überaus wohl aus, die Reise hat ihm sehr gut gethan. Ich ging mit ihm Abends ins Renaissance-Theater; Dumas hatte uns Billets geschickt zu seinem neuesten Stücke, l'Alchimiste, das zum zweiten Male aufgeführt wurde. Es hat bei weitem den Werth der Dlle. de Belle-isle nicht, ist von der Gattung der Verbrechenstücke und könnte in den Motiven wohl haltbarer sein. Die Ausführung zeigt dagegen Wärme, Kraft und Geschicklichkeit: Gedanken frappant zu wenden, mitunter wirkliche poetische Schönheiten. Fréderic Lemaitre, der die Titelrolle spielte, ist merklich alt, hat eine volle Gestalt, ein etwas gedunsenes Gesicht. Er declamirte die Verse eintönig melancholisch, das machte ihn mir mitunter unverständlich. Die Rolle eignet sich im Ganzen nicht für ihn. Er ist durch gewaltsame, scheußliche Verbrecher-Charaktere berühmt geworden; die geistige Erhebung, welche der Alchimiste in wichtigen Momenten zeigt, gelang ihm nur schwach. Demoiselle Ida spielte mit vieler Wärme, natürlichem Ausdrucke, und in manchen

Scenen wirklich mit tragischer Kraft. Schade, daß ihr Embonpoint so störend ist. Außer Montdidier wäre aber Niemand mehr zu nennen; die Darstellung im Ganzen war äußerst schwach. Die Decorationen, besonders aber das Costüm muß ich loben. Hier in Paris überzeuge ich mich immer mehr, daß die Treue im Costüm von großer Wichtigkeit für die scenische Wirkung ist, und daß man sie mit Unrecht zu den entbehrlichen Nebendingen zählt. Wenn die Bühne ein treues Abbild des Lebens verschiedener Zeiten und Völker geben soll, so kann ich nicht begreifen, warum die Kleidertracht, die überall und immer aus den Sitten, Gewohnheiten und dem Geschmacke der Menschen hervorgegangen ist, folglich auch den Charakter der Zeiten und Menschen bezeichnen muß, warum die treue Nachahmung davon unwesentlich sein soll. Man hält Geschmacklosigkeit des Costümes gewöhnlich für untrennbar von der Treue desselben, daß ich aber immer Recht gehabt habe, diese Behauptung zu bestreiten, davon überzeugt mich hier die Vorstellung eines jeden Abends. Die Kleidung ist stets genau nach den besten Vorbildern geordnet, selbst die Damen fügen sich dieser Costümtreue und ihre Toilette ist dennoch graziös und kleidend. Freilich gehört ein sorgfältiges Quellenstudium dazu, und ein gebildeter Geschmack für die Anordnung, um dies zu erreichen, aber der Erfolg scheint mir auch der Bemühung werth.

Den 14ten.

— — — — — — — — — — — — —

— Herr * * *, der die Anstalten zu der Vorlesung, die ich zugesagt, mit großem Eifer betreibt, hat mich nach mehreren vergeblichen Besuchen getroffen, und wir haben Tag und Stunde verabredet. Ich habe Göthe's Faust gewählt, weil gerade dies Gedicht, oder wenigstens der Titel davon, hier am meisten bekannt ist, und es wohl den Charakter deutscher Poesie im Gegensatze zur französischen am schärfsten ausspricht. Ich werde einzelne Scenen daraus zusammenstellen, damit die Vorlesung nicht über anderthalb Stunden dauere; das scheint mir lang genug für einen Pariser Salon, und für das Pariser Verständniß deutscher Poesie. — — — — —

— — Bei Dumas war ich auch, ihm meinen Antheil für sein Stück zu bezeugen, auf dessen weiteren Erfolg er, der mittelmäßigen Aufführung wegen, wenig Hoffnung setzt. Das macht ihn aber gar nicht übellaunig; er schreibt so viel, daß ein Erfolg den andern überträgt. Ich fand unter mehreren Herren dort einen interessanten Mann, einen russischen General, der mir ein sehr freundliches Interesse zeigt. Der Streit über kassische und romantische Poesie gab den Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Ich konnte meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß man an diesem ganz willkührlichen Gegensatze immer noch fest halte, und wir geriethen in eine weitläufige Untersuchung über die Gattungen der drama-

tischen Poesie, mit deren Mittheilung ich dich aber verschone.

— — — — — — — — — — —

— Die Zuvorkommenheit, welche die Theater-Directionen hier gegen den Fremden beweisen, ist mir ganz neu und überraschend. Denke Dir, daß ich so gut als nichts für die Erlangung der freien Entréen im Théatre français gethan, und sie heut erhalten habe. Samson, dem ich auf seine Frage gesagt, daß ich die Entrée bezahle, wie jeder Andere, wollte dies nicht länger zugeben. Er hat meine Karte beim Director niedergelegt, worauf mir dieser in einem sehr höflichen Schreiben die Entree für die Dauer meines Aufenthaltes angeboten hat. Ich machte Abends sogleich Gebrauch von dieser Artigkeit und erhielt, wie im Renaissance-Theater, den Zutritt zu den ersten Plätzen nach meiner Wahl. Ein Beamter führte mich zu den Ouvreusen des Parquets und des ersten Ranges — das Amt des Logenschließers wird hier nur von Frauen versehen — und stellte mich ihnen vor, wonach ich nun nach meinem Belieben ohne Billet aus und eingehen kann. Diese Leute wiesen mich nun sogleich auf das freundlichste zurecht, gaben mir Rath, wo ich in dem schon gefüllten Hause noch einen Platz finden werde, kurz sie begegneten mir, wie einem zum Hause gehörenden, der hier mit Recht und nicht aus Gnaden nur zugelassen werde. Diese ganze Art und Weise hat für einen Deutschen ebenso viel Auffallendes als Wohlthuendes.

Ich sah: l'amour médécin von Moliere. Provost als Sganarelle war sehr gut; die beiden Aerzte, der stotternde und der rasch und heftig durch die Nase sprechende mit den zuckenden Kopfbewegungen, die den armen alten Sganarelle ganz toll machen, waren belustigend. Dlle. Dupont als Magd war wieder eine vollkommene abgerundete Figur aber — das Stück ist schwach, es bietet den Schauspielern wenig dar, und nur wenn es mit dem lebhaftesten Uebermuthe, wie ein Maskenscherz gespielt würde, könnte es unterhalten.

Ich folgte für den Rest des Abends noch Spontini's Einladung zu einem Concerte, das die Klavierspielerin Wartel im Hause seines Schwagers, des Instrumenten-Fabrikanten Erard gab. Ist es nicht schön, daß dieser Mann seinen großen Saal und die anstoßenden Räume mit voller Beleuchtung öfter zu Concerten frei giebt, um Virtuosen zu unterstützen, denen er noch außerdem durch seine Verbindungen sehr nützlich ist? Freilich ist das Haus eines solchen Fabrikherrn hier auf einem splendiden Fuß eingerichtet. Die Fabrik Erard's geht durch drei große Grundstücke hindurch; vor den riesigen Schuppen auf den Höfen, in denen das Holz zu den Instrumenten aufgeschichtet ist, stand ich erstaunt. —

Ich fand den Saal und die anstoßenden Räume schon gedrängt voll Menschen; Spontini verschaffte mir jedoch noch einen guten Platz, auf dem ich den größten Theil des Concertes anhörte. Es war nach der auch bei uns gebräuchlichen Weise zusammengestückelt. Ich hörte

Duprez wieder; ein Flötist Dorus blies vortrefflich, mehrere andere Stücke gingen nicht recht zusammen, es war das gewöhnliche langweilige Concertvergnügen. Sollte man denn keine bessere Form und keinen interessanteren Inhalt für die Concerte erfinden können? Dies Gemengsel von Stücken so verschiedener Componisten, von oft so sehr verschiedenem Werthe, so entgegengesetzem Charakter wirft im glücklichsten Falle aus einer Stimmung so plötzlich in die Andere, zerrt den Antheil so hin und her, daß ich nicht begreife, wie ein eigentlicher Kunstgenuß daraus entstehen kann.

Den 15ten.

— — — — — — — — — Eine der merkwürdigsten Sammlungen ist die des Chevalier du Sommerard; ich habe sie gestern besucht. Man würde sich hier ganz in's Mittelalter versetzt fühlen, wenn nicht diese Menge von modernen Beschauern sich in den Zimmern drängte. Schon beim Eintritt in den Hof des Hauses ist man freudig überrascht von der völlig erhaltenen gothischen Architektur der Gebäude. Ein Treppenthurm, verschiedene Erker und die ganze anziehende Unregelmäßigkeit dieses Baustyles sind vorhanden. Auf der etwas dunklen Treppe stehen schon alte Steine mit Ritterbildern und vom Alter geschwärzte Holztafeln mit Schnitzarbeit: reicher und schöner sind aber die Zimmer ausgestattet, in denen Bilder, Schnitzereien, Gefäße, Möbel,

Waffen, Bücher und Hausgeräth aus dem Mittelalter förmlich aufgehäuft sind. Die Zimmer sind zum Theil nach den verschiedenen Perioden bis zur Zeit der Renaissance verziert und eingerichtet, die Thüren sind alle alt, und von der schönsten Schnitzarbeit. Man findet in einem Zimmer eine völlig servirte Tafel mit ganz antikem und sehr schön gearbeitetem Tischgeräthe, ebenso ein Schlafzimmer, auch eine Kapelle, alles mit größter Sorgfalt und gewiß enormen Kosten zusammengebracht. Dazu sind alle Tische und Schränke überhäuft mit tausenderlei Dingen, die alle vom größten Werthe, die man aber bei einmaligem Besuche und im Gedränge der Besucher gar nicht würdigen kann. Auch eine Bilder- und Kupferstichsammlung besitzt Herr du Sommerard und empfängt Sonntags den Schwarm der Neugierigen mit der behaglichsten Freundlichkeit.

Auf dem Wege zur Gräfin Merlin kam ich bei dem Kloster St. Mery vorüber, wo im Jahre 1831 die Republikaner sich bis auf den letzten Mann geschlagen haben. Dies Kloster, mit einer hübschen gothischen Façade, liegt in einer engen Straße, in der kaum zwei Wagen sich ausweichen können. Mein Cabrioletführer zeigte mir die Häuser, welche damals halb zerstört worden. Eine Schlacht in offnem Felde scheint mir Kinderspiel gegen solch ein Gemetzel in engen Straßen, Bürger gegen Bürger, die Stätten des häuslichen Friedens, der Andacht zum Fechtplatz wählend.

— — — — — — — — — — — —

Mein Besuch bei der Gräfin hatte sich so lange ausgedehnt, daß ich sogleich auf dem Boulevard bleiben und in der Nähe mein Mittagsessen suchen mußte — das zum Glück in Paris überall zu finden ist — um nachher das Théatre de l'ambigu comique zu besuchen. Es ist groß, hat vier Ränge mit Gallerien wie alle übrigen, der Saal ist schon etwas abgenutzt. Man spielte l'élève de St. Cyr, eine Begebenheit aus dem Kriege Napoleons in Spanien. Das Stück ist ganz gut gemacht, voll ächt französischem, soldatischen Geistes, mitunter allzu prunkhaft, oft aber auch bis zu wahrhaftem Heroismus sich erhebend. Unter den Schauspielern war kein einziger ausgezeichnet, aber sie zeigten wieder alle sehr viel Bühnengeschick, ein gutes Ensemble, und spielten diese Soldaten der Kaiserzeit mit ächt französischem Blute.

Bei Dumas fand ich Spontini, den liebenswürdigen russischen General und einen Herrn, der so eben aus Berlin angekommen war, und der mir nun von tausend Kleinigkeiten erzählen mußte; — in der Fremde ist man so begierig zu erfahren, ob auch die Häuser der Vaterstadt noch stehen. Dlle. Mars war auch von der Gesellschaft, welche wieder bis gegen Mitternacht wuchs und abnahm. Ich suchte mich von der Praxis der Pariser Theater zu unterrichten, sie ist total anders als an deutschen Bühnen. Was ich nun hier von der Mars, Dumas und Dlle. Ida und neulich von Samson erfahren ist kürzlich dies.

Die Verschiedenheit der Zustände beginnt zunächst

damit, daß es für die Pariser Theater keine auswärtigen Dichter giebt. Wer für das französische Theater schreiben will, muß sich nach Paris begeben und sich dort in lebendigen Rapport mit der Bühne setzen. Dadurch entsteht nun der große Vortheil, daß zwischen Dichter und Schauspieler eine gegenseitige Verständigung und Förderung, meistentheils von der ersten Conception des Stückes an, bis zur öffentlichen Aufführung hin Statt findet. — Ueber die Annahme eines Stückes entscheidet beim Théatre français das Comité der Schauspieler, bei den andern Theatern wohl eigentlich der Director, obschon auch dort der Dichter sein Stück vorliest. Ihm steht alsdann das Recht der Rollenvertheilung zu, und die Leitung der Proben, damit die Darstellung auch seiner Idee entspreche.

Soll nun das Stück einstudirt werden, so wird zunächst eine Leseprobe veranstaltet, in welcher das Stück von den Darstellern aus den Rollen gelesen wird, eigentlich nur, um diese zu berichtigen. Die Theaterproben beginnen alsdann vielleicht schon am nächsten Tage, denn Niemand memorirt zu Hause. Die Rollen werden auch in den Theaterproben zuerst abgelesen, und dabei die Stellungen der Personen und die scenischen Anordnungen überhaupt besprochen. Man beginnt mit einigen Akten, um Zeit und Muße zum genauesten Ausstudiren der Situationen und einzelnen Momente zu haben. Das Amt eines Regisseurs existirt nicht in der Bedeutung wie bei deutschen Bühnen, die stete Gegenwart des Dichters macht auch

dessen Anordnungen überflüssig; der Regisseur der Pariser Bühne ist nichts als ein Theaterinspicient. So wächst nun in einer langen Reihe von Proben die Darstellung immer lebendiger heran, das häufige Miteinanderlesen der Rollen prägt sie endlich dem Gedächtnisse ein, und erzeugt das große gegenseitige Verständniß, die bewundernswürdige Uebereinstimmung des Tones in diesen Vorstellungen, denn natürlich kennt ein Jeder seines Mitspielers Rolle und jede Nüance von dessen Rede und Spiel ebenso genau wie seine eigene. So probirt man denn fort, immer genauer, immer lebendiger und vollständiger und nicht eher wird das Stück angekündigt, als bis es selbst in den kleinsten Zügen ganz genau und sauber studirt ist. Wie groß diese Sorgfalt, und wie unverdrossen das Zusammenarbeiten bei den Proben ist, wird Dir ein einziger Zug bewähren. Als ich mit Dumas von einer kleinen replique in Dlle. de Belle-isle sprach, die eine große Wirkung macht, sagte er mir, daß er diese während der Proben fünfmal umgeändert habe, bis er die rechte Wortstellung gefunden, und die Schauspielerin den rechten Ausdruck. So hat man von Dlle. de Belle-isle 52 Proben gemacht, vom Alchimisten 46, von der Tragödie Caligula von Dumas sogar 60. Selbst die kleinen Vaudevilles auf den Boulevards werden nie unter 16 bis 20 Proben aufgeführt.

So in die Augen springend der Vortheil von zahlreichen Proben auch ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß diese Anzahl ein Unfug und eine Zeitverschwendung

ist. Wenn die Schauspieler sich mit ihren Rollen zu Hause beschäftigen wollten, so würde die Hälfte dieser Proben völlig genügen; daß man dagegen in Deutschland die schwierigsten Stücke mit drei bis vier Proben auf die Bühne bringt, das erscheint den Leuten hier fabelhaft.

Nun kann freilich ein neues Stück, besonders wenn es gefällt, unzählige Male wiederholt werden, und daraus geht eigentlich die ganze Verschiedenheit der hiesigen von der deutschen Bühnen-Praxis hervor. Während der häufigen Wiederholungen ein und desselben Stückes, das man höchstens mit andern, ebenfalls geläufigen Vorstellungen abwechseln läßt, die keiner Proben bedürfen, kann man freilich wieder langsam und bequem ein anders neues Stück vorbereiten: in Deutschland aber wird eine stete Abwechselung des Repertoirs gefordert, welche unablässiges Wiedereinstudiren und Probiren nothwendig macht, wodurch dann Zeit und Kräfte so in Anspruch genommen werden, daß für das Einstudiren neuer Stücke wenig davon übrig bleibt. Wenn ein Schauspieler in Paris jährlich zwei, höchstens drei neue Rollen stellt, so hat er erstaunlich viel gethan; außerdem hat er den Vortheil, daß er mit einer einzigen gelungenen Rolle sich einen Ruf erwerben kann, weil er sie vielleicht mehr als hundertmal in einem Jahre wiederholt. Daß durch diesen Mangel an Abwechselung der Stücke eine gewisse Dürftigkeit des Repertoirs entsteht, darf man nicht übersehen; denn wenn auch die verschiedenen Theater zusammengenommen eine ziemlich bunte Auswahl zeigen, so ist doch

in jeder Gattung für sich nur geringe Abwechselung zu finden.

Nun müßte ich Dir noch sagen, wie man mit den alten Stücken verfährt, welche auf dem Repertoir erhalten werden sollen. Hierbei kann nur vom Théatre français die Rede sein, denn die andern Theater beschäftigen sich nur mit Erzeugnissen der neuern Zeit. Da dies aber von der ganzen Verfassung des Théatre français abhängig ist, so werde ich Dir davon erzählen, wenn ich Dir über diesen Gegenstand überhaupt berichte; was nächstens geschehen soll.

Den 16ten.

— — — — — — — — — — —

— Auber ist ein ziemlich alter Mann, mit weißem Haar und schwarzen Augenbraunen. Er hat die Gewohnheit, wenn er dem mit ihm Redenden zuhört, nicht nur die Lippen übereinanderzukneifen, sondern das ganze Gesicht förmlich zusammenzufalten; das sieht wunderlich aus. Er war sehr artig und gesprächig. Ich fand ihn am Instrumente und komponirend. Er arbeitet schon wieder an einer Oper von Scribe; sagte, er müsse sich tummeln, noch etwas vor sich zu bringen, er sei schon alt. Das Dichten und Komponiren wird hier ganz fabrikmäßig getrieben, und bei einem neuen Werke hauptsächlich auf den Gewinn gesehen, den es eintragen kann. — Das ist die Schattenseite der vortheilhaften Stellung

welche die Autoren in Frankreich ihren Gesetzen über das geistige Eigenthum verdanken. — Daß die Dichter Mitarbeiter und Vorarbeiter haben, ist bekannt; Scribe insonderheit hat diesem Verfahren eine große Ausbildung gegeben: aber man versichert mich, daß auch die Componisten von Ruf sich durch jüngere Talente ihre Arbeit sehr erleichtern, und daß Opern, mehr noch aber Stücke existiren, von welchen den beliebten Autoren wenig gehört, als ihr Name, den sie dazu hergeben.

— — — — — — — — — — —

— Adam habe ich auch gesehen. Er ist ein kleiner, muntrer, noch junger Mann, der sich mir sehr gefällig zeigte. Im Sommer wird eine neue Oper von ihm aufgeführt werden, den Titel sagte er mir nicht. Man vermeidet es hier, diesen vorzeitig zu nennen; die Erfahrung hat gelehrt, daß allerlei Mißbrauch damit getrieben werden kann.

Mit Scribe bin ich auch ein Paarmal zusammengetroffen. Das erste Mal bei Elsler's, wo ich erstaunt war, ihn weit weniger geistreich aussehend zu finden, als seine Schriften erwarten lassen. Eine unscheinbare Gestalt, schwarzes glattes Haar; die Stirn an den Augenbraunen merklich hervortretend, wodurch die Augenhöhlen sich sehr vertiefen; der Blick ist gleichgültig, die Züge des Gesichts sind durchaus nicht ausgezeichnet. Er sieht wie ein emsiger Geschäftsmann aus, den wenig Anderes als seine Angelegenheiten interessirt.

— — — — — — — — — — —

— Abends sah ich Cinna von Corneille. Die Stück hat viel Wärme, Adel und Kraft, es zeigt den französischen Kothurn wirklich in imponirender Weise. Könnte ich doch sagen, daß die Darstellung dem Gedichte entsprochen hätte! Beauvallet spielte den Cinna. Seine markige Stimme wirkt in Kraftstellen gewaltig, es ist wahr, aber — das ist auch alles. Die rechte innere Lebenswärme fehlt allen diesen Schauspielern, sie reden nur, und spielen nicht, und selbst die Rede hat etwas ungemein Hohles, weil der Ausdruck mehr durch die einzelnen Ausdrücke, als durch die inneren Zustände bestimmt wird. Mit Ligier, den ich als Augustus zum Erstenmale sah, war's nicht anders, und die unselige Monotonie der Declamation ist ihm im stärksten Maße eigen. Sein langgedehntes, tremulirendes Oh! oder mais, ist kaum zu überdauern. Von den Darstellern der Nebenrollen sage ich Dir lieber gar nichts; es ängstigt mich ordentlich, daß ich auf die Tragödie der Franzosen immer nur schelten soll, aber ich kann sie nicht loben, es ist nicht möglich.

Rachel jedoch hatte in dieser Vorstellung wieder eine ihrer Forcerollen. Solch ein rachgieriges Herz, in dem fast nichts als Haß und Grimm Raum findet, der Hohn einer spröden und starken Seele, die sich von jeder weicheren Empfindung erniedrigt glaubt, — das sind die Aufgaben, die sie vollkommen löst. Freilich soll Emilia wohl wahre Liebe für Cinna fühlen, sie soll auch von Augustus' Edelmuth wahrhaft überwunden werden, doch

diese Farben giebt sie nur schwach, und ohne den Zuschauer eigentlich zu überzeugen. Dagegen die kalte Sicherheit, mit welcher sie sich zum Preise aussetzt für denjenigen, der den Tod ihres Vaters an Augustus rächen werde, der wegwerfende Ingrimm, mit welchem sie von diesem spricht, — das ist alles stark und wahr. Wie das jugendliche Gesicht sich dann entstellt! Wie die halb zugedrückten Augen sich befloren und die Blicke doch wie Dolche hervorstechen; wie der höhnische Mund sich sammt der Kinnlade vorschiebt — es ist furchtbar! Wie reich schattirt sie den Hohn gegen Maximus, der ihr zu Flucht und Rettung räth, wie stolz und heldenstark, wie gewiß ihrer selbst bietet sie sich dem Tode! — Dabei kann man die Reife nicht genug bewundern, mit welchem sie die Effekte ihrer Rede vertheilt, mit der sie förmliche Lustspiel-Nüancen zu großen, ernsten Wirkungen zu verwenden weiß. Zu Zeiten aber declamirte sie heut fast wie die Andern, die Gewalt einer herrschenden Manier zwingt auch die Besten.

Vierzehnter Brief.

Paris, den 17. April 1839.

Nun habe ich auch Rachel's persönliche Bekanntschaft gemacht; sie hat meiner Vorstellung von ihrer Individualität in nichts widersprochen, sie nur vervollständigt. Von ihren Verhältnissen war ich schon durch Herrn*** unterrichtet. Sie ist die Tochter eines jüdischen Handelsmannes, Namens Felix, aus dem Elsaß, der mit vielen Kindern sich nothdürftig ernährte. Als Rachel's Talent sich frühzeitig kund gab, gelang es ihm, sie ins Conservatoire zu bringen. Sie zeichnete sich bei den Prüfungen aus; der Director des Gymnase bot ihr eine Anstellung, und sie, gedrängt von der kümmerlichen Lage ihrer Familie, nahm diese an, obschon die Professoren es ihr dringend widerriethen, da ihre Ausbildung noch nicht beendet sei. Sie debütirte auf dem Gymnase ohne Erfolg. Die Gattung dieser Bühne sagt ihrem Talente nicht zu, auch fühlte sie bald, daß die Warnung ihrer Lehrer nur zu begründet gewesen. Zurückkehren ins Conservatoire konnte sie, laut den Statuten desselben, nicht; die großen Hoffnungen, welche ihr Talent erregt hatte, schienen getäuscht. Da nahm sich Samson ihrer an, und unterrichtete sie privatim

während der Dauer ihrer Anstellung beim Gymnase, wo sie äußerst wenig spielte, und machte so ihr erfolgreiches Debüt auf dem Théatre français im Juni 1838 möglich. Diese schnelle Ausbildung gereicht gewiß dem Lehrer wie der Schülerin zu gleich großem Ruhme, und es ist zu beklagen, daß Familieneinfluß dieses fruchtbringende Verhältniß aufgelöst hat.

Nun also von meinem Besuche. — Ich fand Rachel in Gesellschaft ihrer Mutter, einer älteren Schwester, die weich und gutmüthig, und ganz in Freude an Rachel aufzugehen scheint, und dreier Herren, die sich später als Journalisten kund gaben. Rachel ist schlank und zierlich gewachsen, sie trug ein schwarz gemoortes Seidenkleid, goldene Halskette und Armbänder. Sie sieht überaus jung, fast unreif aus, als käme sie eben aus der Pension, zugleich aber zeigt sie etwas Fertiges, auf sich Bestehendes, eine selbstische Geschlossenheit des Wesens, und ein Bewußtsein von Sicherheit und Uebergewicht, wie es vornehmen verzogenen Kindern eigen zu sein pflegt. Ihr Gesicht hat für den ersten Anblick nichts Frappantes, man braucht es aber nur minutenlang zu betrachten, um von seiner Besonderheit gefesselt zu werden. Stirn, Nase, Kinn, alles ist rund, weich und kindlich in der Form, dennoch haben ihre Züge etwas sehr Scharfes und Bestimmtes. Das hellbraune Auge, von einem fast unheimlichen Glanze, scheint in seinem, die Leute messenden Aufschlage sagen zu wollen „warte nur, ich werde Dir schon einmal eins versetzen.“

Die anwesenden Herren lobten und priesen Rachel in den stärksten Ausdrücken. Diese nahm das ruhig hin, ohne eine Miene zu verziehen, und zerpflückte indeß ein Veilchensträußchen, das sie spielend in den Händen hielt. Von ihrem bevorstehenden Benefiz war die Rede; sie wußte noch nicht, was sie außer Andromaque von Racine dazu wählen könnte. Sie bezeigte Neigung, sich im Lustspiele zu versuchen; zwei der Herren riethen ab: sie müsse nicht vom Kothurn herabsteigen, sich nie anders als mit dem Diadem zeigen. Der dritte Herr dagegen unterstützte mich in der Meinung, daß es ihren Werth nur erhöhen könne, wenn sie auch im Lustspiele einen Preis erränge. Die Aufführung des Tartuffe kam demnach in Vorschlag, und Rachel war geneigt, das Kammermädchen zu spielen, Mutter und Schwester aber zweifelten, daß die Mars alsdann die Elmire spielen werde; wir entgegneten, daß sie gewiß viel zu klug sei, um es zu verweigern, und daß gerade der Umstand, daß man diese beiden Größen des Théatre français dann nebeneinander sähe, der Vorstellung das höchste Interesse verleihen werde. — Ich hoffe das kommt zu Stande, und noch so lange ich hier bin. — Die Mutter klagte: Rachel wolle den Damen der Faubourg St. Germain, denen sie bekannt sei, keine Besuche machen, um zu ihrem Benefiz einzuladen. Dieser Stolz gefiel mir, und ich lobte ihn von ganzem Herzen, die Herren stimmten ein; aber glaubst Du wohl, daß ihr das die geringste Freude machte? — Durchaus nicht. Das ist ein so abgeschlossenes

Wesen, sie bedarf keiner Zustimmung, sie wird durch keinen Widerspruch bewegt, sie besteht auf sich. Sie saß ruhig im Stuhle zurück gelehnt, vor sich hinsehend warf sie die letzten Blättchen des Veilchenstraußes fort, und sagte, als wir genug geredet: „Nein, ich mache keinen einzigen Besuch. Sie können zu mir kommen."

Es wurde viel von Kabalen und Hinderungen gesprochen, welche Rachel, wie die Anwesenden sagten, erführe. Die Herren befleißigten sich, der Mars die Schuld von alle dem beizumessen. Dabei zeigte sich mir wieder die Pariser Denkweise recht deutlich. Die Herren trösteten Rachel, alle Kabalen würden ihr nicht schaden, sie würde dennoch, — was meinst Du, das nun folgte? Ruhm, Ehre und einen unbestrittenen Wirkungskreis erringen? Nein, nichts von dem; — sie würde dennoch in Zeit von zehn Jahren ein Vermögen von 500,000 Francs besitzen. Die Volnys habe in sechs Jahren so und so viel, die Mars so und so viel erworben, und nun wurde gerechnet und der Rentenertrag bestimmt, daß es eine Lust war. Es herrscht doch wirklich die pure Anbetung des goldnen Kalbes hier. Rachel erwiederte in ihrer Weise, sie habe auch keine Furcht vor allen Anfechtungen, da stehe ihr mächtiger Verbündeter, Corneille. Dabei wies sie auf eine Reihe schöner Bände in ihrem Schranke. — Man hört in Paris sagen, Rachel sei bornirt und spreche ganz ungeschickt; das ist beides nicht wahr, ich glaube sie hat viel Verstand, und wenn sie auch kurzab spricht, ist ihr Ausdruck doch immer sehr präcis.

Die Herren entfernten sich, ich blieb noch, fragte unter Anderem, ob sie sich nicht für deutsche Litteratur interessire? Ihre Antworten waren dürftig, indem sie mich immer mit einer Art von Mißtrauen betrachtete. Sie liebe Schiller, sagte sie, bedaure, ihn nur aus Uebersetzungen zu kennen, auch ihre Eltern hätten das Deutsche fast verlernt, und sie selbst verstehe nur einzelne Wörter davon. Auf meine Frage, ob sie nicht Verlangen trage, in modernen Stücken von lebhafterer Handlung und mannichfacherer Charakteristik zu spielen, erwiderte sie, sie wolle erst den ganzen Corneille spielen, sie halte das für das Schwerste. — Ob ihr denn niemand sagt, daß sie auf diese Weise ihr Talent zu völliger Monotonie stimmen werde? Mir scheint's nicht. — Als ich mich empfehlen wollte, brachte ein jüngerer Bruder einen kleinen Papagei herein, und zeigte, daß er am Flügel blute. „O, wer hat ihm das gethan?" rief Rachel sogleich, und folgte mit den Augen, als der Knabe das Thier zur Mutter trug, welche im ersten Schrecke deutsch „gerechter Gott!" rief und dann französisch weiter sprach. Die Verletzung des Vogels that Rachel gewiß herzlich leid, aber mir kam es vor, als hätte sie gern Jemanden gehabt, den sie deshalb hätte beschuldigen können. Ich weiß nicht, ob ich dem Mädchen in meiner Beurtheilung zu nahe thue, vielleicht wenn ich es öfter sehe, lerne ich anders urtheilen, aber belügen kann ich mich und Dich doch nicht über eine so merkwürdige Individualität. Ich schreibe nur, was ich wahrgenommen, und danach muß

ich glauben, sie sei, was sie mit solcher Gewalt darstellt: stark, fest, großartiger Entschließungen fähig und von unerschütterlicher Ausdauer, aber auch spröde, feindselig, unbeugsam und unversöhnlich.

Den Vater sprach ich noch beim Fortgehen; er hat durchaus keine jüdische Physiognomie. Er wollte deutsch mit mir reden, das er, wie er mir sagte, früher ganz vorzüglich gesprochen habe; es klang abscheulich. Er lenkte auch bald wieder ab und erzählte mir unter anderem, daß man in Deutschland, wo er erzogen worden, ihn habe zum Rabbiner bilden wollen. Zwei seiner jüngeren Kinder zeigen ebenfalls viel Talent für die Bühne, besonders zum Lustspiel; er spricht mit einer gewissen großthuenden Gleichgültigkeit davon. Man sagt auch, er bilde sich ein, Rachel verdanke ihm allein ihr Talent und ihre Ausbildung.

— — — — — — — — — — —

— Ein neues Stück, an welchem Dumas Theil haben soll, zog mich Abends ins Theater der porte St. Martin. Es heißt Leo Burkhardt, ou une conspiration d'étudians. Kotzebues Ermordung hat zu diesem Stücke den Anlaß gegeben; aber mit welcher Unwissenheit und Abentheuerlichkeit die Verhältnisse Deutschlands und der Studenten behandelt sind, davon hat man keine Vorstellung. Gleich zu Anfang kommt ein Student zu einem Journalisten, der zu 20,000 Gulden Strafe wegen eines Preßvergehens verurtheilt worden, und bietet ihm an, dies Geld aus der Bundeskasse der Studenten zu be-

zahlen. Ist das nicht zum Lachen? — Neben seiner außerordentlichen Abentheuerlichkeit ist das Stück auch langweilig, es wird sich nicht halten. Das Lied von Lützow's wilder Jagd kam mehrere Male darin vor. Dies Lied, das mit jeder Sylbe und jeder Note den heiligen Zorn unseres Freiheitskampfes athmet, wurde hier mit französischem Texte gesungen, wobei der Refrain:

hurra! hurra!
c'est la chasse
c'est la chasse de Lützow!

ganz besonders wunderlich klang. Und nun ein französisches Publikum das Lied stets mit Jubel aufnehmen zu sehen, welches damals alle Sehnen und Nerven zum Vertilgungskampfe gegen die Franzosen spannte, — mich durchrieselte ein Schauer bei diesen Applaudissements. Die große Versöhnung, welche der Fortgang der Weltgeschichte den menschlichen Geschlechtern bringt, rührte meine Seele mächtig und gelind.

Das Stück wurde ziemlich gut gespielt. Mélingue ist ein tüchtiger Künstler und zeigt eine große Ungezwungenheit, aber auf die Länge wird man doch der Manier überdrüssig, der Alle unterworfen sind. Ich sehe es immer wieder, die Franzosen finden sich gar zu gerne mit einer Form ab. Allen ist diese Eiseskälte in der Leidenschaft eigen, und bei Allen kennt man den Moment vorher, wo der Donner des Zornes ausbrechen wird. Bei Allen ist dann der Ton gleich, die Accentuirung übereinstimmend, und dieser äußerste Ausbruch gelingt selbst den

mittelmäßigen Schauspielern. Ich glaube, das liegt im Blute. Nun mußt Du aber gar nicht denken, diese Manier sei darauf berechnet, Beifallsbezeigungen dadurch zu erlangen — keinesweges, ich muß im Gegentheil den Pariser Schauspielern das Zeugniß geben, daß sie mit großer Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit spielen — d. h. die Tragédiens des Théatre français nehme ich aus. Die Manier, von der ich spreche, ist ihnen allen zur anderen Natur geworden und wird hier nicht nur auf der Bühne gefunden, sondern überall im Leben. In der gewöhnlichen Umgangssprache beginnt sie schon. So gewandt hier Alles redet, vom Höchsten bis zum Niedrigsten hinab, so übereinstimmend sind auch die Formen der Sprache, sogar das singende Steigen des Tones gegen Ende der Perioden, und diese wunderlichen Accente, die auf ganz falsche Wörter fallen. Unter tausend anderen Beispielen hörte ich auf der Bühne sagen: Richard n'est pas son fils, mais il est son gendre. Es versteht sich doch von selbst, daß in diesem Satze fils und gendre zu betonen sind, das letztere sogar am stärksten, der Schauspieler hier betonte zwar fils, aber dann mit dem höchsten Schwunge des Tones son, während gendre ganz verschwand. Diese Phrase wurde von zwei andern Schauspielern wiederholt und mit derselben Accentuirung. Ein andermal hörte ich in dem Satze: au lieu d'un mari, il lui donne un singe, dem Wörtchen un den Hauptaccent geben, und dergleichen kann man in der täglichen Unterhaltung unzählige Male beobachten. Spricht Jemand

lebhaft, leidenschaftlich, so hören wir bald den hohlen pathetischen Ton, den wir gewöhnlich den Theatralischen nennen, der aber auf der Kanzel und der Rednerbühne ebenso zu Hause ist, wie auf dem Theater. Darum sollte man eigentlich über all' diese Manieren gar nicht mehr schelten, sondern sie hinnehmen als eine nationale Eigenheit. Bietet doch die französische Bühne dagegen so viel Musterhaftes dar.

Vor allem muß ich die anspruchlose Natur an den Pariser Schauspielern rühmen. Einzelne Momente übertreiben, künstlich den Beifall hervorlocken, sich Abgänge machen, kurzum das sogenannte auf den Effekt spielen, habe ich hier fast gar nicht gesehen. Die Darstellung hat immer eine Ruhe, Ungezwungenheit und Anspruchslosigkeit, die den Zuschauer ganz vergessen läßt, daß der Schauspieler seinetwegen sich bemühe. Das thut sehr wohl, und ist der Würde der Kunst wahrhaft angemessen. Ich habe ganz besonders die Darstellungen aus dem heutigen Leben im Sinne; nirgends drängt sich darin etwas hervor und macht sich mit Prätension geltend. Die Spielenden sind nicht ängstlich vorn an die Lampen gebannt, sie bewegen sich ungezwungen auf der Bühne umher, spielen an den Fenstern, in den Thüren, man ist nicht peinlich bemüht, sich dem Publikum nur von vorn zu zeigen, dadurch entstehen die mannichfaltigsten Stellungen und Gruppen, und niemals habe ich bemerkt, daß die Deutlichkeit der Rede dadurch gelitten hätte. Es ist das volle Leben, das hier herrscht und die Bescheidenheit der

Natur, wie Hamlet es nennt. Dazu sind Alle so praktisch und gewandt, und fassen alle Lebenszustände scharf und frappant auf. Ungeschickt oder automatenhaft benimmt sich fast kein einziger Franzose auf der Bühne, er hat immer ein savoir faire, immer ein gewisses Leben, natürlich französisches Leben, aber man wird doch nie unangenehm erinnert, daß man nur Auswendiggelerntes und Einstudirtes sieht.

Alle Zustände aus der Wirklichkeit, die ein jeder kennt und erlebt, werden von den französischen Schauspielern meisterhaft dargestellt: alles dagegen was darüber hinausgeht, das wahrhaft Erhabene, Hochpoetische, wird von ihnen nur schwach verstanden, und weil sie das Wesen desselben nicht ganz durchdringen, finden sie sich mit einer konventionellen Form ab. Doch dies ist auch die Eigenthümlichkeit ihrer Dichter, und am Ende der Charakter der ganzen Nation.

Die Wirklichkeit ist das Lebens-Element des Franzosen; darum ist er in allen Dingen so praktisch, darum ist er Meister in der Form, die er mit gewandter Schnelligkeit zu finden weiß, und an welcher er so großes Begnügen hat. Der Deutsche dagegen vertieft sich so sehr in das Wesen der Dinge, daß es ihm darüber schwer wird, genügende Formen zu finden. Darum sind uns die Franzosen in äußerlichen Dingen voraus, weil sie mit ihren großen Fähigkeiten sich ganz auf diese eine Richtung geworfen haben, und sie mit unglaublicher Rührigkeit und Gewandtheit verfolgen. Sie halten sich an die Ober-

fläche Dinge, an das, was dem Leben äußerlich zugewendet ist, die Dinge sind ihnen nur, was sie scheinen, und was nicht im Augenblicke nützt, das gilt ihnen nichts. Des Deutschen Ziele dagegen liegen weit in die Ewigkeit hinaus, er ist berufen, die höchsten Güter für die Menschheit zu finden, und in stillem Gemüthe zu hegen und zu wahren, darüber ist er in irdischen Dingen lässig, ungeschickt und leicht überflügelt. Wer das Ideal sucht, hat weit zu laufen; wer nur seinen nächsten Bedürfnissen genügen will, findet bald was ihm taugt. Der Unterschied der beiden Völker stellt sich mir hier täglich vor die Augen. Hier wird die Form erstrebt und da das Wesen; hier das Concrete, da das Abstracte; hier soll die ganze Erde erobert, dort der ganze Himmel gewonnen werden; hier liebt man den hellen Tag, Alles in scharf beleuchteten, unzweifelhaften Formen, dort die Nacht mit ihren räthselhaften Sternen und der Welt von Ahnung und Sehnsucht. Wie werden mir aus meiner Ansicht über die französische Nationalität im Allgemeinen, alle einzelne Erscheinungen völlig begreiflich, besonders die der Bühne! Aus dieser Herrschaft im Gebiete der Wirklichkeit geht die Meisterschaft im Lustspiele hervor, die treffende Komik, die anmuthsvolle Wahrheit in allen Zuständen des täglichen Lebens, und die erschütternde Gewalt in Darstellung ungezügelter Leidenschaft. Aber damit hat auch die dramatische Kunst in Frankreich ihren Höhenpunkt erreicht, über die Leidenschaft hinaus vermag sie nicht sich zu erheben. Wir sehen den Menschen hier immer

nur in der Endlichkeit befangen. Die höchsten Höhen seines Daseins, die göttliche Beschaulichkeit, das in sich selbst sich fassen und begreifen, die Offenbarung des Ewigen in ihm, wodurch er siegesselig, den Fuß auf den Nacken des Todes gesetzt, die Oriflamme der Versöhnung schwingt, — das zeigt uns kein Dichter und kein Schauspieler in Frankreich.

Fünfzehnter Brief.

Paris, den 18. April 1839.

Den ganzen Morgen habe ich geschrieben und mich auf meine Vorlesung vorbereitet. Der russische General besuchte mich, und nach einer langen sehr interessanten Unterhaltung über Litteratur, Kunst, Politik u. s. w. lud ich ihn noch zur Vorlesung ein, was er mit vielem Danke annahm. Ich weiß nicht, wodurch ich mir den Antheil dieses Mannes erworben, aber er thut mir sehr wohl, und die Bekanntschaft des Mannes ist mir sehr interessant. Ein Offizier, aus einer der vornehmsten russischen Familien stammend, von zarter Empfänglichkeit für das Schöne und einer edlen Bildung des Geistes und Gemüthes, das sind Dinge, die sich nicht immer so vereinigt finden.

Zur Tischgesellschaft bei *** gehörte auch der Baron Mounier, der zweimal in Deutschland war und unsere Sprache spricht, sogar eine sehr deutsche Gesichtsbildung hat, der Prinz L., der junge karlistische General, dann der Herr von Chabrol, der bis zur Julirevolution Präfekt von Paris war, ein ziemlich alter Mann mit wenigen zusammengekämmten grauen Haaren. Er spricht ruhig

und mit einer Art von Bescheidenheit. Ich bemerkte das Band des preußischen Adlerordens mit Verwunderung an seinem Rocke, und er erzählte mir zur Erklärung, er habe sich, als Paris von den Alliirten occupirt gewesen, den Forderungen der Preußen an die Stadt widersetzt, wie es seine Pflicht als Präfekt gefordert. Blücher habe ihm gedroht, ihn nach Graudenz abführen zu lassen, er aber habe bei seiner Weigerung beharrt. Endlich sei es ihm gelungen, bei unserm Könige eine Audienz zu erhalten, in deren Folge die Forderungen an die Stadt ermäßigt worden seien; ihm aber habe der König diesen Orden verliehen. Ein siegreicher Monarch dem Präfekten einer feindlichen Stadt, für seinen hartnäckigen Widerstand! Gewiß ein seltener Zug! Das Lob unsers Königs, das übrigens hier auf aller Lippen ist, ging nun von Mund zu Munde.

Das Tischgespräch war belebt. Die Zustände in Spanien gaben reichlichen Stoff dazu, der Fürst stellte Don Carlos Lage als höchst günstig dar. Ueber Architectur wurde dann lange hin und wieder gesprochen, die berühmtesten Bauwerke der neuern Zeit wurden mit denen des Alterthums verglichen. Unter den Anwesenden waren Personen, die theils Asien, Afrika und Griechenland bereist hatten; es gab des Interessanten viel zu hören. Mounier sprach recht nach meinem Sinne über den Mangel an Charakteristik in den modernen Bauten. Eine Kirche, eine Börse, ein Theater, Hospital u. s. w., alles erscheine mit derselben griechischen Säulenstellung,

kein Gebäude lasse mehr seinen besondern Zweck im Aeußeren ahnen. Dem Gespräche über Politik schien man sorgfältig auszuweichen.

Nach neun Uhr sammelte sich die Gesellschaft zur Vorlesung. Es waren sehr viele interessante Personen da, unter Andern der berühmteste Redner in Frankreich, Berryer. Ein Mann von etwa 48 Jahren, von behäbiger Gestalt, rundem Gesichte, von angenehmen Zügen, ergrauendem zusammengestrichenem Haar. Er geht gewöhnlich in Schuhen, den blauen Frack bis zu der weißen Halsbinde fest zugeknöpft. Noch vielen, vielleicht nicht weniger interessanten Personen wurde ich vorgestellt, ich kannte sie nicht, und mein unglückliches Gedächtniß hat ihre Namen nicht bewahrt. Du mußt Dir also mit der allgemeinen Vorstellung von einem mit eleganten und merkwürdigen Personen gefüllten Saale behelfen.

Die Vorlesung ist mir, glaube ich, gelungen wie noch keine. Die unerschöpfliche Schönheitsfülle des Gedichtes hob und trug mich, ein ungewohnter Reichthum von Färbungen strömte mir zu, ich fühlte mich freier und dreister als jemals. Entstand das Alles nun, weil ich fühlte, es gelte in diesen Stunden die deutsche Kunst vor ausgezeichneten Menschen in der Fremde zu vertreten, und hob die Schwere der Verantwortung mir Kraft und Muth, oder that es die Anregung, die von meinen Zuhörern ausging? — ich weiß es nicht, aber wahr ist es, die Franzosen haben auch dem Zuhören eine Art von Ausbildung gegeben. Sie wissen sehr wohl, wie sehr der Antheil

der Zuhörer die Kraft und die Begeisterung des Vortragenden steigert, und darum stacheln und treiben sie ihn durch Zeichen der Aufmerksamkeit und des Beifalls, die sie mit feinem Takt anzubringen wissen, zum kühnsten Selbstvertrauen; und wer weiß es nicht, daß dieses das Lebens-Element aller öffentlichen Productionen ist. Auch ist der Franzose nie gern passiv, selbst als Zuhörer nicht, und in der Wechselwirkung, die er so erzeugt, verdoppelt er seinen Genuß durch seine Mitthätigkeit und die erhöhte Schöpfungskraft, zu welcher er den Künstler steigert. — Leider verstanden nicht alle meine Zuhörer unsere Sprache, ich hatte daher aus Vorsicht vor jeder Scene den Inhalt derselben in französischer Sprache vorausgeschickt. Die Gräfin Merlin, der ich die von mir ausgewählten Scenen im voraus bezeichnet hatte, war antheilsvoll genug gewesen, sich durch Lesung einer französischen Uebersetzung förmlich vorzubereiten; auch Herr*** hatte das gethan. Uebrigens war man hier frappirt von dieser Art, ganze Stücke mit Stimmveränderungen, Bewegungen und Minenspiel vorzulesen, deren Einführung wir Tieck zu danken haben, und die hier gänzlich neu und unbekannt war. Das Recitiren von Gedichten und einzelnen Scenen ist hier in Gesellschaften nicht selten, aber es geschieht dann immer auswendig und völlig wie auf dem Theater. Die Deutschen und wirklich deutsch Verstehenden waren wie ich entzückt und berauscht von dem Genusse, den die Beschäftigung mit diesem Gedichte

immer neu gewährt; mein russischer General war ganz erschüttert.

Gegen Mitternacht hatte die Gesellschaft sich fast zerstreut, wir saßen noch, drei Herren und eine sehr hübsche junge Frau, am Kamin, und stritten über Rachel, ob sie zärtlicher Gefühle fähig sei oder nicht; es war im Grunde ein kurioses Gespräch. Man äußerte Verwunderung, daß die mannichfachen, durch ihre Verhältnisse gegebenen Anregungen noch nicht auf ihr Herz oder ihre Sinne gewirkt zu haben schienen und wir debattirten zuletzt darüber, ob es für eine junge Person aufregender sein möchte, üppige Bilder und Skulpturen zu sehen, oder sich mit Gedichten voll Zärtlichkeit und Leidenschaft zu beschäftigen. Die Dame führte diese Untersuchung durch alle Details mit einer Zwanglosigkeit, die mich erstaunen machte, und entschied für die stärkere Wirkung aufregender Gedichte. Diese Unbefangenheit, mit welcher die Damen hier Gegenstände besprechen, vor deren entfernter Erwähnung unsere Frauen schon stutzen, fällt mir zwar jedesmal von Neuem auf; aber ich finde, daß die Unbefangenheit eben, mit welcher das geschieht, jede Anstößigkeit aufhebt, und daß die Besprechung so mancher höchst wichtigen Dinge von Seiten beider Geschlechter das Denken und Fühlen darüber gewiß mehr berichtigt und reinigt, als das ängstlich anständige Schweigen.

Den 19ten.

Nun bin ich doch noch so glücklich gewesen Boccage spielen zu sehen, wenn gleich in einer nicht sehr bedeutenden Rolle, und ich trage nun ein unvergeßliches Bild seiner künstlerischen Individualität mit mir. In einem ernsten Lustspiele, Henry Hamelin, spielt er einen Geschäftsmann, der seit Jahr und Tag gegen seinen Bankerut kämpft, darüber seine Frau vernachlässigt hat, die von ihrer an sich unschuldigen Theilnahme für einen jungen Maler, sich zu einigen Unbesonnenheiten hinreißen läßt, zuletzt aber zur Erkenntniß ihres Fehlers kommt, und mit voller Liebe zu ihrem Gatten zurückkehrt. Boccage ist in alle dem, was die ernsten französischen Schauspieler anziehend macht, der vollendete Meister. Diese Wärme und Weichheit der Empfindung, dieser tiefe Seelenschmerz, als er sich zur Eifersucht gezwungen sieht, der Blick des schwersten Leidens, mit welchem er von der Leichtsinnigen Abschied nimmt, dann die Scene, in welcher er die Trennung von ihr bespricht, seine stille, männliche Haltung dem Verführer gegenüber, — das Alles ist von der gedrungensten Fülle, man sieht darin bis in den untersten Grund des Menschenlebens. Dabei ist sein Spiel von der einfachsten und anspruchslosesten Natürlichkeit, seine Bewegungen, Stellungen, die Art, wie er Stuhl und Tisch gebraucht, haben eine unbelauschte Häuslichkeit — ich kann es nicht anders ausdrücken. — Diese Zwanglosigkeit in jedem leisen Zuge,

eine wie viel größere Wirkung bringt sie doch hervor, als alle Absichtlichkeit des sich Geltendmachens! Freilich ist es eine Wirkung anderer Art, als die man gewöhnlich unter diesem Ausdruck versteht, denn Bocage wurde selten beklatscht. Du kannst ermessen, welche Lust ich an diesem Verschmähen des lauten Beifalles der Menge hatte, der durch so kleine Künste zu erreichen ist, und der nur den Künstler wahrhaft ehrt, der ihn gar nicht herausgefordert hat.

Die Aufführung des Stückes im Ganzen war wieder vortrefflich. Die Darstellung der Madame Dorval, von der ich hie und dort gehört hatte, sie spiele wild wie eine Mänade, fand ich im schönsten Ebenmaße. Sie gab die Haltungslosigkeit, das leicht erregte weibliche Wesen vortrefflich, und hat Thränen in der Stimme, wie ich noch nie gehört. Ferville war wieder excellent in der Rolle des ironisirenden, gutmüthigen Onkels. Der rasche, kurze Ton des praktischen Geschäftsmannes, das eigene Wesen der vornehmen Kaufleute, Alles war aufs schärfste getroffen.

Zuletzt wurde noch ein artiges Vaudeville: Chût! ebenso ausgezeichnet gegeben. Paul war hier ganz in seinem Elemente, von der liebenswürdigsten Etourderie; mitunter nur übertrieb er das Schnellsprechen. Wie liebenswürdig war Dlle. Habeneck wieder, wie stimmte wieder alles zusammen!

Eines Hülfsmittels muß ich noch erwähnen, wodurch das Zusammenspiel auf dieser Bühne wesentlich erleichtert

und befördert wird, es ist das geschlossene Theater bei Zimmerdecorationen. Die Einrichtung davon ist Dir wohl bekannt? Der Unterschied von der in Deutschland gebräuchlichen Decorationsform ist der, daß anstatt der Coulissen zwei Wände von Leinwand vom Proscenium nach der Hinterwand laufen, und dadurch der Bühnenraum völlig wie ein wirkliches Zimmer abgeschlossen wird; man vervollständigt diese Täuschung noch durch eine Leinwand, welche, wie die Decke eines Zimmers, über diese Wände ausgespannt wird. In den Wänden sind nun Thüren, Fenster, Kamin u. s. w. nach dem scenischen Bedürfnisse angebracht. Um der Thüren viele zu haben, benutzt man auch eine achteckige Zimmerform und bringt in den gebrochenen Winkeln Tapetenthüren an, die das Auge wenig auf sich ziehen, und oft für geheime Eingänge gelten können. Auch eine nur von zwei Wänden gebildete Decoration habe ich gesehn, die sich sehr gut ausnahm, es war, als blicke man gerade in den einen Winkel des Zimmers hinein. Du siehst, daß diese Einrichtung eine große Mannichfaltigkeit zuläßt. Die Vortheile davon sind nun folgende. Das Spiel erhält in diesen still eingehegten Räumen eine Sammlung, eine Ruhe und ein Ensemble, die es auf einer nach allen Seiten offnen Bühne nie haben kann. Das Wesentliche bei scenischer Darstellung, die Stimmung, wird durch diese Einrichtung ungemein gefördert. Die Stimmung, welche über einem Vorgange in einem abgeschlossenen Raume, einem Saale oder einem Zimmer herrscht, ist

eine durchaus andere, als die, welche uns bei einer Vorstellung im Garten, Walde oder freien Felde befängt. Diese Stimmung des Abgeschlossenseins, der Ungestörtheit und Traulichkeit wird nun entschieden durch die geschlossene Bühne erzeugt. Der Zuschauer fühlt sich ganz heimlich vor solch einem eingeschränkten Raume, er glaubt an Einsamkeit des Schauspielers, und theilt die Angst eines Eingeschlossenen. Gewisse Situationen sind ohne geschlossenes Theater schlechterdings nicht darzustellen. Ich sah hier z. B. eine Scene, in welcher ein Mädchen von einem Wüthenden in die Ecke des Zimmers gedrängt wurde, der mit Reden und Gebehrden auf sie hinein drohte, und die Arme konnte nicht entweichen. Wir fühlten ihre Todesangst wahrhaft mit, denn wir sahen deutlich, es war nicht möglich zu entrinnen. Nun soll mir jemand den Winkel auf unserer offnen Bühne zeigen, in welchem die Schauspielerin diese Situation bis zur Illusion treiben kann. Einen perspektivisch gemalten Winkel kann der Zuschauer nur so lange als einen wirklichen annehmen, bis er einmal als ein plastischer benutzt wird, dann hört die Täuschung plötzlich auf. Ebenso ist es mit den Coulissen, welche perspektivisch bemalt, Wände vorstellen, und da diese so oft von der Situation als wirkliche in Anspruch genommen werden, so ist das geschlossene Theater eigentlich eine scenische Bedingung. Und wie wirkt nun die Veränderung der Bühne aus einem geschlossenen Raume in die offene Coulissenstellung eines Gartens, Feldes oder einer Straße! Es ist, als

fühlte man die Luftveränderung, man ist auf der Stelle in der Stimmung eines offnen, Allen zugänglichen Ortes. Ich weiß, daß die Fantasie des Zuschauers sich die Vorgänge der Bühne ergänzen soll, und daß man die Täuschung nicht bis zur völligen Wirklichkeit treiben darf; aber die Fantasie macht auch ihre Forderungen an scenische Unterstützung, wie das angeführte Beispiel Dir zeigt, und wenn nun einmal Decorationen gemalt und aufgestellt werden, warum sollte man sie nicht in einer Art aufstellen, welche die Stimmung des Ortes offenbar erhöht und, was das Wichtigste ist, das Spiel des Schauspielers so wesentlich fördert, daß er dadurch eine noch größere Gewalt über den Zuschauer erhält? Denn für die Darstellenden selbst ist das geschlossene Theater von unberechenbarem Vortheile, und die praktischen Franzosen haben es deshalb auch längst auf allen Bühnen ohne Ausnahme eingeführt. Der Schauspieler wird zunächst von der Decoration gestimmt, und sein Spiel wird die Farbe seiner Stimmung tragen. Das Ensemble wird in diesem geschlossenen Raume viel zusammenstimmender sein, und der Darsteller wird von den Statisten, Theaterarbeitern und Dienstboten nicht gestört, welche die Coulissen zu füllen und oft das Publikum selbst durch ihr Erscheinen zu enttäuschen pflegen. Er kann in jedem Winkel, an jede der schräg gestellten Seitenwände gedrückt, spielen und sprechen, er wird immer gesehen, immer verstanden werden. Die Möbel kann man wirklich an die Wände der Zimmer stellen, wie sich's gehört,

während jetzt alles mitten auf das Theater geschoben werden muß, um nur den offenen Coulissenräumen zu entfliehen, die den Redeton wegfangen, und die Gestalten der Bühne zu entrücken drohen.

Hier finde ich gleich die Widerlegung einer der Ausstellungen, welche man gegen das geschlossene Theater zu machen pflegt. Man sagt, die leinenen Seitenwände dämpften den Redeton. Es wird nicht theoretisch zu erweisen sein, ob die Dämpfung des Tones durch die ausgespannte Leinewand, oder das Wegfangen desselben durch die Coulissenöffnungen dem Sprechenden nachtheiliger sei; hierin kann nur die Erfahrung entscheiden, und ich versichere Dich, daß ich in allen den Theatern, die ich hier besuchte, nicht den geringsten Unterschied im Rede- oder Gesangton wahrgenommen habe, die Bühne mochte nun geschlossene oder Coulissen-Decoration haben. Die Darstellenden spielen sehr oft ganz an der Hinterwand, an den Seiten und in den Winkeln der Bühne, — was in Deutschland höchst selten geschieht — und niemals habe ich um deswillen eine Silbe verloren. Ferner wirft man dem geschlossenen Theater vor, es könne nicht so gut beleuchtet werden, als durch die Lampenreihen, die hinter den Coulissen angebracht sind. Dem setze ich wieder meine Erfahrung entgegen. Ich habe das Mienenspiel der Schauspieler hier bis in den Hintergrund der Bühne bequem beobachten können. Die Zimmerdecorationen sind niemals tief, und so genügt die Beleuchtung, die sie vom Kronenleuchter des Zuschauerraumes, und von der Rampe er-

halten, welche mit 40 bis 48 Lampen versehen ist. Oben hinter dem Vorhange ist noch eine Reihe Lampen angebracht, um den Schlagschatten zu verhindern, den die Gestalten gegen den Boden und die Hinterwand werfen könnten.

Außer allen scenischen Vortheilen hat also das geschlossene Theater auch noch ökonomische, da die Beleuchtung an den Coulissen erspart wird, und außerdem zu den Dekorationen bei weitem nicht so viel Leinwand vermalt wird. Auch die Schwierigkeit der Verwandlung ist bei dieser Einrichtung nicht so groß, als man sie darstellt; sie läßt sich ungemein einfach herstellen, und eine kurze Praxis hebt alle Schwierigkeiten, die doch nur auf Ungewohnheit beruhen.

Den 20sten.

Es ist ein heiterer Morgen, wir dürfen nun wohl warmes Wetter hoffen. Ich schreibe am offnen Fenster und sehe zu Zeiten auf die Dächer und Schornsteinthürme hinaus, die meine Aussicht bilden. Hin und wieder ist ein Dachfenster hübsch mit Blumen geschmückt, eine Nachtigall singt in ihrem dunklen Käfig in der Nähe. Mir klingt das immer wie ein Ruf aus der Heimath, denn daß die Nachtigall auch hier zu Hause ist, fällt mir zuerst gar nicht ein. — — — — — — — — — — — — — — — Doch es gilt nicht zu plaudern, sondern zu berichten. Also: ich habe Rachel

zum zweitenmale in Bajazet gesehn. Ich wollte mich prüfen, ob der erste Eindruck mich nicht allzusehr eingenommen, aber ich fand nicht nur Bestätigung, sondern Steigerung meiner Bewunderung. Diese Roxane, eine wahre Tigerin, gelingt ihr ganz wunderbar; in dem orientalischen Costüme ist sie völlig heimisch. Diese seltsamen Augen, so sanft getrübt, so grausam glühend unter den schwarzen Wimpern; dies stete Arbeiten des kleinen runden Mundes — wodurch sie so deutlich artikulirt — dann das Vorschieben des Kinnes und Mundes beim Ausdrucke des Grimmes; das gänzliche Zusammenfalten und Zuspitzen des Gesichtes in äußerster Wuth, wodurch sie wie ein wildes Thier aussieht: — es ist zu merkwürdig, um es jemals vergessen zu können. Dazu ist eine wahrhaft tragische Größe, ein kühner Stolz in dieser Seele, nichts gemein oder kleinlich darin. Gestern spielte sie sogar viel feuriger, leidenschaftlicher, als das erste Mal; ihr Schmerz über ihre verschmähte Liebe, ihr Weinen vor Zorn und Leidenschaft war noch viel gewaltiger. An Sophie Schröder hat sie mich im Anfluge einzelner Momente erinnert, obschon Rachel's Organ eigentlich einen flachen, etwas nasalen Klang hat, der nur durch die meisterhafte Behandlung zu solchen Wirkungen gesteigert wird. Dies Mädchen hat etwas durchaus Wunderbares, Unerklärliches in ihrem Wesen, und das ist es, was sie so anziehend macht. Sie ist wie ein romantisch-orientalisches Mährchen, eine räthselhafte Erscheinung, die uns umspinnt mit Grauen und Entsetzen, und der

wir uns doch nicht entziehen mögen, weil wir immer auf die glücklichste Auflösung warten.

Molière's medécin malgré lui wurde danach aufgeführt. Der Witz und die derbe komische Grundlage dieser Stücke ist gar nicht abzuläugnen, aber — sie wollen doch nicht mehr recht munden. Der alte Monrose spielt den Sganarelle mit großer Lebhaftigkeit, sehr drollig, mit frappanter Spaßhaftigkeit; aber wie deutlich sieht man die Tradition in alle den Lazzi's! Wenn Sganarelle zweimal unter den ausgebreiteten Armen des Bauern wegschlüpft, um dessen dahinter stehende Frau statt seiner zu küssen; wenn der Bauer mit seiner Frau zankt und dabei unwillkührlich mit dem Hute immer seinen alten Herrn schlägt u. s. w.: so wird man damit ganz in jene Zeit versetzt, in welcher man an solchen Pagliassaden volles Genügen fand, und sich schon gegen Molière's individuellere Zeichnungen in seinen bessern Stücken sträubte.

Aber offen muß ich bekennen, daß ich selbst in seinen berühmtesten Werken den eigentlichen poetischen Gehalt, den Ernst der Komik und die Tiefe der Lebensanschauung nicht finden kann, welche selbst den heitersten Gebilden innewohnen muß, wollen sie höheren Ansprüchen genügen. Molière's Komik streift doch nur die Oberfläche des Lebens, und wo er schärfer zeichnet, tiefer einschneidet, da werden seine Gestalten leicht widrig; sie erinnern an die Hogarth'schen Karikaturen. Der Ernst aber äußert sich bei ihm mehr im pedantischen Moralisiren, als daß er sich in Entwurf und Gestaltung seiner Gedichte kund

gäbe. Betrachte nur einmal Shakespeare'sche komische Figuren den Molière'schen gegenüber, und meine Meinung wird Dir nicht mehr gewagt erscheinen. Von welchem tiefen Humor, von welcher scharfen individuellen Zeichnung, und einer bis in alle Ewigkeit reichenden Lächerlichkeit sind diese, während ich in Molière viel Conventionelles finde, wenn auch nicht ganz so viel als bei Racine und Corneille, aber doch genug, um seinen Werken ebenfalls nur eine begrenzte Dauer zu verleihen. Gieb Acht, es währt nicht mehr lange, so wird man in Frankreich anfangen, auch Molière anzugreifen, wie man die Tragiker jetzt angreift; obschon das dramatische Element bei jenem viel positiver ist als bei diesen.

Sechszehnter Brief.

Paris, den 21. April 1839.

— — — — — — — — — — —

So fühlte ich mich nun völlig übersättigt, gedrückt und abgespannt von diesem Leben in Paris. Ich sehnte mich unwiderstehlich in's Freie, das Wetter war heiter, und ich unternahm daher die längst verschobene Fahrt nach St. Dénis. Man durchmißt die endlosen Vorstädte, sieht links ganz nahe den Mont-martre aufsteigen, und verfolgt dann eine breite Doppelallee über das freie Feld hin. In einer kleinen Stunde hatte ich das Städtchen erreicht. Wie erfrischt fühlte ich mich, daß ich den hohen Häusermassen, dem Menschengewühle und Wagengerassel entflohen war. Mir war wie einem Gefangenen, den man einmal in's Freie läßt, und ein wonniges Vorgefühl der nahen Heimreise wehte mir aus Feld und Wald und Hügeln zu. Wie gern hätte ich dem Kutscher zugerufen: „fahre weiter und immer weiter, in einem Zuge bis an den grünen Rhein!"

St. Dénis ist wie die äußersten Vorstädte von Paris gebaut, die Häuser sind von großer Unregelmäßigkeit, überall nach dem Bedürfnisse zurecht gestutzt, und sehen

daher belebt aus, wenn auch nicht schön. Dazu sind sie alle mit vielen bunten Ankündigungen bemalt, unter denen mir das: ici on loge à cheval et à pied immer sehr drollig vorkommt. Auch ein Schauspielhaus giebt es hier, sogar mit einer Säulenstellung an der Façade, dessenungeachtet sieht es ärmlich und schmutzig aus.

Die berühmte Cathedrale ist fast die älteste in Frankreich; in ihren Gewölben liegen die Leichen der Könige. Dies giebt ihr eigentlich ihre Berühmtheit, außerdem aber ist der Bau von ganz vorzüglicher Schönheit, und die sehr sorgfältige Restauration, deren Vollendung jetzt nahe ist, wird das Monument wieder in seiner ganzen Herrlichkeit erscheinen lassen. — Ich mußte in der Kirche ziemlich lange warten; wir durften nicht umher geführt werden, weil in einer, durch eine lange Glaswand von dem Seitenschiffe abgesonderten Kapelle, Gottesdienst gehalten wurde. Die Geistlichen des Kapitels waren nämlich allein darin versammelt. Sie saßen in verschiedenen abgesonderten Gruppen, auf schön gearbeiteten Pulpeten lagen mächtig große Bücher, aus denen sie theils laut lasen, theils in eintönigen Weisen sangen, welche von zwei Serpents unterstützt wurden. Einige sahen gleichgültig darein, Andere wieder sangen mit größtem Eifer, alle Gesichtsmuskeln arbeiteteten an ihnen; dazu die Klänge der alten Instrumente, das Knien und Knixen der Chorknaben, der leise Duft des Weihrauches, der durch die Glasfenster zog. — Es machte mir einen wunderlichen Eindruck, die Geistlichen so unter sich ihre Ge-

bräuche vollziehen zu sehen, ohne unmittelbare Wirkung auf die Gemeinde. Mir war, als würde da ein Zauber gewoben, oder als ständen Alle selbst unter einem Zauberbann.

Als der Dienst vorüber war, zogen die Kanoniker in Prozession nach der Sakristei. Der Führer erschien nun, und leitete uns zu den schönen Marmordenkmalen für Ludwig XII. und Anna von Bretagne, Heinrichs II. und Catharina von Medicis, und gegenüber für Franz I. und dessen Gemalin. Auf hohen Sarkophagen, die ringsum mit Reliefs geziert sind, liegen die nackten Leichen der Königspaare auf Kissen, ein recht absichtlich widriges Bild der Verwesung, die Glieder abgezehrt, die Unterleiber eingesunken, die Köpfe über die Kissen hängend. Ueber dem Sarkophag erhebt sich dann auf schönen Säulen ein Baldachin, auf dessen Decke man dagegen die Königspaare in vollem Staate, mit gefalteten Händen neben einander knien sieht. Der Gedanke ist nicht übel, die Vergänglichkeit der Erdenherrlichkeit durch die Denkmale der Könige darzustellen, aber es könnte wohl in schönerer Weise geschehn. Aeußerst anziehend ist es, an diesen meisterhaften Skulpturwerken die Verschiedenheit des Styles zu beobachten. Der hohe Chor ist etwa um acht Stufen erhöht, eine doppelte Säulenreihe läuft um seine Rundung hin und bildet an den Wänden viele einzelne Nischen, in denen ganz uralte Altäre, aus den frühesten Zeiten des Christenthums und von sehr merkwürdiger Arbeit aufgestellt sind. Man hat sie aus allen

Gegenden Frankreichs zusammen geholt. Unter diesem Chore nun ist die Gruft der Könige; wir stiegen hinab in die hellen und luftigen Gewölbe, die von schweren Säulen gestützt werden. Hier liegen die roh gemeißelten steifen, schmalen Königsgestalten, von Chlodowig an, auf den Grabsteinen ausgestreckt, gekrönt und den Zepter in den Händen; die Frauen ganz verhüllt und die Hände gefaltet. Was von den Normannen und in neuer Zeit während der ersten Revolution zerstört worden ist, hat man ergänzt, aber in einem ganz modernen Styl, der den Eindruck stört. Die Gewölbe sind erst bis zu Philipp dem Schönen restaurirt, die noch nicht vollendeten werden nicht gezeigt. Besonders merkwürdig waren mir die bunt bemalten Büsten des heiligen Ludwigs und seiner Gemalin, ebenso die bemalten Gestalten seiner Brüder auf den Grabsteinen. Napoleon hat nicht nur die Ordnung in den Gewölben wieder herstellen lassen, sondern wiederholentliche Abänderungen an dem Eingang zu dem Gewölbe für die letzten Könige vornehmen lassen; Alles das zunächst für sich. Was sind menschliche Pläne! — Als wir unsere Runde in der Kirche gemacht hatten, wurden wir noch in die behaglich warme Sakristei, neben dem Chor geführt, die von Napoleon gestiftet, in modernem Style erbaut und mit vielen Bildern geschmückt ist, welche die merkwürdigsten Vorgänge in dieser Cathedrale darstellen.

Sehr befriedigt von dieser Excursion kam ich nach Paris zurück und besuchte Abends die komische Oper. Man

gab le chalet, mit Musik von Adam. Die kleine Oper wurde sehr mittelmäßig gesungen und gespielt. Darauf folgte le domino noir, eine ganz außerordentlich schöne Vorstellung. Die Musik wurde mit den reichsten Schattirungen, nirgend mit übereilter Schnelligkeit, sondern mit einem weichen, elegischen Schmelze gesungen, welcher der ganzen Oper einen reizenden, südlichen Anstrich gab. Dazu begleitete das Orchester mit einer musterhaften Discretion und Gewandtheit; es ist in dieser Beziehung das beste in Paris. Die Männer spielten mit Eleganz und Feinheit, der Liebhaber, Herr Roger, ein noch junger Mann, wußte Humor und Leidenschaft in seinem Spiele gut zu balanciren; der Lord war ein großer, starker, vornehm aussehender Mann, der die englische Aussprache des Französischen treffend und ohne Uebertreibung nachahmte; die junge Nonne war ein wenig keck, aber das Ensemble stimmte trefflich überein, und die scenischen Situationen waren sehr lebendig, zwanglos und natürlich geordnet. Madame Cinti-Damoreau, die junge Aebtissin, ist eine Frau wohl über vierzig Jahre, von einer vollen Gestalt und entschieden südlich geschnittenem Gesichte. Sie hat kürzlich eine gefährliche Halskrankheit überstanden, und leidet noch immer, darum singt sie fast durchweg mit halber Stimme, aber die Genauigkeit in den leisangesetzten Tönen, die deutliche und wahrhaft reizend leichte Aussprache, lassen den Hörer nichts vermissen. Dabei hat sie eine Grazie und Süßigkeit des Ausdrucks, über ihr Spiel ist eine so wollüstige Melancholie ausge-

gossen, daß man sich von linden, balsamischen Lüften des Südlandes angeweht glaubt. Die ganze Fülle der Liebenswürdigkeit der französischen Frauen, wie ich sie durch die besten Schauspielerinnen kennen gelernt habe, spricht uns aus ihrem Wesen in gesteigert glühender Färbung an. Die Strophe im Terzette, wobei sie den schlafenden Horace den Blumenstrauß hinlegt, singt sie so rührend, trotz der eleganten Verzierungen doch so wehmüthig, daß die ganze Geschichte eines unter Klosterschleiern vergrabenen warmen Herzens daraus klingt. In der Verkleidung als Bäuerinn benimmt sie sich äußerst fein, und läßt den Zwang der Verstellung überall fühlen. Zu dem Tischliede, das sie ruhig stehend singt, rührt sie an manchen Stellen die Kastagnetten wirklich mit verschiedenartigem Ausdrucke. Ich habe nie geahnet, daß diese Hölzchen so elegisch klappern können. Das ganze Lied hatte einen nationalen, weichen Schmelz; ich glaube jetzt Spanien besser zu verstehen.

Den 23sten.

Gestern habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich in Versailles war, auch hatte ich vom vorgestrigen Tage wenig zu berichten, da ich ihn fast ganz und gar am Schreibtische verbracht habe. Wie froh war ich daher, wieder ins Freie zu kommen. — — Wir brachen zeitig auf, ich sah Paris zum erstenmale in den frühen Morgenstunden gegen sechs Uhr; es war schon lebendig genug.

Auf der Eisenbahn, die ich erstaunlich gering besucht fand, fuhren wir nach St. Germain, das sehr malerisch am Abhange eines Berges liegt. Es war der Sommersitz der Könige bis zu Ludwig XIV.; diesem war der Aufenthalt unerträglich, weil man von der Terasse die Cathedrale von St. Dénis deutlich sieht, und der große König nicht an den Ort gemahnt sein wollte, wo seine Gebeine ruhen würden. Er verließ daher den erinnerungsreichen schönen Sommersitz, und baute mit unendlichen Kosten das Schloß von Versailles in einer unschönen Gegend. Dahin fuhren wir nun auf einem der bereitstehenden Personenwagen, die ganz wie die Omnibus eingerichtet sind. Von dem Höhenrücken aus, den wir verfolgten, hatten wir eine reiche Aussicht in das Seinethal. Die Stadt Versailles ist nicht ganz unbedeutend, die Bauart freundlich. Das Schloß hat einen sehr großen Umfang, viele nach verschiedenen Seiten auslaufende Flügel, und einen weiten Vorhof mit der Aussicht auf die tiefer liegende Stadt. Alles ist prächtig und mit königlicher Verschwendung angelegt. Zuerst gingen wir in den Garten, über die weite Terasse mit den regelmäßigen Beeten, die große Steintreppe zu dem merkwürdigen Orangenhause hinab, in welchem dreihundertjährige Bäume stehen, und welches niemals geheizt zu werden braucht, weil es halb unter der Erde liegt. Dann durchschritten wir die steifgeschnittenen Baumgänge, sahen alle die Wasserkünste, Tempel, Grotten, Rotunden u. s. w. Diese Dinge sind an und für sich zum Theil geschmacklos,

und was daran imponirt, die ungeheuere Verschwendung an Raum, Arbeit und Geld, diese gerade widert mich daraus an. Versailles ist der Brennpunkt der sogenannten glorreichen Zeit, in welcher alle sittliche und politische Scheußlichkeit ihren Gipfel erreicht hatte. Alle die grenzenlosen Leiden, die Frankreich seitdem erduldet, ich sah sie im Geiste als lange entsetzliche Züge von Höllengeistern von diesem Lustreviere aus sich nach allen Richtungen hin verbreiten, die heiligsten Verhältnisse vergiften, und mit den Stacheln des gräulichsten Uebermuthes ein heitres Volk in reißende Thiere umwandeln. Kann man es denn ohne die *tiefste* Empörung sehen, wie der glorreiche König sich in Gestalt des Sonnengottes in Marmor abbilden läßt, umgeben von seinen vier Hauptmaitressen, die ihn beim Bade bedienen, während seine Soldaten die Grenzländer Deutschlands mit systematischer Barbarei verwüsten? Ist denn nicht alle Zügellosigkeit der Sitten in Paris erklärt durch einen Blick auf diesen parc aux cerfs, wo die alternde Geliebte des überdrüssigen Herrschers eine neue Gewalt über ihn durch kupplerisches Raffinement erlangte? Bei jedem Schritte fühlt man hier, — denkt man der ganzen Zeit Ludwigs XIV., dann der Regentschaft und Ludwigs XV. nach, — daß Alles, was geschehen, hat kommen müssen.

Die Säle des Schlosses, eine unübersehbare Kette, enthalten die von Ludwig Philipp eingerichtete Gallerie, die dem Ruhme Frankreichs geweiht ist. Statüen, Büsten und Portraits zeigen die berühmten Männer, große und

kleine Bilder stellen die glorreichen Momente der französischen Geschichte dar. Außer einigen Bildern von Scheffer, Vernet und andern neuern Malern sieht man wenig Werthvolles. Die Thaten Napoleons sind durch die affektirte Schule seiner Zeit verherrlicht. An Bildern von siegreichen Schlachten, Städteübergaben, Krönungen, glorreichen Friedensschlüssen u. s. w. ist kein Mangel. Es ist einem zu Muth, als hörte man stundenlang Jemanden von eignen Thaten prahlen; man wird zuletzt ganz mürbe davon.

Wenn neben den Großthaten der Nation auch ihr Unglück, ihre Verirrungen dargestellt wären, würde der künstlerische und sittliche Werth dieser Gallerie unendlich größer sein. Kein Mensch und kein Volk wird nur durch seine Siege wahrhaft groß, warum nun so kleinlich eitel verhehlen, daß man auch gefehlt und gelitten? das vermehrt den Ruhm der Nation nicht. Und wenn diese Gallerie gar für eine Darstellung der französischen Geschichte gelten soll, so ist ihre Tendenz doppelt verfehlt. Aber mir scheint, sie will nichts von alle dem; sie ist eine Concession, welche Ludwig Philipp der Eitelkeit der Nation macht. Wunderliche Umkehrung der Verhältnisse! Gerade in diesen Räumen, wo dem Erbauer noch vor 150 Jahren eine vergötternde Verehrung geweiht wurde, wo die Nation in ihren größten Talenten sich in raffinirter Schmeichelei überbot, in diesen Räumen schmeichelt nun der König der Nation.

Im oberen Stockwerke fanden wir werthvolle Por-

traits aus den ältesten Zeiten bis auf die neuesten; aber ich war schon zu ermüdet, ich konnte nichts mehr sehen, nur die Statue der Jungfrau von Orleans von der Prinzessin Marie vermochte mich noch zu fesseln, ja mir den allertiefsten Eindruck zu machen. Alle Nachbildungen, die ich davon in Paris gesehen, erreichen das Original nicht im entferntesten in seinem wesentlichen Ausdrucke von stiller, zarter Jungfräulichkeit und heldenstarker Begeisterung. Es ist eine rührende Naivetät, eine innige Kraft, die diesen Stein beseelt. Wie eigenthümlich ist nicht der ganze Entwurf dieser weiblichen Heldengestalt! Nicht von Kampflust gehoben schwingt sie das Schwerdt, in Verzückung gen Himmel blickend; nein, still und mädchenhaft drückt sie das Schwerdt mit beiden Händen gegen die Brust, aber die kräftige Spannung in der ganzen Gestalt belehrt uns, daß es ein großer, erhabner Entschluß sei, der sich in dieser Bewegung ausspricht. Das zarte Haupt ist nach vorn gesenkt, die Züge drücken die rührendste Unschuld, das sinnende Auge die volle Empfindung von der Begnadigung aus, welche ihr durch die Berufung, das Vaterland zu befreien, geworden ist. Ich finde die ganze Fülle der grandiosen Naivetät in der Jeanne d'Arc durch diese Statue auf das meisterhafteste dargestellt.

Die Reihe der Säle und Gemächer, welche Ludwig XIV. bewohnt hat, ist noch ganz im ehemaligen Zustande; wohin man sieht, an Wände und Decken, trifft man auf sein Bild. Aus einem der Säle führt eine Thür unmittelbar in die Loge der Schloß-Kirche.

So war ich sechs Stunden ununterbrochen auf den Füßen gewesen und hatte immer neue Gegenstände gesehn; Du wirst mir also glauben, daß ich froh war, mich zum Mittagstische setzen zu können. Nachdem wir gestärkt und ausgeruht waren, durchgingen wir noch einige Straßen von Versailles, sahen die Statue des General Hoche, und fuhren wieder nach Paris zurück, am Park von Neuilly vorüber.

Aller gehabten Anstrengungen ungeachtet, gab ich doch meine Theaterpflicht für den heutigen Tag nicht ganz auf. Im Théatre français wurde Ludwig XI. aufgeführt, ich sah noch einige Akte davon. Ligier spielte die Titelrolle ohne alle eigenthümliche Färbung, bald wie einen humoristischen Alten im Lustspiele, bald wie einen Helden aus der tragédie classique. Er hatte offenbar die Natur dieses Charakters gar nicht begriffen. Ist es nicht recht bezeichnend für die dramatische Kunst in Frankreich, daß das, was wir ernste Charakterrollen nennen, auf den hiesigen Bühnen noch etwas ganz Fremdes, Unverstandenes ist? Casimir Delavigne ist der erste französische Dichter, der solche Rollen, wenn auch nicht erfunden, doch nach englischen Originalen der französischen Bühne angeeignet hat, in Gloster und Ludwig XI. Aber die Gattung liegt dem National-Charakter zu fern. Dies Schweben zwischen dem Grauenhaften, Furchtbaren, Wunderlichen und Humoristischen in einem Charakter, will sich bei den Franzosen gar nicht verkörpern lassen. Der Ernst wird bei ihnen immer pathetisch, das Seltsame

immer lächerlich. Ich dächte, der Grund davon läge bei ihnen im Mangel des Humors, im vollen Sinne des Wortes. — Delavigne hat sich offenbar nur versucht in diesen Gestalten, aber er hat keinen Schauspieler gefunden, der auch nur seine Absicht verstände. Vergeblich denke ich nach der Reihe die Meister der hiesigen Bühnen durch: ich finde keinen, der im Stande wäre, Rollen wie den Shylok, Richard III., Mephistopheles u. s. w. darzustellen; während in Deutschland nicht das kleinste Theater existirt, das nicht einen Schauspieler dafür hätte, und wenn dies auch oft schwache Talente sein mögen, so beweisen sie doch immer, daß die Gattung dieser Rollen unsrer Bühne überhaupt eigen ist.

Siebzehnter Brief.

Paris, den 24. April 1839.

Gestern Mittag holte mich der junge T. eilig zu einer Sitzung der Deputirtenkammer ab, die als Fortsetzung der vorgestern begonnenen Explicationen über die Bildung eines neuen Ministeriums sehr interessant zu werden verspräche. Ich folgte der freundlichen Aufforderung und wir fanden noch einen Platz, fast der Tribüne gegenüber, günstig genug um die Sitze der Deputirten bequem zu überschauen, unter denen mein wohlunterrichteter Begleiter mir die merkwürdigsten zeigte. Um ein Uhr begann die Vorlesung des Protokolles, wobei aber Niemand zuhörte; die Deputirten standen in Gruppen umher und plauderten, hielten sich auch zum Theil noch in dem anstoßenden Saale auf, viele nahmen allmählich ihre Sitze ein.

Da sah ich auf der ersten Bank der äußersten linken Seite Lafitte, mit dem blassen, fein geschnittenen, vornehmen Kaufmannsgesichte, mit weißem, kurzem Haare, dunklen Augenbraunen. Man sprach viel zu ihm, er hörte aufmerksam zu, antwortete wenig. Neben ihm saß Arago, ein schöner bedeutungsvoller Kopf. Daneben der General Demarcay, ein sehr alter Mann, die gebeugte

große Gestalt in einem blauen Oberrock geknöpft, eine schwarze seidene Mütze fast bis auf die Augen herabgezogen. — Das ist Guizot, sagte mein Nachbar, und deutete auf einen schwarzgekleideten Mann, der so eben in den Saal trat. Eine etwas geknickte Gestalt, der die Kleider zu weit geworden sind; ein Knopf des Fracks war über der Brust zugeknöpft, die Hände steckten in den Beinkleidertaschen. So kam er durch die Gruppen der Deputirten daher, und musterte sie mit den tiefliegenden Augen des edlen blassen Gesichtes. Er sieht wie vom Ehrgeize verzehrt aus, sein sinkendes Ansehn frißt an seinem Leben. — Der Präsident schellte, man rangirte sich auf dem Amphitheater. Als der halbrunde Teppich vor der Tribüne fast ganz geräumt war, kam noch ein kleiner Mann darüber hergeschritten, von sehr unelegantem Aeußeren, in schwarzem Frack, rehfarbenen Beinkleidern; der Oberkörper wiegte sich bei jedem Schritte auf den Hüften, als ob er am Rückgrat litte. Das ergrauende Haar war seitwärts gestrichen, die groben Züge des unschönen Gesichtes hatten etwas Gemeines. Sehen Sie den Herrn dort? sagte mein Begleiter und stieß mich an. — Ja wohl, wer ist's? — Thiers! — Das hätte ich nimmermehr geglaubt. Einen Mann von so bedeutenden geistigen Fähigkeiten, die wichtigste Person in dem Partheienkampfe des heutigen Frankreichs, hatte ich mir ganz anders vorgestellt; aber so wird man enttäuscht. Mit Dupin erging mir's nicht besser. Ich dachte ihn mir von geistigem, würdigen Aussehen, als man mir ihn

zeigte, erblickte ich ein gar nicht edles Gesicht mit einer fast brutalen Miene.

Die Sitzung begann. Der Dichter Lamartine bestieg die Rednerbühne. Ein schlanker Mann in grünem Frack, sanft, weich und eitel aussehend. Er sprach äußerst deutlich und wohlklingend, aber er machte viel Phrasen. Die einzelnen Personen, welche möglicherweise ein Ministerium schaffen könnten, nahm er alle beurtheilend durch, und suchte zu beweisen, daß es Keinem gelingen werde. Alles, was er sagte, war schief und widersprach sich, aber es klang, und er selbst schien Freude daran zu haben. Nach ihm trat Guizot auf, den er angegriffen hatte, und rechtfertigte seine gestrige Rede. Man merkte ihm die unterdrückte Leidenschaftlichkeit an, aber er vertheidigte seine gemäßigten Principien mit jener Hartnäckigkeit der Ueberzeugung, die sich nicht irren läßt, daß man sie nicht mehr vernehmen will. Nun sprach Lamartine abermals und vertheidigte sich wieder seinerseits, man lachte hin und wieder, und als er sich auf seine Parthei, die der Zweihundert und ein und zwanzig berief, widersprachen ihm sogar mehrere Stimmen; er war glücklich genug noch zum Schlusse eine gutklingende rhetorische Wendung zu finden, die ihm einen anständigen Rückzug sicherte. Seine Reden haben die Eigenheit, am Ende immer das Gegentheil von dem zu sagen, was sie anfangs ausgesprochen haben. Wie Schade, daß auch er sich mit Gewalt in die politische Laufbahn gedrängt hat, wo er nun der Dichtkunst abstirbt, und seinen Ruhm einzubüßen riskirt.

Jetzt trat Odilon Barrot auf. Eine gedrungene, aber gewandte Gestalt, fest in den Rock geknöpft, eine breite, eiserne Stirn, bis auf den Schädel hin kahl, tiefliegende helle Augen von festem Blick, ein etwas breites Gesicht. Seine Sprache ist fest und bestimmt, in der ersten Hälfte der Perioden auch sehr deutlich, alle Nachsätze aber spricht er unverständlich; das strengt den Hörer ungemein an. Seine Rede war klar und kräftig, er griff Guizot, dann den Marschall Soult wegen seines Stolzes an; er verlangte, die Krone solle endlich Minister aus der Majorität der Kammer wählen, die Stimme des Volkes hören, die durch die letzten Wahlen so deutlich gesprochen, man solle dem Verdienste und der Fähigkeit Aemter geben und nicht bloßen Kreaturen. Endlich forderte er die Kammer zu Selbverläugnung und Entsagung alles Partheigeistes auf. Als er die Rednerbühne verließ, drängte man sich zu ihm, reichte ihm die Hände, die er mit einer Miene schüttelte, als wollte er sagen „auf mich könnt Ihr Euch immer verlassen.“ Nun bestieg Guizot zum Drittenmale die Rednerbühne, vertheidigte sich lebhaft gegen Barrot, verwies ihm die Mißdeutungen, Empfindlichkeiten und Uebertreibungen, stellte ihm seine Meinung als eine völlig entgegengesetzte frei gegenüber, tadelte aber jeden persönlichen Angriff um Meinungsverschiedenheiten. Er sprach sehr lebhaft, gereizt, kräftig und mit vielem Talent. Man rief ihm mehrere Male Beifall zu, offenbar riß er die Hörer mit sich fort: — aber als er nun die Rednerbühne verließ und nach seinem Platze ging, hatte

doch Keiner das Herz, ihm die Hand zu reichen; er ist ein aufgegebener Mann. — Nun sprach noch der Präsident der 221, Cunin-Gridaine, ein breiter Mann mit grauem Lockenhaar, wollte vermitteln und begüten; stellte das Programm des Königs als höchst annehmbar für die Minister dar, sagte unter Andern: „je le signerois avec mes deux mains,“ und da diese Aeußerung Heiterkeit im Saale verbreitete, brachte er sie flugs noch einige Male an. Auch General Bugeaud hielt eine kurze Rede von unwesentlichem Inhalte. Ich sah mir das derbe, ergraute Soldatengesicht an, ich suchte die Spuren der Metzeleien, die er unter den Arabern Afrika's hat anrichten lassen, ich suchte die Nachwehen des Duells, in welchem er den Sohn eines andern Deputirten kaltblütig todt geschossen, — ich habe auf dem Kirchhofe père Lachaise am Grabe des Jünglings gestanden, welcher die Beleidigung rächen wollte, die der General von der Tribüne herab seinem Vater angethan, und der nun dem Vater nur den Gram um den braven Sohn noch zu dem Schmerz über die gekränkte Ehre hinzugefügt hatte — ich suchte in den Zügen des Generales nach den Spuren dieser Thaten, aber ich fand nichts; gleichmüthig, starr und rauh war das Gesicht. Die noch in Frankreich herrschende brutale Ritterlichkeit und elegante Blutgier kommt dem Gewissen der Leute hier sehr zu Statten.

Nach diesen Rednern kam Mauguin an die Reihe, und resümirte mit seiner hellen, deutlichen Stimme die Debatte. Das ist der gefährlichste Gegner. Er anatomirt

die Gegenstände förmlich. Mit einem merkwürdigen Scharfsinn und einer ironischen Kälte legt er die Dinge auseinander, und stellt die Blößen mit sarkastischer Schonungslosigkeit dar. Gegen ihn hält gar keine Phrase Stich, er läßt sie wie Schaum zerfließen, und präsentirt alsdann der Kammer lächelnd den ärmlichen Niederschlag. So beleuchtete er die Schwächen der ganzen Debatte, und blamirte das Program und die ganze Stellung der bisherigen Ministerien zum Erschrecken. Und wie er die Kammer zu entscheidenden Schritten zu drängen weiß! So schlug er vor, sie mögen nach einigen Tagen, im Fall noch kein Ministerium gebildet sei, eine entscheidende Erklärung für dessen Wahl abgeben. — Nun sprach noch Herr Teste für den abwesenden Marschall Soult; die provisorischen Minister erhoben sich auch, und baten es sich ernstlich aus, man möge sie nicht gänzlich ignoriren, denn wenn sie auch die Portefeuilles nur provisorisch führten, so existirten sie doch, und seien verantwortlich für das, was geschähe.

Jetzt kam Mauguin wieder, und brachte die Differenz wegen des Lootsen im mexikanischen Feldzuge zur Sprache. Der Minister Herzog von Montebello, ein schlanker, schwarzbrauner Mann von vornehmem Wesen, gab darüber genügende Auskunft, aus den Berichten des Gesandten in London. Mauguin ließ aber nicht nach, und nahm den Vorgang auf's Genaueste durch. Die Kammer wurde unruhig, der Marineminister zeigte deutlich, daß die ganze Sache nicht der Rede werth sei, Mauguin jedoch gab

sich nicht zur Ruhe und bestieg zum Drittenmale die Tribüne. Da standen aber die Deputirten auf, und verließen ihre Plätze, zum Theil unwillig durcheinander redend. Die Sitzung war zu Ende und Mauguin stieg mit einem halb verlegenen, halb spöttischen Lächeln von der andern Seite der Tribüne wieder herunter. Dicht auf einen Triumph hatte er sich einen Blame geholt.

Welche unerwartete Modificationen der Partheien, welch ein Schwanken der Erfolge kann man in einer solchen Sitzung beobachten! Welch einen raschen Umschwung der Meinungen, der Jahre brauchen würde, sollte er den Weg durch die ganze Masse des Volkes machen! Aber wie viel Zeit, Talent und Kraft wird auch um bloße Phrasen, um bloßes Wortgezänk verschwendet! Man putzt sich mit Maximen heraus, die sich eigentlich von selbst verstehen; die Eitelkeit, sich hören zu lassen, die Sucht Andere anzugreifen, sich vertheidigend, wieder anzugreifen, kurzum die bloßen Persönlichkeiten nehmen noch gar zu viel Raum, und verwirren und verzögern die Angelegenheiten unendlich.

Den 24sten.

Abermals eine Sammlung von Kunstschätzen, die ich gesehen, aber eine von ganz unschätzbarem Werthe. Es ist die des Banquiers Aguado. Hier sind spanische Bilder von unbeschreiblicher Schönheit. Die einfache Natur in der Auffassung, die Stärke des Ausdruckes, die Pracht

der Farben, alles das setzte mich in staunende Bewunderung. Ich kann Dir nicht alle die köstlichen Bilder von Murillo, Ribera, Cano, Velasquez, Franciequito und Zurbaran nennen, noch weniger beschreiben. Die Heiligenbilder sind von derselben Gewalt des inbrünstigen Ausdruckes, von dem ich Dir schon bei Gelegenheit der spanischen Bilder im Louvre gesagt; hier aber sah ich auch einige humoristische Darstellungen, die mich wegen ihres frappanten Ausdruckes und der Anmuth ihrer Darstellung ungemein angezogen. Auf einem Bilde von Velasquez ist ein hübsches junges Mädchen mit dem Versuche beschäftigt einen Mohren zu waschen, dessen lachendes Gesicht der naiven Emsigkeit spottet, mit welcher sie den großen Schwamm handhabt. Ist das nicht ein allerliebster Einfall? — Auf einem andern Bilde desselben Meisters sehen wir einen alten närrischen Kauz, den eine Schlange in den Fingern gebissen, und der nun, laut schreiend, die lächerlichsten Gesichter schneidet. Schon an den einfachen, gesunden Motiven dieser Bilder hatte ich meine Freude, und die Ausführung ist obenein von der größten Vollendung. — Auch italiänische und niederländische Bilder sind in dieser Gallerie, einige recht anziehende von Fra Bartholomeo, Luini, Dominichino, Paul Veronese, Rembrandt u. A., aber sie scheinen mir nicht von großem Werthe, und gegen diese Spanier kommen sie gar nicht auf. Dagegen verdienen einige sehr merkwürdige Skulpturen volle Aufmerksamkeit. Eine weibliche nackte Gestalt von Canova, die sich sehr unschön

auf einem Kissen wälzt, mißfiel mir; dagegen zog mich eine Magdalena von demselben Meister unwiderstehlich an. Die etwas magere aber dennoch sehr schöne Gestalt liegt auf beiden Knien, ermattet auf die Fersen zurückgesunken. Mit beiden Händen, welche auf den Knien ruhen, hält sie ein Kreuz, das zarte Haupt mit den schönen langen Haaren ist gesenkt, und in süßer Zerknirschung blickt sie auf das Kreuz. Das Bildwerk macht einen überaus rührenden Eindruck.

Nun aber ist noch von Thorwaldsen ein Werk hier, welches mir Alles andere in dieser Sammlung in Schatten stellt. Denke Dir das schönste Weib, nackt auf einem Bette liegend; die rechte Hand hält die Stirn des leicht hintenübergelehnten Kopfes, und indem der Arm mit dem Ellbogen über das Kopfkissen hin sich stützt, ist der ganze Oberkörper um etwas aufgerichtet. Das linke Bein ist herangezogen und das Knie aufrecht gestellt, der linke Arm liegt lässig über den Leib herab, die Hand im Schooße. Die ganze Gestalt, das Lächeln des Gesichtes athmet eine wundersüße Erinnerung, noch nie habe ich einen so reinen Ausdruck schöner Sinnlichkeit, solch eine naive Wollust, in so durchaus vollendeten Formen dargestellt gesehn. — Man kommt in Paris nie zu Ende, alle Tage trifft man auf neue überraschende Dinge. Wie sehr bedauere ich, daß ich die spanischen Bilder, welche der Marschall Soult sich auf seinem Feldzuge in Spanien zu sammeln verstanden hat, nicht sehen werde. Ich empfange hierin auch einen Rückschlag der ministe-

riellen Krisis. Sie macht den Marschall so verdrießlich, daß er alle Gesuche um die Erlaubniß, die Bilder zu sehn, abschlägt.

Weniger Freude fand ich Abends im Théatre français, wo man Nicomède von Corneille auf eine Weise gab, die ich Dir gar nicht beschreiben kann und mag. Rachel hatte nur eine untergeordnete Rolle, in welche sie mit Mühe ihre Lieblingsfarben hineintuschte. Es ist doch übel, daß man überall und immer das junge Mädchen nur in diesem ironischen, bittern und giftigen Tone reden hört. Wenn sie das nicht bald ändert, so endet es bald mit ihr; in dieser unerquicklichen Monotonie geht sie unter. Mein Nachbar, der, wie er mir sagte, seit fünfzehn Jahren das Theater nicht besucht hatte, und nur gekommen war um Rachel zu sehen, hatte es damit nicht günstig getroffen, obschon er selbst in dieser kleinen Rolle, in jenen eigenthümlichen Zügen Rachels Meisterschaft anerkannte. Ueber den Verfall dieses Theaters überhaupt konnte er sich gar nicht zufrieden geben. Unaufhörlich schüttelte er den Kopf, schnalzte mit der Zunge, seufzte und stöhnte, und in den Pausen bemühte er sich, mir eine Vorstellung von der ehemaligen Herrlichkeit zu geben. Und so wie dieser Mann denkt eigentlich das ganze Publikum. Ligier, der im Besitz aller Paraderollen ist, wird gezischt, dennoch behauptet er seine Stellung, und viele noch Schlechtere als er, machen es ebenso. Daß die ungeduldigen Pariser, die doch so gern ändern und umgestalten, sich das gefallen lassen, ist mir unbegreiflich.

Nach der Tragödie sah ich noch zwei Akte des Joueur von Regnard mittelmäßig spielen, und fuhr noch um eilf Uhr zu Herrn Ancelot. Ich muß es, nun mein Aufenthalt in Paris zu Ende geht, über mich gewinnen, nach dem Theater noch eine Gesellschaft zu besuchen. Der Zirkel, der sich bei Ancelot's allwöchentlich versammelt ist sehr anziehend, nicht nur durch die Anwesenheit vieler sehr interessanter Menschen, sondern besonders dadurch, daß es ein talent- und geistvolles Paar ist, das sie versammelt, dessen Unterhaltung man eifrig aufsuchen würde, auch wenn man Niemand weiter dort zu finden wüßte. Dazu macht Ancelot sich durchaus nicht zum Mittelpunkte seines Kreises, er weiß sich gleich einem Gaste zu benehmen, leitet das Gespräch nicht, er unterhält es nur. Die Zwanglosigkeit, welche dadurch entsteht, wird durch die liebenswürdige Frau unendlich gefördert, die es versteht, in der ersten Viertelstunde dem Fremden ein Gefühl von ungenirtem Zuhausesein zu geben. Dies ist ein musterhaftes Haus, und ich weiß es unserm geistreichen und witzigen Landsmanne, dem Doctor Koreff, nicht genug zu danken, daß er mich hier eingeführt. Daß ich in diesem Kreise wieder eine lange Auskunft über deutsche Litteratur und Bühne geben mußte, kannst Du Dir denken. Ich bin auf dies Gespräch nun förmlich einstudirt, und führe es daher mit Geläufigkeit. Mein Papageientalent kommt mir hier gut zu Statten. Ich habe es den Parisern nämlich in etwas abgelernt, ihnen ihre Redemelodien nach-

zusingen, das gefällt ihnen, sie loben dann mein accentloses Französisch, und gerade die falschen Accente sind es, die mir dies Lob erwerben.

Nach Mitternacht gingen wir ins Speisezimmer und rangirten uns um den großen runden Tisch, an welchem Madame Ancelot Thee und Chocolate reichte. Dergleichen ist in Paris eine Seltenheit, aber zu läugnen ist es nicht, daß es dem Kreise eine gewisse Traulichkeit gab, die sonst den Pariser Zirkeln fehlt. Ich saß bei der Frau vom Hause. Sie ist nicht mehr jung, ohne Anspruch auf Schönheit, aber wohl gebildet; sie spricht mit Geist, ohne Prätension, und hat überhaupt etwas Weiches, Verständiges und Zutraueneinflößendes in ihrem ganzen Wesen. Das Gespräch an diesem Tisch war fast immer allgemein, und wahr ist es, eine solche Pariser Conversation hat einen außerordentlichen Reiz. Man wirft sich den Gegenstand wie einen Ball zu, und immer mit einer neuen Wendung und Färbung fliegt er weiter. Man hört die hübschesten Einfälle, die treffendsten Bemerkungen dabei, und die Ueberlegenheit der ausgezeichnetesten Leute wird nicht dominirend, denn ein Jeder ist gewandt genug, doch irgend etwas zur Unterhaltung beizutragen. Was aber sehr wesentlich dabei wirkt, ist die lebhafte Theilnahme der Frauen. Sie bringt ein frisches unbefangnes Leben in das Gespräch, neutralisirt alle Gelehrsamkeit und speciellen Kenntnisse der Männer, und verleiht durch die feinen,

kleinen Rücksichten, die ihr Geschlecht bedingt, der Unterhaltung einen anmuthigen, galanten Ton. Eine Beschränkung des Gesprächstoffes hat man von den Pariser Frauen auch nicht zu fürchten, es wird Alles vor und mit ihnen besprochen, und so frei und ungezwungen sie sich dabei zeigen, wissen sie doch überall die rechten Grenzen aufrecht zu erhalten.

Nach ein Uhr trennte sich die Gesellschaft, ich fand zum Erstenmale die Straßen von Paris fast menschenleer. Auf den Boulevards begegnete ich nur einzelnen Personen, in der rue Vivienne, auf dem Börsenplatze, wo man am Tage sich hindurchwinden muß, keiner Seele. Nichts vernahm ich als meine eigenen Tritte und das Rauschen einiger Brunnen, wo man am Tage vor dem betäubenden Geschwirre sich nicht zu retten weiß. In der Nähe des palais royal begegnete ich einer Patrouille. Die Soldaten gingen zu beiden Seiten der Straße dicht an den Häusern, einzeln, hintereinander, in Entfernung von fünf bis sechs Schritten, um nicht zu gleicher Zeit angegriffen zu werden, und sich gegenseitig beistehen zu können. Das erinnerte mich, daß man mir gleich zu Anfang meines Aufenthaltes hier gerathen hatte, auf diese Weise des Nachts in Paris zu gehen, wenn ich mit Mehreren sei, unbedingt aber einen Fiacre zu nehmen, wenn ich allein meinen Heimweg zu machen habe. Sobald sich nämlich das Publikum aus den Theatern verlaufen hat, veröden die Straßen, und die Gefahr für die Fußgänger beginnt.

Wenn man freilich bedenkt, welch eine furchtbare Anzahl von Menschen in Paris ohne eigentlichen Lebensunterhalt existirt, so ist es nur zu bewundern, daß der Unfug nicht noch größer ist. Indeß bin ich unangefochten nach Hause gekommen und verspreche Dir, mich künftig in den Schutz eines Cabriolets zu begeben.

Achtzehnter Brief.

Paris, den 26. April 1839.

Nun sollst Du auch einen Nachtrag über die hiesigen theatralischen Verhältnisse, in dem Berichte über die Verfassung des Théatre français erhalten. Samson hat mich gestern darüber ins Klare gesetzt. — Du weißt, daß Napoleon in Moskau die Statuten dieses Theaters regulirte. Danach hatte die Société der ersten Schauspieler alle künstlerischen Anordnungen unbedingt allein zu treffen, theilte den Gewinn der Vorstellungen, und gab den alternden Künstlern Pensionen, engagirte auch oft andere Künstler auf eine bestimmte Reihe von Jahren, kurz sie war eine ganz selbstständige Corporation, die nur für die Subvention, die sie vom Staate erhielt, sich auch dessen Beaufsichtigung im Allgemeinen gefallen ließ. Der Tod Talma's raubte nun dem Theater nicht nur sein überragendstes Talent, sondern auch den Mann, der mit großartiger Gesinnung der Führung der Angelegenheiten eine edle Richtung erhielt. Als er dahin war, sank das Interesse des Publikums; die alternden Sociétaires selbst konnten es nicht rege erhalten, und ihre Selbstsucht verhinderte das Heranziehen junger Talente, so daß, als

vollends die Julirevolution die Theater alle auf lange Zeit verödete, das Théatre français sich gar nicht wieder aufnehmen konnte, und bedeutend in Schulden gerieth. Nun machten die Sociétaires ihre Angehörigkeit an Staat und Krone geltend, uud verlangten Hülfe. Thiers, damals gerade Minister, erklärte sich bereit ihnen zu helfen, jedoch unter der Bedingung, daß sie einen Director ernennten, an den man sich in allen Dingen halten könne und der, unabhängig von den Einzelninteressen, dem Theater wieder einen Aufschwung zu geben vermöchte. Die Sociétaires, froh ihre Geldinteressen salvirt zu sehen, ernannten über Hals und Kopf Herrn Vedel, und der Staat half ihnen aus der Noth. In der Eile, mit der dies geschehen, hat man aber das Verhältniß zwischen Director und Sociétaires nicht genau festgestellt, wodurch nun der ganze Zustand ein schwankender geworden, und durchaus nicht geeignet ist, der Bühne eine wahrhafte Regeneration zu bringen, deren sie dringend bedarf. Zum freien sich selbst Beherrschen haben den Sociétaires die ebenso nothwendigen als seltenen republikanischen Tugenden gefehlt; den Anordnungen des Directors stellen sie aber immer noch ihre persönlichen Berechtigungen an die Einnahme oder an bestimmte Rollenfächer entgegen, und der Director hat auch wohl nicht den Muth energisch zu verfahren, da er von ihnen abhängig ist. Offenbar kann dies ungesunde Verhältniß nicht lange bestehen. Bei neuen Stücken mögen die Fächerabtheilungen und Rollenberechtigungen freilich weniger Nachtheil bringen, weil der

Dichter das Recht der Rollenvertheilung hat, dem alten Repertoire aber sind jene Berechtigungen sehr nachtheilig. Die Rollen sind durch sie ein lebenslanges Eigenthum, und fallen beim Ausscheiden des Besitzers, als Erbtheil demjenigen zu, der zu Anfang seiner Anstellung die Anwartschaft darauf erhalten hat, wenn er auch seitdem vielleicht ganz unfähig dafür geworden ist. Wie nachtheilig dieser Gebrauch der Entwickelung der Künstler selbst sein muß, liegt am Tage, denn selten wird irgend einem die Gelegenheit, sich in einem anderen Fache zu versuchen, als in dem ihm angewiesenen, in welches er oft nur durch äußere Umstände gedrängt worden ist, und so muß er lebenslang vielleicht in einer falschen Richtung bleiben. Beim Wiedereinstudiren älterer Stücke, oder beim Nachstudiren einzelner Rollen wird der Schauspieler nun wieder von den überlieferten alten scenischen Anordnungen eingezwängt. Die älteren Künstler theilen nämlich dem Neuhinzukommenden mit, wie von Anbeginn die Situationen geordnet, welche Nüancen, Effekte und Späße angebracht worden seien, und damit ist die Forderung an ihn gestellt, sich nach diesem Muster zu halten. Nur die hervorragenden Talente wagen es jetzt, sich von dieser Herrschaft der Tradition zu emancipiren, und in ihren Darstellungen der eigenen Ueberzeugung zu folgen. Du siehst, das Alte ist hier, obschon in Verfall, immer noch mächtig genug, das Neue zu hemmen, und eine freie Entwickelung des Institutes überhaupt zu hindern. — Alle diese Data habe ich, wie gesagt, von Samson, der die

Verhältnisse mit reinem, unbefangenem Blicke durchschaut, aber eben nichts daran ändern kann. Er ist ein sehr verständiger, geistreicher Mann, dessen Bekanntschaft immer zu meinen angenehmen Erinnerungen gehören wird. Abends sah ich ihn auch den Sganarelle in dem Molière'schen Stücke gleiches Namens mit vielem Humor spielen.

Von dieser Vorstellung ging ich ins Renaissance-Theater, wo das von der Gräfin Merlin veranstaltete Dilettanten-Concert, für die auf Martinique durch das Erdbeben Verarmten, Statt fand. Ich hatte bei meinen letzten Besuchen die Gräfin stets in einem Strudel von all' den Beschäftigungen und Sorgen für dies Concert gefunden, die von solcher Veranstaltung unzertrennlich sind, auch wenn wie hier, die größte Bereitwilligkeit von allen Seiten sich hülfreich zeigt. Flure und Treppen des Theaters fand ich mit Bäumen und Blumen aufgeschmückt, Cavaliere ersten Ranges hatten die Aemter der Thürsteher übernommen. Der Saal war auf das allerglänzendste beleuchtet, vom ersten Range hatte man eine breite Treppe in das von Bänken geräumte Parterre hinabgebaut, reich drappirt und mit Orangerie und Blumen prächtig geziert. Im Parterreraume bewegte sich, wie in einem Salon, die Crême der Pariser Gesellschaft; Alles in höchster Eleganz. Man nahm auf zwanglos gereihten Sesseln Platz, auf der Bühne saßen die singenden Damen, sämmtlich weiß, doch mit äußerster Eleganz gekleidet. Hinter ihnen standen die Herren, dann amphitheatralisch aufsteigend die Musiker. Es war ein

ganz pompöser Anblick. Wie habe ich Dich herbeigewünscht! Du hättest alle die modische Herrlichkeit doch besser zu schätzen gewußt als ich.

Die Ouvertüre zu Euryanthe wurde mittelmäßig gespielt, es war das Orchester der großen Oper. Einige Virtuosen, Garreau auf dem Violoncelle, Artot auf der Geige, Döhler auf dem Flügel, ließen sich mit aller Meisterschaft vernehmen. Der junge Mario, der nach kurzer Studienzeit als Robert le diable jetzt das Publikum entzückt, sang eine Romance „les dernières paroles de Nourrit“ und ein Duett mit der Gräfin Merlin. Er hat eine schöne, jugendliche Stimme, offenbares Talent, aber er ahmt die forcirte Art Duprez's nach; darüber kann er leicht die Stimme einbüßen. Die Gräfin Merlin that sich als erste Sängerin glänzend hervor, sie sang das eben erwähnte Duett, die Parthie der Euryanthe im ersten Finale dieser Oper, ein Final von Bellini und das letzte aus Fidelio. Ihre Stimme ist stark, wohlklingend, und sie singt gewandt, in italiänischem Geschmack, mit großer Bravour. Noch einige Dilettanten zeichneten sich vortheilhaft aus, die Chöre, mit welchen Meierbeer sich viele Mühe gegeben hatte, wurden gut exekutirt. Kurz das Ganze war sehr interessant, aber man hatte anstatt um acht Uhr, erst um zehn angefangen, und so war es nach zwölf Musikstücken fast ein Uhr; man ließ also die als Beschluß angekündigte Ouvertüre zur Zauberflöte fort, und das war sehr vernünftig. —

Nun, meinst Du wohl, war mein Tagewerk zu Ende?

Nichts weniger. Die Gräfin hatte mich eingeladen bei ihr zu soupiren, dorthin mußte ich also. Es versammelte sich eine Gesellschaft, größtentheils von Personen, die an dem Concerte irgend einen Theil gehabt, als Beschützer oder als Mitwirkende. Auch Mario war dort, ein hübscher, liebenswürdiger und bescheidender Mensch. Mad. Gay, die Schriftstellerin, lernte ich kennen, eine alte, sehr lebhafte, vielredende Frau. Der glänzende Erfolg des wohlgelungenen Concertes war natürlich Hauptgegenstand des sehr belebten Gespräches; die Einnahme muß bedeutend gewesen sein, denn die Eintrittskarten waren größtentheils zu zwanzig Franken, nur ein kleiner Theil zu zwölf verkauft worden. Nach dem Souper wurde die Gesellschaft überaus munter. Die Gräfin vertheilte kleine spanische Zigarren, in Strohhalmen gefüllt, sie selbst rauchte als gute Spanierin mit großer Virtuosität.

Es war gegen vier Uhr, als ich den Weg nach Hause antrat, und auf dem Boulevard noch unter mehrern Cabriolets die Auswahl hatte. Ist das nicht ein tolles Leben hier?

Den 27sten.

Meine nahe Abreise drängt mich nun, noch einige Sammlungen, wenn auch nur auf die oberflächlichste Weise, kennen zu lernen. So habe ich heut die königliche Biblothek besehen, d. h. ich bin durch die langen Säle gegangen, und habe die Reihen der Bücherrücken

in den Schränken betrachtet. Ein interessantes Gemisch von Alterthümern wird in einem der letzten Säle aufbewahrt. Rüstungen von der feinsten Arbeit, orientalische Waffen, ein ganzer Fund von römischen Silbergeräthen und Penaten, die man zu Berthouville bei Bernay ausgegraben hat, viele geschnittene Steine, Pasten, kleine eiserne und erzene Figuren, schöne Goldgefäße, antiker Schmuck, Münzen u. s. w. Der erzene Stuhl des Königs Dagobert, Mumienkasten und viele andere sehr merkwürdige und werthvolle Dinge. In einem der Büchersäle ist ein wunderliches Kunstwerk aufgestellt, ein etwa acht Fuß hoher Felsen von Holz geschnitzt, den Parnaß vorstellend, auf welchem Apoll von den Musen umtanzt, in etwa fußhohen Erzfiguren dargestellt ist. Auf den Absätzen des Felsens, fast bis zum Fuße desselben herab, sieht man noch eben solche Figuren von Dichtern und Gelehrten in verschiedenen Stellungen; nach welchen Rangordnungen diese Figuren aufgestellt waren, konnte ich nicht herausbringen. In dem Lesesaale fand ich über hundert Personen an den langen Tischen emsig arbeitend. Es ist angenehm, daß man in allen Sammlungen und Instituten von Paris ihren praktischen Nutzen sogleich beobachten kann. Für den nur flüchtigen Beschauer sind viele merkwürdige Handschriften unter Glas ausgelegt, Schriften in allen existirenden Sprachen, Handschriften berühmter Männer, unter welchen mir Voltaire's durch ihre fein geregelte Sauberkeit auffiel. Auch Büchereinbände aus verschiedenen Zeiten sind nebeneinander aus-

gestellt, mittelalterliche Gebetbücher mit den saubersten Miniaturen geziert. Wer doch Zeit hätte, das alles genau zu besehen! Im Erdgeschosse sah ich noch ägyptische und einige indische Alterthümer, auch ein Paar chinesische Porzellanthürmchen. — Ich weiß nicht warum gerade in der Bibliothek diese so verschiedenartigen Gegenstände aufgestellt sind, warum nicht in den betreffenden Museen. In dem geographischen Bibliotheksaale stehen zwei riesenhafte Globen, die durch zwei runde Ausschnitte in der Decke, ihre obere Hälfte in den darüber liegenden Saal hineinzeigen.

Nachdem ich alle diese Räume, recht wie ein Engländer, durchlaufen hatte, fuhr ich nach dem Mont-martre und stieg durch die kleinen Häuserreihen der erquickend stillen Vorstadt den Berg hinan. Wieder eine herrliche Aussicht über das offene Feld bis nach St. Denis, auf die Vorstädte, die in einzelnen Streifen, wie Häuserheerden durch die Ebene und an den Höhen sich hinziehen, und auf die Riesin Paris selbst, die zu meinen Füßen in ihrem zarten Duftschleier kokett hingelagert war, den sie von den weißlichen Sonnenstrahlen hin und wieder lüften ließ. Es war das letztemal, daß ich die Stadt so übersah, ich nahm einen feierlichen Abschied. Paris hat mir den Begriff vom Erdenleben erst vervollständigt und in ganzer Bedeutsamkeit gegeben, hier erst habe ich gesehen, bis wie weit man das Leben in all seinen Richtungen treiben kann; Paris ist das weltliche Sein in vollkommener Gestaltung. So war mir in dieser Stunde,

als nähme ich von der Welt Abschied, um in das stille Friedensthal meiner Heimath mich zurückzuziehen.

Durch die Häuserreihen, welche den Rücken des Berges decken, ging ich nun hin; sie sind bis unter die Dächer mit Ankündigungen bemalt. Die Kinder spielten vor den Thüren, es roch nach Vieh und nach Rauch, als ob man in einem Dorfe wäre; dazu war es hier oben ruhig, und nur aus dem Häusermeere zu meinen Füßen, wohin sich mir einige Male der Blick eröffnete, brausete der Straßenlärm wie die ferne Brandung herauf. Ich stieg nach der Barrière Mont-martre hinab, kam noch in den Bereich des großen Kirchhofes und der Bildhauerwerkstätten und Blumenhändlerbuden, die dazu gehören, und fuhr mit einem Omnibus, der so eben seine Tour begann, nach dem palais royal.

Abends sah ich im Gymnase noch einmal Henry Hamelin mit gesteigertem Vergnügen, dann ein neues Stück le dépositaire. Es ist eine schwache Arbeit. Ein Mann, dem eine große Summe zur Verwahrung übergeben worden, wird bei den Unruhen und Räubereien im Lande so besorgt um die Sicherheit des Depositums, daß er in eine Nervenkrankheit fällt, nachtwandelt, und in diesem Zustande das Geld in einen besondern Versteck bringt. Davon weiß er nun später, als er genesen ist, und der Eigenthümer das Depositum zurückfordert, nicht das geringste, und glaubt daß es auf unbegreifliche Weise entwendet. Seine bürgerliche Stellung, seine Ehre, das Glück seiner Tochter sind dadurch gefährdet; er ist voll Ver-

zweiflung und in diesem gereizten Nervenzustande nachtwandelt er wieder, geht nach dem Orte, wo er das Depositum versteckt hat, man belauscht ihn, der Schatz wird gefunden, und alles ist gut. Das ist nun unzweifelhaft eine interessante Krankengeschichte, aber zu einem dramatischen Kunstwerke ist sie nicht geworden. Bouffé verrieth in der Titelrolle heut seine schwache Seite; es ist mir natürlich höchst interessant, auch diese zu kennen. Die Darstellung gewaltsamer, leidenschaftlicher Zustände, die letzten tragischen Wirkungen gelingen ihm nicht. Er spielt sie nur, man erlebt sie nicht an ihm. Um wie viel bedeutender hätte Boccage diese Rolle gespielt! — So habe ich auch von dieser Bühne Abschied genommen, die mir in ihrer Gattung ein unvergeßliches Musterbild bleiben wird.

Neunzehnter Brief.

Paris, den 28. April 1839.

Meine Abschiedsbesuche haben nun auch schon begonnen. Ich war bei Lemercier, der in seiner gutherzigen Weise mir etwas Begütendes glaubte sagen zu müssen wegen der rauhen Art, in welcher der lange Akademiker sich bei unserer letzten Zusammenkunft gegen mich ausgesprochen hatte. Er gab mir eine Karte zur öffentlichen Sitzung des Instituts, welche leider am Tage meiner Abreise Statt findet, und die ich daher wahrscheinlich werde aufgeben müssen. Er wird bei dieser Sitzung ein Gedicht auf die Daguerre'sche Maschine vortragen, um das Interesse für diesen Gegenstand wieder zu beleben, denn der Erfinder hat durch einen Brand in seinem Zimmer seinen ganzen Apparat eingebüßt, weshalb auch während meines Aufenthaltes in Paris von der wunderbaren Operation dieser Maschine nichts zu sehen war. So schied ich von dem alten liebenswürdigen Manne, ohne dessen Bekanntschaft mir ein wohlthuendes und wichtiges Element des französischen Lebens fremd geblieben wäre.

Ich eilte nun nach dem jardin des plantes und wan-

derte dort über zwei Stunden umher. Die Museen zu sehen, fehlte es mir an Zeit, aber meine Ausbeute war dennoch reich genug. Unter allen fremden Gewächsen hat die Ceder mir wahrhaft imponirt, welche im Jahre 1735 vom Libanon hieher verpflanzt worden ist. Ein prächtiger Baum, von schön geschwungenen weitgestreckten Aesten, welche ihr schwärzliches Nadelgrün ganz flach, wie ausgespannte Fächer ausbreiten. Der Baum sieht dadurch der Buche und der Pinie zugleich ähnlich, und unterscheidet sich doch wieder durch seine ganz fremde, wunderbare Eigenthümlichkeit.

Von den großen Palmenhäusern eilte ich nach dem Thiergarten zu kommen, wo theils in großen Gebäuden, theils in kleinen Hütten die Thiere wohnen, und sich in eigenen Umhegungen im Freien zeigen. Für die wilden Thiere ist es noch zu kalt im Freien — für die Menschen eigentlich auch — ich sah sie daher im Innern des langen Gebäudes. Es sind sehr schöne Tiger, Pardel und besonders viele prächtige Löwen hier. Der junge Löwe, welchen der Herzog von Nemours mitgebracht hat, ist sehr zahm. Eine alte kolossale Löwin aus der Sahara lag die ganze Zeit über unbeweglich, wie aus Stein gehauen da, mit Blicken, als ob sie das Schicksal ganzer Welten bedächte. Ein scheuer wilder Leopard liegt unausgesetzt hinter den zurückgeschlagenen Laden des Käfiges im dunklen Winkel. Das arme Thier mit den funkelnden Augen, wie es an seiner Sklaverei käut! — Das hufeisenförmig gebaute Affenhaus umschließt einen halbrunden freien Raum, der

vorn mit einem feinen Gitter abgeschlossen und oben mit Glas bedeckt ist. Da hinein werden bei warmem Wetter die Affen gelassen, die bei den dort befindlichen Springbrunnen und auf den Bäumen eine tolle Wirthschaft treiben mögen. Ich mußte die possierlichen Thiere im Inneren des Hauses besuchen. Die eine Aeffin hatte ein sechstägiges Junges, das sie bei allen ihren Sprüngen nicht aus dem Arme ließ, und das halbnackte braune kleine Ding, mit dem verschrumpften Kindergesichte sah sie unablässig auf das zärtlichste an. Von einem eingehegten Raume zum andern ging ich, die verschiedenen Thiere zu sehen, von denen jedes nach seiner Weise logirt ist, wie Du das auf der Pfaueninsel gesehen hast. Besonders merkwürdig war mir nur der Elephant, der in seinem Reviere umherspazierte und sich mit dem schnuppernden Rüssel Brod von den Zuschauern am Gitter erbat, dann vor Allem aber die Giraffe. Das ist ein so fabelhaftes Thier, wie der Traum sie erfindet. Wenn sie den platten langen Hals ausreckt, um mit dem Kameelkopfe nach der Decke ihres Hauses hinauf zu schnobern, glaubt man, es werde mit der Länge gar kein Ende nehmen. Jede ihrer Bewegungen bringt eine neue monströse Gestalt hervor, weil die einzelnen Glieder gar nicht zu einander zn gehören scheinen. Die Bären besuchte ich auch, die in sehr geräumigen Gruben wohnen, und eilte dann zur Stadt. — Das stete Sehen wird eine wahre Last, wenn man es so als Arbeit behandelt, zumal wenn man in einmaligem Beschauen die ganze Summe des

Gewinnes davon ziehen soll. Du kannst mir glauben, ich bin endlich recht herunter von dieser unausgesetzten Anspannung.

Ein längst vorbereiteter Besuch bei Casimir Delavigne war es, der mich zur Eile trieb. Meierbeer hatte mir diese Bekanntschaft versprochen, Dalavigne's Unwohlsein aber den festgesetzten Besuch zweimal verschoben. Dreimal hat mein gütiger Vermittler deshalb an Delavigne geschrieben, und ebenso oft an mich. Ich erzähle Dir das, damit Du eine Vorstellung von der Weitläuftigkeit und Beschwerlichkeit des geselligen Verkehres in Paris bekömmst, der sich doch gar nicht erleichtern läßt. Wollte ein Mann wie Delavigne einen jeden Fremden ohne Weiteres empfangen, so würde er von Neugierigen überlaufen werden, und keine Minute für sich behalten; man bedarf also einer Empfehlung. Ebenso kann man ihn doch auch nicht zu jeder beliebigen Stunde besuchen, sie muß also verabredet werden, und der Hinderungen und Abhaltungen giebt es in Paris so viele, daß oft Wochen vergehen, bis man endlich zusammenkommt. Darum kostet das Besuchemachen hier so unendlich viel Zeit.

Meierbeer führte mich also zu Delavigne. Er ist ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, lichtbraunem dünnem Haar, freundlichen edlen Zügen und von schlanker Gestalt. Sein Benehmen ist altfranzösisch, fein, verbindlich und höflich, er spricht sehr verständig und mäßig, vermeidet überall das Unbedingte. Mir wurde schon wohl, als ich durch ein Zimmer ging, das ganz mit

Spielzeug angefüllt war, unter dem ein munterer etwa siebenjähriger Knabe verkehrte; Delavigne spricht von diesem Kinde und seinen Anlagen mit wahrer Herzensfreude.

Nachdem ich die gewohnte Auskunft über mich, mein Treiben, meinen Aufenthalt in Paris u. s. w. wieder ertheilt hatte, kam ein Gespräch über Autorrechte in Gang. Delavigne und Meierbeer gehören zur Commission der dramatischen Autoren, welche sich hier zu einer formidablen Corporation vereinigt haben. Die Commission beschäftigt sich gegenwärtig mit Berichtigung und Ausdehnung der Rechte über geistiges Eigenthum, und scheint mir in dem Bestreben, einem Jeden das Seine zu geben, etwas zu weit zu gehen. So hat Victor Hugo den Antrag gemacht, dem Novellendichter einen Antheil am Gewinn eines jeden Stückes zuzusichern, das aus einer seiner Novellen gemacht worden; ihn als einen Mitarbeiter zu betrachten. Diese Forderung setzt die Commission in Verlegenheit, und mit Recht. Obschon der Novellist in solchem Falle unbedingt einen sehr großen Antheil an dem Drama hat, so würde es doch zu weit führen, wollte man ihm die Rechte eines Mitarbeiters zugestehen; ist es doch schon so überaus schwer, innerhalb der Grenzen einer einzigen poetischen Gattung das geistige Eigenthumsrecht genügend festzustellen. Denn kann der Tragödiendichter nicht ein geistiges Eigenthum an der Parodie, welche aus seinem Stücke gemacht worden, vindiciren? Werden nicht oft Situationen, Scenen aus größeren

Stücken zu kleineren benutzt, und kann der Originaldichter sie nicht als Eigenthum ansprechen? Wenn man das geistige Eigenthum durch verschiedene Kunstgattungen hindurch verfolgen will, so muß der Dramatiker auch Antheil an den Novellen haben, die aus seinen Stücken gemacht werden können, der Balladendichter an Dramen und Novellen, die aus seinen Erfindungen hervorgegangen sind, und der Kriminalist an denen, welche auf seiner Darstellung eines interessanten Rechtsfalles beruhen. Der Dichter wird den Maler in Anspruch nehmen, welcher Scenen aus seinen Werken darstellt, der Schauspieler wird am Ende nachweisen können, daß gewisse Stellungen und Mienen auf diesem oder jenem Bilde sein unbestreitbares Eigenthum seien. — So sehr Recht und Billigkeit und die nothwendige Sorgfalt für das Gedeihen der Künste den Schutz des geistigen Eigenthums fordern, ebenso unmöglich scheint es mir, diese Eigenthumsrechte in ihrer endlosen Consequenz zu verfolgen; man wird conventionelle Grenzen dafür festsetzen müssen.

Indem wir dies besprachen, fragte Delavigne mich nach den Verhältnissen der deutschen dramatischen Autoren. Ich konnte ihm freilich nur das traurige Bild eines fast rechtlosen Zustandes entwerfen, in welchem als einziger Trost und Hülfe verheißender Lichtpunkt das neue preußische Gesetz erscheint, von dessen Nachahmung und weiterer Ausbildung wir erst die Begründung eines Zustan-

des zu gewärtigen haben, der in Frankreich schon zu einer solchen Verfeinerung gediehen ist.

Ich sagte Delavigne, was ich bei Gelegenheit der Darstellung seines Ludwig XI. über die Charakterrollen auf der französischen Bühne beobachtet. Er gab mir durchaus Recht, und war der Meinung, der Mangel solcher Charaktere und ihrer Darsteller habe wohl seinen Grund darin, daß die klassischen Autoren in ihrer vorherrschend rhetorischen Weise so lange Zeit als unbedingte Muster gegolten, und die Wahl der der Tragödie würdigen Gestalten auf einen bestimmten Kreis beschränkt haben; die jetzige freiere Entwickelung der dramatischen Litteratur werde nun auch die volle Varietät des Lebens für die Bühnengestalten einführen, deren sich auch die Schauspieler mit der Zeit vollständig bemächtigen würden. — Mir genügt diese Erklärung nicht ganz, ich muß auf die zurückkommen, welche ich Dir in einem früheren Briefe gegeben.

Nun wandte sich das Gespräch auf die Tragödie, welche Delavigne beauftragt ist, für Rachel zu schreiben. Wir waren darüber einig, daß es für ihre Zukunft entscheidend sei, ob ihr die Schöpfung *) einer Rolle in einem neuen Stücke glänzend gelinge. Doch erst binnen Jahr und Tag tritt der Zeitpunkt dieser Entscheidung ein, bis dahin denkt man, werden Corneille und Racine vorhalten. Auch dieser Disposition liegt doch bloße Speculation zum Grunde. Man nutzt die Frische,

*) Création wird hier die Darstellung einer neuen Rolle genannt.

die Neuheit des Talentes in Stücken, die nichts kosten, und erst für die Zeit, wann das Interesse des Publikums sich abzustumpfen anfängt, setzt man die neueren Dichter in Bewegung. Daß alsdann das Talent selbst schon zur Einseitigkeit verwöhnt sein kann, scheint man zu übersehen.

So hatten wir weit über eine Stunde verplaudert, und ich schied mit einem sehr bestimmten Eindrucke von Delavigne's Persönlichkeit. Daß er ein vertrauter Freund des Königs ist, sehr langsam und gewissenhaft arbeitet, und als der Einzige genannt wird, auf dessen Arbeiten die Geldspeculation keinen Einfluß habe, diese Umstände darf ich zur Vervollständigung seines Bildes nicht vergessen.

Zum Diner war ich bei — — — — — —. Ich fand einige Vaudevilledichter, Journalisten und Beamte dort. Die Autorenverhältnisse kamen wieder auf's Tapet, und als ich nun abermals über die Lage der deutschen Bühnendichter berichten mußte, wollten die Anwesenden sich über die Aermlichkeit derselben gar nicht zufrieden geben. Man versicherte mich, ein einaktiges Vaudeville bringe, bei nur mäßigem Erfolge, in Frankreich ebenso viel ein, als ein fünfaktiges Stück bei uns, das auf allen deutschen Bühnen Glück macht. — Dumas sagte mir neulich, er habe von einem Stück von fünf Akten, das gut einschlägt, einen Gewinn von 30,000 Franken zu erwarten. — Man fragte mich, ob es nicht möglich sei, den Autorantheil von der Einnahme einer jeden Aufführung der Stücke in Deutschland einzuführen. Ich

erwiderte, daß eine solche Maßregel in einem Lande, welches unter so vielen verschiedenen Regierungen stehe, nicht wohl ausführbar sei, daß auch den Dichtern wenig Vortheil daraus entspringen würde, weil die Stücke auf den deutschen Bühnen bei weitem nicht so oft und regelmäßig wiederholt würden, als hier. Robert le diable z. B. ist in Paris allein 185 mal aufgeführt worden, und Delavigne sagte mir, daß einige Stücke von ihm im ersten Jahre 150 mal in Paris gegeben worden seien; da trägt der Antheil etwas ein. Einer der Anwesenden, der sehr genau von Scribe's Verhältnissen unterrichtet ist, versicherte, daß dessen Einnahme sich jährlich auf 120,000 Franken belaufe; er erinnere sich aber eines Jahres, in welchem sie auf 160,000 Franken gestiegen sei.

Auch von der Art und Weise, wie die Theaterdirectoren sich von der Regierung Unterstützungen für ihre Bühne zu verschaffen wissen, und sie dann gewandt in ihre eigene Tasche stecken, erfuhr ich manches. Die geschicktesten Manöver der Art wurden vom Director der großen Oper, Herrn Duponchel, erzählt, zugleich aber eine drollige Begebenheit, bei welcher er doch übel davon gekommen ist. Zu einer neuen Oper bestellt er den Text bei dem gewandtesten Dichter und bedingt ein Strafgeld von 10,000 Franken, wenn das Gedicht nicht zum festgesetzte Tage fertig wird. Der Dichter dagegen bedingt für den Fall, daß die Oper zur vorherbestimmten Zeit nicht zur Aufführung kommt, sich die gleiche Summe aus, als

Entschädigung für die Verzögerung seiner Einnahme vom droit d'auteur.

Nun schließt Duponchel mit einem der ersten Componisten von Paris einen Vertrag über die Composition der Oper. Es wird ein Reugeld von 20,000 Franken bestimmt, wenn diese nicht zu rechter Zeit beendet ist, und er glaubt jetzt, sich auf alle Weise gedeckt zu haben. Der Dichter liefert seine Arbeit zur verabredeten Stunde, der Termin für die Componisten aber kommt heran, — und die Partitur ist nicht fertig. Duponchel begehrt das Reugeld. Vergebens wird ihm vorgestellt, daß eine Krankheit die Composition verzögert habe, daß der Gewinn, den er von früheren Werken desselben Componisten gezogen, ihn nachsichtig machen solle; Duponchel besteht auf seinem Schein, und der Componist zahlt ihm 20,000 Franken. Um die Zeit, für welche die Aufführung der Oper projectirt war, kommt der Dichter und fordert seine 10,000 Franken ein; Duponchel hat also immer noch eben so viel davon getragen. — Später zeigt ihm nun der Componist an, seine Partitur sei fertig. Schön, sagt Duponchel, geben Sie her. Sehr gern, erwiedert jener; aber der Zeitpunkt, zu welchem ich Ihnen die Oper zu liefern hatte, ist vorüber, ich habe das Reugeld gezahlt, unser Geschäft ist abgemacht; wollen Sie die Oper jetzt, so kann ich sie Ihnen nur auf ganz neue Bedingungen geben. Zahlen Sie mir zur Stelle die 20,000 Franken zurück, sonst gebe ich die Partitur der komischen Oper. — Was war zu thun? Duponchel zahlte das Verlangte,

und hatte so mit all seiner Schlauheit 10,000 Franken eingebüßt.

Dies Beispiel kann Dir eine Vorstellung von der Art geben, wie hier mit Kunstwerken auf Gewinn und Verlust operirt wird, ehe sie noch ins Leben getreten sind; es ist gerade wie mit den Eisenbahnaktien.

Als wir schon bei Tische waren, und ich mich des Gespräches unter verständigen Männern erfreute, kam Herr Duponchel, und bemächtigte sich absprechend und durchfahrend der Unterhaltung. Der Mann sieht unfein aus, spricht überlaut und nicht eben gewählt, sucht Streit, und hat ein lästig ruhmrediges Wesen. Von den Capricen der Sängerinnen und Gott weiß was für Coulissengeschichten wußte er zu reden, auch von seiner Uneigennützigkeit und Aufopferung für die Kunst. — Es war interessant genug mit anzuhören, aber er hatte uns doch die Societät verdorben. Und solch ein Mann steht an der Spitze eines Institutes, das zum großen Theil den musikalischen Geschmack von Paris leitet.

Zwanzigster Brief.

Paris, den 29. April 1839.

— — — — — — — — — — — — —

— — Aber Du gehst in Deinen Sorgen zu weit, so schlimm steht es um Frankreich nicht. Bedenke nur, daß dies Land über 33 Millionen Bewohner hat, und daß, wenn auch wirklich die eine Million der Pariser durch und durch des Teufels wäre, noch ein erträgliches Uebergewicht von ebenso guten Leuten, als wir zu sein uns einbilden, in Frankreich bliebe. Und auch Paris ist nicht wie Sodom und Gemorha zum Feuerregen reif, wenigstens möchten vor dem Tage des Gerichts wohl hunderttausende von Loths zu retten seien, deren Töchter sich sogar viel besser betragen würden, als die des alten Sodomiten. Nein, glaube mir, es giebt der edlen und tugendhaften Menschen hier recht viele, sie müssen auch nicht so schwer aufzufinden sein, denn habe ich doch während meines kurzen Aufenthaltes Bekanntschaften gemacht, die ich gern mein ganzes Leben hindurch hegen möchte. — Deshalb nehme ich aber nichts zurück, was ich Dir früher gesagt: Verderbniß beherrscht allerdings in Paris die meisten Verhältnisse, der Besseren sind wenige und sie haben den

Muth nicht, dem Strome entgegen zu schwimmen. Nun ist freilich Paris das einzige Organ der Verkündigung französischen Lebens für uns; in Paris allein wird auch das politische Leben, wird die Richtung von Wissenschaft, Kunst, Litteratur bestimmt, und das ist allerdings schlimm, aber Du kannst getrost den besseren Elementen der menschlichen Gesellschaft auch hier vertrauen. Der alte Gott lebt noch, und lebt auch in den Parisern; sie mögen sich anstellen wie sie wollen, er wird sie reinigen zu seiner Zeit. Paris wird nicht untergehen, weder durch Feuer noch durch Schwerdt; die Franzosen werden die Mission erfüllen, die sie in der Reihe der Völker erhalten haben, freilich unter argen Krämpfen, und wir haben uns zu freuen, daß wir nicht Franzosen sind, auch daß wir nicht einmal in Paris zu leben brauchen, aber laß uns darum die wüsten Leute weder verdammen noch verloren geben.

Nun zu meiner Rechenschaft über die Benutzung meiner Zeit. — Nach einigen Besuchen ging ich ins Louvre. In der Bilderausstellung war ein solches Gedränge, daß ich es bald aufgeben mußte, mir noch einige Notizen über die Bilder zu machen, und mich in die weniger besuchten Säle des ägyptischen Museums flüchtete. Ein Portrait will ich Dir jedoch beschreiben, es ist das der Madame Dudevant, die unter dem Namen George Sand schreibt. Da die merkwürdige Frau auf einer Reise nach Spanien begriffen ist, so war es mir erwünscht, wenigstens ihr Bild hier zu finden, welches man allgemein sehr ähnlich

nennt. Sie erscheint darin ungefähr vierzig Jahre alt, von etwas üppiger, ziemlich großer, schwarz gekleideter Gestalt, in einer stolz nachlässigen Haltung. Rabenschwarzes Haar fällt in freien Locken bis in den Nacken, und umwallt das gelblich blasse Gesicht, dessen Profil ein wenig eingedrückt ist. Die Nase hat demnach keine edle Form, die Lippen sind voll und trotzig, die schwarzen Augen brennen vom kräftigsten Feuer. Auf den ersten Blick empfängt man von diesem Bilde den Eindruck geistiger Bedeutendheit und einer Energie, welche die abnorme Individualität gegen alle Beschränkungen des Lebens zu behaupten weiß. Die Frau hat wirklich die Physiognomie ihrer Schriften. —

Ich durchschritt noch einmal die Zimmer aus dem alten Louvre, die Gallerie der spanischen Bilder, und kam dann ins Marinemuseum. Im ersten Zimmer ist von den aufgefundenen Trümmern des Lapeyrouse'schen Schiffes eine Pyramide erbaut, ein trauriger Anblick! Kanonenläufe, Ankerstücke, zerbrochene Kochgeräthe, der Degengriff des Lapeyrouse u. s. w., — das ist Alles, was man von einer reichausgerüsteten Entdeckungsexpedition heimgebracht hat. Die Menschen sind alle spurlos verschwunden. Ringsum an den Wänden dieses Zimmers sind die Glasschränke mit Geräthen, Kleidern, Waffen, Schmuck u. s. w. von fremden und wilden Völkern angefüllt. Ein indianischer Helm von Holzgeflecht, mit hohem Kamm und rothen Federn bedeckt, ist von durchaus griechischer Form. Unter den Musikinstrumenten kommt

eines vor, das ganz die Construction der Strohfiedel hat. Auch chinesische, persische und türkische Kleider, Geräthe und Waffen sind da. Sehr interessant waren mir acht bis zehn kleine Figuren, welche die mexikanischen Trachten der verschiedenen Stände zeigen; sie sind überaus fremdartig, reich und zierlich.

Die lange Reihe der folgenden Zimmer zeigt Modelle der verschiedensten Schiffe, aufs sauberste gearbeitet, Schiffsgeräth, Geschütz und Maschinen. Ferner plastische Darstellungen der Hafenplätze Frankreichs, alles von der kunstreichsten Ausführung.

An dieses Museum schließen sich die Säle, welche die Sammlung von Handzeichnungen enthalten. Ich ging zwischen den unter Glas aufgestellten Zeichnungen hindurch, und an den Schränken voll Mappen uud Heften vorüber, wie ein musternder Offizier an der Soldatenreihe. Wo soll man da anfangen zu beschauen, wo enden? Man kann in Stunden nur den Eindruck von dem Umfange der Sammlung, und der Liberalität und Zweckmäßigkeit der Aufstellung nehmen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Daß ich Abends noch einmal Vernet in einer seiner vorzüglichsten Rollen sehen konnte, rechne ich mir zu besonderem Glück an. Er spielte Mathias l'invalide, eine Figur, die man nur in Paris verstehen kann. Aber wie heiter, frisch, tüchtig und überaus komisch gab er sie, und wie erkannte ich nun, im Vergleich zu seinem Schrei-

der Phöbus, seine ganze Meisterschaft im Individualisiren; denn diese beide Gestalten haben nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander. Wie einfach, wie ungesucht und anspruchslos spielen diese tüchtigen Künstler hier, ich muß es immer wieder rühmen. Mit keiner Miene, mit keinem Tone drängen sie sich dem Publicum auf. Solch eine Rolle läuft auf das ungezwungenste dahin, nirgends ist zu viel, und überall vollauf. In der Trunkenheit z. B. verliert der alte Mann nicht einen Augenblick das Respectable seines ganzen Wesens. Er taumelt und stolpeet, einmal ist es, als werde er über die Rampe ins Orchester fallen, solche gewagte Züge führt er mit der größten Leichtigkeit aus, und wie gesagt, wir lachen wohl über ihn, dennoch thut es uns leid, daß der gute Alte sich vor den Leuten blamirt. Wie trefflich spielt er mit der alten Flore, — die eine ganz eminente Künstlerin ist — die Scene, da er in ihr, der reichen Baronin, die ehemalige Marketenderin seiner Compagnie und seine erste Liebe erkennt. Wie er sie exercirt, zu ihr auf dem Sopha sitzt, ihr einmal derb die Schulter klopft und nun, über seine Familiarität erschrocken, sich in die Sophaecke drückt mit einem mir unvergeßlichen Gesichte, das ist Alles unaussprechlich lächerlich. Dagegen wie rührend ist die Erzählung von dem Vermächtnisse seines Kameraden, wie erschütternd seine Entdeckung, daß die beiden Jünglinge, die sich so eben schießen wollen, Brüder sind; ich weiß Dir in der That nicht zu sagen, hat er mich mehr gerührt oder mehr lachen gemacht? — Aber wie

spielen auch alle Anderen neben ihm! Flore als Baronin. Mit welcher Lust und frischen Natur bricht die Erinnerung an ihre bewegte Jugend unter der Maske der gelangweilten vornehmen Dame hervor! Leben, Leben durch und durch! Welche drollige Figur macht der magere Rebard als Invalide, der schöne Brindeau, wie vornehm, süffisant und liederlich ist er! Ein jeder steht ganz und vollständig auf seinem Platze, und Alle stehen sie für eine gemeinsame Sache. — Danach sah ich noch einmal la Canaille, mit noch größerer Lust, als das erste Mal, und nahm damit auch von dieser Bühne Abschied. Es ist ein ganz vollkommenes Lokaltheater, und steht mit dieser Gattung nach meiner Ueberzeugung so hoch, wie jedes andere. Mit rechtem Schmerze hat es mich an das einzige Theater erinnert, welches sich mit ihm messen durfte, und nun seit funfzehn Jahren etwa für Deutschland ganz verloren gegangen ist; ich meine das ehemalige Volkstheater in der Leopoldstadt zu Wien. Es war dort sogar noch ein edleres, poetisches Element lebendig, die innige ahnungsreiche Gemüthlichkeit, und in so ärmlichen Formen sie auch oft erschien, so dürfte sie doch gegen die größere Feinheit und elegante Gewandtheit des Théatre des variétés auf die Wageschale gelegt werden. Das war ein wirkliches deutsches Volkstheater, und vereinte noch im Jahre 1823 viele Talente des allerersten Ranges. Es ist zu Grunde gegangen, ich fürchte, nicht nur aus äußerlichen Verwaltungsursachen, sondern weil das Lebenselement für diese Kunstgattung in unserer

Zeit geschwunden ist, die Naivetät. Dem Théatre des variétés ist ein längeres Leben zu prophezeien, es nährt sich von der Fülle der immer wechselnden Gestaltung der buntesten Weltstadt, und schafft vornehmlich durch die unzerstörbarsten Kräfte des Menschen, durch Verstand und Witz, die, wir sehen es, im wachsenden Drange der Zeiten sich nur immer schärfer und spitzer wetzen.

Den 30sten.

— — — — — — — — — — —

Man hatte mir von mehreren Seiten gesagt, ich hätte Arnal nicht richtig verstanden, ich müsse ihn in einer seiner Persönlichkeit entsprechenden Rolle sehen, in welcher er sich frei und bequem bewege, und seine frische Laune von dem Zwange eines objectiven Charakters frei fühle. So bin ich denn deshalb noch einmal in das Vaudeville gegangen und habe ein neues, für Arnal geschriebenes Stück, le plastron gesehn; aber meine Ansicht hat sich nur befestigt. Er war gestern allerdings amüsant, was ich an ihm als père Pascal in etwas vermißte, er ist lebhaft, hat Laune, lancirt die Pointen der Rede geschickt, er treibt Spaß, oft guten Spaß: — aber Alles das macht ihn doch noch nicht zu einem ersten Schauspieler, und stellt ihn nicht auf gleiche Höhe mit den Meistern der andern Bühnen. Diese spielen ihre Rollen, er spielt mit seinen Rollen. — Im zweiten Stücke: mal noté dans le quartier, fand ich z. B. Ravel's Darstellung eines pfiffig dummen,

hämischen und tölpischen Polizeischreibers besser als alles, was ich bisher von Arnal gesehen. Die Gestalt hatte volles Leben und eine interessante Wahrheit, es war doch etwas künstlerisch Geschaffenes. Arnal zeigt uns nur seine eigene Person, die durch Witz und Laune die Gesellschaft im Theater gut unterhält.

In diesem zweiten Stücke fand ich Madame Taigny sehr reizend. Sie ist zierlich, lebhaft, von feiner Koketterie, und dabei weich und schmiegsam.

Im letzten Stücke, le frère de Piron, spielte der dicke Lepeintre die Titelrolle exellent, den armen Mostrich-Fabrikanten, welchen auf einmal seine Familie, Nachbarschaft und Akademie für den Verfasser der lasciven Gedichte seines Bruders hält. Den Zorn so eines dicken, cholerischen Menschen, der sich wie ein Puterhahn vor Wuth aufbläht, stellt er höchst ergötzlich dar. Der Moment, in welchen er, in Abwesenheit des Dragoners, der das ganze Mißverständniß herbeiführt, sich auf diesen erboßt, und in Ermangelung des Herren, dessen Mantelsack prügelt, ist unübertrefflich. Bardou glich in der Rolle dieses Dragoners ganz den Bildern, die man von den schweren Reitern des vorigen Jahrhunderts sieht. Das Bemühen um leichten Anstand, das so plump herauskommt, die rohe Zuthulichkeit gelangen ihm außerordentlich. Es sind schöne Talente bei diesem Theater, aber es steht in seinen Totalwirkungen doch merklich unter dem Gymnase.

Ein und zwanzigster Brief.

Paris, den 1. Mai 1839

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — und wie am vorhergehenden Tage habe ich fast alle meine Zeit mit Besuchen verbracht. Nach allen Richtungen hin habe ich Paris durchmessen, in mehreren Häusern bin ich zwei-, dreimal gewesen, und sehe am Ende ein, daß es mir doch nicht gelingen wird, alle die Menschen, welche mir hier lieb und werth geworden sind, noch einmal zu sprechen. Man trifft hier Niemanden wann man es wünscht. — Nach Tische fuhr ich nach dem Odeon, wo Rachel's Benefiz Statt fand, und kam fast über eine Stunde zu früh an, die ich nun in einem nahen Café zubringen mußte. Ich hatte den Anschlagzettel nicht genau gelesen, was man in Hinsicht auf die Anfangszeit der Vorstellung niemals versäumen darf, weil kein einziges Theater darin regelmäßig verfährt; die Anfangszeit wird je nach der Dauer des Schauspieles an jedem Tage anders festgesetzt. Endlich schlug die Stunde. Da ich mich zu spät um einen Platz bemüht, und also keinen mehr erhalten hatte, war ich genöthigt gewesen, mich deshalb an Rachel's Vater

zu wenden, und dieser hatte mir noch eines der Reserve-billets zugesagt. Um es zu erhalten, mußte ich ihn aber nun auf der Bühne suchen. Im Halbdunkel eines Corridors, auf welchem ich mich nicht zurecht finden konnte, wurde ich von einer Dame angerufen; es war Demoiselle Mars, die sich sehr freundlich meiner annahm, und den Regisseur schonungslos durchs ganze Haus jagte, Herrn Felix zu suchen. Ich hatte indeß den Vortheil ihrer Unterhaltung. Sie sollte heut zum erstenmale mit Rachel, gegen welche man sie doch der Feindschaft beschuldigt, vor dem Publikum erscheinen, denn die Aufführung des Tartuffe war zu Stande gekommen. Mir schien aber nicht, daß dies auf ihre Stimmung einen besonderen Einfluß äußerte; sie sprach ruhig, verständig und freundlich, wie ich sie immer gefunden hatte. Sie stellte mich noch einigen Damen des Theaters vor, auch Rachel sprach ich einige Minuten, endlich kam Herr Felix und brachte mir ein Billet zum Parterre, welches zehn Franken kostete. Ein Platz im ersten Range wurde mit zwanzig Franken bezahlt, und Du kannst daher ermessen, welch eine Einnahme ein solches Benefiz in Paris bringt. Das Haus war drückend voll.

Zuerst wurde Andromaque von Racine aufgeführt. Welch ein höchst mittelmäßiges Stück! Im ersten Akte droht Pyrrhus, wenn Andromache ihn nicht heirathen wolle, lasse er ihren Knaben umbringen, — und genau so steht die Handlung noch im fünften Akte. Eine peinliche Situation durch stets wiederkehrende Phrasen bis

zum äußersten Ueberdrusse auszudehnen, das versteht Racine meisterlich. Rachel spielt Hermione, die Geliebte des Pyrrhus, welche, da er ihr um der Andromache willen untreu wird, den Orest bestimmt, ihn zu ermorden, als es aber geschehen ist, ihn mit Vorwürfen überhäuft, und sich endlich selber tödtet. In den ersten Akten sah und hörte ich nur ihre gewohnten Töne und Nüancen, im vierten Akte aber, wo sie den Orest auffordert, sie zu rächen und sich selbst zum Lohn dafür zusagt, entwickelte sie eine Gewalt der glühendsten Leidenschaft, wie ich sie, in diesem Grade, noch nicht an ihr gesehen. Als sie ihm sagte, er solle eilen, sie fühle jetzt nichts als Haß für Pyrrhus, aber wenn er zögere, könne sich ihr Herz wieder zu ihm wenden, und dann sei sie für ihn (Orest) verloren, und mit dem Worte schließt;

S'il ne meurt aujourd'hui, je puis l'aimer demain!

war es doch, als sprühte sie Funken. Mit wuthschmetternder Stimme treibt sie ihn dann:

Revenez tout couvert du sang de l'infidèle,
Allez; en cet état —

hier hat die Rede den Gipfel erreicht, gedämpft und matt fügt sie hinzu:

soyez sûr de mon coeur.

als scheue sie sich vor der Lüge, und als fühle sie voraus, daß mit der Erfüllung ihres Begehrens ihre eigene Vernichtung entschieden sei. — Noch einmal erreicht die grimmigste Schmerzenswuth einen äußersten Accent, wenn sie mit fast weinender Stimme und einer wilden Be-

wegung, als stieße sie den Dolch in Pyrrhus Herz, ausruft:

Je percerai le coeur, que je n'ai pu toucher;

und nun, ohne Abnahme des Ausdruckes fortraset:

Et mes sanglantes mains, sur moi-même tournées
Aussitôt, malgré lui, joindront nos destinées,
Et, tout ingrat qu'il est, il me sera plus doux
De mourir avec lui, que de vivre avec vous.

In diese letzten Worte legt sie einen solchen Stachel der Verachtung gegen den zögernden Orest, daß man fühlt, nun müsse er das Aeußerste thun, ihr zu genügen. — In der Scene mit Pyrrhus darauf, da er ihr offen gesteht, daß er sich mit Andromache vermählen wolle, hält sie ihm mit ihren langsamen, bittern Tönen seine Treulosigkeit vor, aber als er sagt, daß ja nur die Pflicht sie zusammengeführt habe, daß er nicht treulos sei, weil ja auch sie nicht veranlaßt gewesen sei, ihn wirklich zu lieben, da bricht sie in einen wahren Schreckensruf aus, gedämpft von der Gewalt der Empfindung und doch so mächtig:

Je ne t'ai poiut aimé, cruel? qu'ai-je donc fait?

es war darin der tiefste Schmerz eines verkannten Herzens, und ich sehe wohl, es ist doch alles von ihr zu erwarten. In den Worten:

Achevez votre Hymen, j'y consens; mais, du moins,
Ne forcez pas mes yeux d'en être les témoins.
Pour la dernière fois je vous parle peut-être;
Différez-le d'un jour, demain vous serez maître...

lag alle Weichheit, die eine stolze Seele sich irgend abdringen kann, es klang darin die Angst um den Geliebten, den ihre Rache vernichtet, wenn er heut vor den Altar tritt. Aber als sie erfährt, Pyrrhus sei bereits im Tempel, um seine Vermählung zu vollziehen, da richtet sie sich auf, und mit dem kältesten Grimme, sagt sie gedrängt und eilig vor sich hin: le perfide! il mourra — das war fürchterlich. Ebenso erschütternd aber war der Ausdruck der Geringschätzung, mit der sie vom Orest sagt, als sie erfährt, er zögere:

le lâche craint la mort, et c'est tout ce qu'il craint.

Es scheint ihr allzuniedrig, den Tod zu fürchten, ihr, die tausend Tode in einer Stunde durchgekämpft. Und trotz all dieser starken Färbungen ist dem Zuschauer noch der Effekt des äußersten Seelenaufruhrs aufgespart, welchen die Nachricht von Pyrrhus Ermordung in ihr hervorbringt, und in welchem sie, verzweiflungsvoll auf den Orest schmähend, den Tod suchend hinwegeilt. —

Diese Rolle ist in der That eine ihrer bedeutendsten und der Roxane an die Seite zu setzen. Im Foyer traf ich Herrn Felix wieder, der hier die Cour annahm über die Darstellung seiner Tochter. Allgemein wurde geäußert, sie habe noch nie mit solcher Glut und Leidenschaftlichkeit gespielt. Dem Herzoge von Ossuna, — der sie durchaus heirathen will — mochte sie auch warm gemacht haben, er aß ein Glas Gefrornes über das andere. Er ist übrigens ein hübscher, schlanker junger Mann, blond und groß, — was für einen Spanier selten

ist, — überdies der reichste Grande, also gehört wohl etwas dazu, seine Hand abzulehnen.

Tartuffe begann. Die Mars spielte Elmire mit der schönsten weiblichen Haltung, der feinsten, anmuthigsten Rede. Die Alexandriner fielen wie Perlen von ihren Lippen. Anaïs als Marianne, eine wunderliche Erscheinung, nuancirte ganz reizend. Mad. Desmousseau, die alte zänkische Großmutter, karakterisirte vortrefflich. Rachel, als Kammermädchen, sah erstens sehr gut aus mit der aufrechtstehenden Haube, dem braunrothen Rocke und Camisol, dann muß man sagen, daß sie die Rolle durchaus in allen einzelnen Momenten verstanden hatte, alle Pointen der Rede kamen zu Tage, auch nicht ohne Humor: — aber sie konnte die allgemeine Stimmung der Rolle nicht finden, der leichte Ton des Lustspieles gelang ihr nicht. Dorine ist keck, vorlaut, spöttisch, wohl gar impertinent, aber Rachel spielte sie strenge, hart und bös; die ihr eigene bittere Ironie machte sich zu sehr geltend. Auch fehlte ihrer Stimme die Lieblichkeit und Glätte, welche der Sprache des Lustspieles im Allgemeinen nicht abgehen darf, und Haltung und Bewegungen erinnerten zu sehr an ihre tragischen Rollen. Es war, als stelle sie die verzogene, herrische Prinzessin des Mährchens dar, welche von ihrer Pathe Fee in eine Dienstmagd verwandelt wird; so sehr contrastirten ihre Kleider und Verhältnisse mit ihrem Benehmen und ihren Reden. Daß einige Uebung im Lustspiele sie vielleicht bald den rechten Ton und das feine Maaß lehren würde, will ich nicht

bestreiten, aber es läßt sich auch nicht mit Gewißheit vorher sagen; ich vermuthe sie wird diese Bahn nicht weiter verfolgen. Höchst interessant war mir diese Darstellung auf jeden Fall, sie vervollständigt meine Ansicht von diesem merkwürdigen Talente immer mehr. So anziehend demnach das Spiel aller Damen in diesem Stücke war, so unter allem Glauben traurig war das der Männer. Nichts als abgetragene stumpfe Leute, ohne Leben und Humor. Schon in Andromaque waren alle Mitspieler Rachel's, bis auf Beauvallet, der, wenn auch kalt, doch kräftig, immer eine gewisse Achtung fordert, wirklich unbeschreiblich schlecht. Das Publikum versäumte auch nicht, seine Mißbilligung unumwunden genug merken zu lassen, erkannte dagegen das Gute und Treffliche aufs Lebhafteste an. Von dem befürchteten Partheienkampfe für Dem. Mars und Rachel äußerte sich nichts, nur die Freude, beide Sterne nebeneinander glänzen zu sehen, gab sich kund.

So muß ich denn mit diesem Abend meine lebendigen Erfahrungen über das französische Theater abschließen. Indem ich sie überschaue, finde ich nichts zu den Ansichten hinzuzufügen, die ich Dir bei einzelnen Anlässen darüber mitgetheilt habe. Ich glaube mir einen klaren Begriff davon verschafft und Anregungen mannichfacher Art gewonnen zu haben. Muß doch Paris für jeden Menschen von der einträglichsten Wichtigkeit sein, weil das Leben hier in allen Beziehungen auf den Gipfel getrieben ist, vom welchem aus der Kreis einer jeden

Thätigkeit völlig überschaut, und Richtung und Maaß für das eigene Wollen und Vollbringen gefunden werden kann. So glaube ich, kann man auch hier deutlicher als irgendwo erkennen lernen, was die Bühne vermag, wohin und wie sie zu führen ist, und wovor sie sich zu bewahren hat.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris, den 2. Mai, Morgens, 1839.

Das war die letzte Nacht in Paris, nun lüfte ich meine Flügel, und das Herz schlägt frisch und froh. Nach Deutschland geht es, das ich noch nie erkannt und geliebt habe wie jetzt, es geht zu Dir — — — — — — — — — — — — — — — —

Gestern hatte ich noch einen furchtbar ermüdenden Tag. Zuerst habe ich Abschiedsbesuche gemacht, dann meine Paßangelegenheiten auf unserer Gesandtschaft geordnet, wo ich jederzeit heimathlich und freundlich aufgenommen worden bin; dann habe ich mich unserm Gesandten, dem ich so manche Güte zu danken hatte, empfohlen, und meinen weiteren Cours nach den champs élysées gerichtet. Der Namenstag des Königs, die schon seit drei Tagen durch Anschlagezettel verkündigten Festlichkeiten, die Eröffnung der großen Industrie-Ausstellung, alles das machte die Straßen ungewöhnlich belebt. Könnte ich Dir doch nur eine Vorstellung von diesem bunten Gedränge geben! Denke Dir, unter den zahllosen Fußgängern, den hin und her rasselnden Wagen, wirst Du bei jedem Schritte von irgend einem Hausirer angerufen,

der dies und jenes zum Kauf anpreist, oder ehe Du Dich dessen versiehst, steckt Dir jemand eine gedruckte Ankündigung oder Empfehlung einer Fabrik, Handlung, einer Restauration oder eines Arztes in die Hand. Auf zwei Rädern schiebt ein Händler sein auf einer langen Tischplatte ausgebreitetes Waarenlager vor sich hin, stellt es auf halbe Stunden irgendwo fest, und schiebt es dann weiter. Außer den unzähligen Omnibus, Cabriolets, kleinen Kutschen und Equipagen fahren bunt bemalte Wagen durch die Straßen mit Bier, Branntwein, Brod u. s. w.; auch Möbel, Fortepiano's und dergl. werden in eleganten und bedeckten Wagen transportirt, an denen stets mit großer Schrift ihre Bestimmnng und der Name der Fabrik u. s. w. angeschrieben ist. Von kleinen, hübschen Karren herab trompeten die Fuhrleute durch die Straßen, man holt und bringt Pakete aller Art; dies ist eine Post innerhalb Paris. Große und kleine Wasserfässer werden von Pferden und Menschen unaufhörlich durch die Straßen gezogen, an allen Springbrunnen sind Schaaren von Wasserträgern beschäftigt oder gelagert. Gemüse und Obst wird von Weibern auf flachen Körben feilgeboten, die sie, mit einem Bande um die Hüften befestigt, vor sich hertragen. Die Kohlenträger, große, stämmige Leute, die ernsten, geschwärzten Gesichter von breitkrämpigen Hüten beschattet, tragen den langen Kohlensack aufgerichtet auf Rücken und Kopf, ohne mit einer Hand daran zu rühren, und machen sich nur durch den eintönigen Ruf: gare! gare! im Gedränge Platz. An jeder

Ecke stehen Arbeitsleute, Comissionairs genannt, alle in kurzen Jacken und weiten Beinkleidern von blauem oder rehfarbenem Manchester gekleidet, zu jedem Geschäfte bereit, wozu sie eine Art von hölzernem Tragkorb, croche genannt, bei sich haben, außerdem aber fehlt keinem ein Kasten, in welchem der Bedarf zum Stiefelwichsen und Kleiderreinigen sich befindet, und der zugleich als Fußbank dient. Jongleurs zeigen auf den Plätzen und Boulevards ihre Künste, dem umherwandernden Drehorgelspieler ist gewöhnlich ein Spaßmacher attachirt, der in altfranzösischer Hoftracht, mit einer Flachsperrücke, das Tambourin schlägt, und dabei tolle Streiche macht. Die Conscribirten laufen nach der ersten Auslosung der Nummern mit Blumen- und Bänder- geschmückten Hüten umher, die auch mit Papier überzogen und mit der gezogenen Nummer bemalt sind. Mische Dir alle diese Gestalten und Dinge zusammen, und bevölkere Dir damit die engen Straßen, die breiten Quais, die großen Plätze und die bäumebepflanzten Boulevards so gut Du kannst. — Schöne Frauen sieht man fast gar nicht, selbst unter den Vornehmen sind sie selten, sie haben alle etwas Männliches in ihrem Benehmen, den Physiognomien fehlt das Weiche, Zurückgezogene unserer deutschen Frauen; das kommt aber von der Ungezwungenheit und Freiheit ihres ganzen Wesens und mehr noch von ihrer geschäftlichen Thätigkeit. Denn die Frauen sind hier die Rechenmeisterinnen und eigentlichen Buchführerinnen in allen Geschäften. In den Café's und Restaurationen

in allen Magazinen und Fabriken findest Du eine Dame im Bureau, sie macht Dir die Rechnung und empfängt das Geld. Sogar viele Theaterkassen werden von Frauen verwaltet; auch das Geschäft der Billeteinnehmer und Logenschließer wird durchaus von Frauen besorgt, die sich dabei sehr gewandt und entschieden benehmen. Oft haben die Frauen der untern Stände noch ein besonders Geschäft neben dem ihrer Männer, denn Alles trachtet hier nur zu erwerben, auf die bloße Führung des Hausstandes wird gar kein Werth gelegt, weil das häusliche Leben überhaupt wenig geachtet wird. Aus dieser Thätigkeit der Frauen erklärt sich auch die Unmöglichkeit sich um die Kinder zu bekümmern, darum schicken sie diese früh aufs Land, und nachher in Pensionen.

Jetzt bilden sich gar Assecuranz-Gesellschaften contre les frais de l'éducation. Bei der Geburt eines Kindes wird nämlich eine gewisse Summe gezahlt, und das Aussterben der Meisten verschafft den Ueberlebenden Erziehungsgelder bis zu bestimmten Jahren. So wird hier auf Alles speculirt. Freilich ist ein Haushalt hier kostspielig zu führen, das Holz ist sehr theuer, wird nach dem Gewicht verkauft, Wohnung und Kleidung stehen ebenfalls sehr hoch im Preise, besonders aber alle Dienstleute. Das am schlechtesten bezahlte Dienstmädchen erhält jährlich 300 Franken, eine Amme 800 Franken, ein Bedienter mindestens 1000 Franken. Aber welch eine Fülle des Geldes ist auch hier im Umlauf, welch eine allgemeine Opulenz tritt dem Fremden überall entgegen!

Doch diese sollte ich erst in der Industrie-Ausstellung recht anstaunen lernen, wohin mich mein Weg führte, der mich zu dieser Abschweifung verleitet hat. Die Ausstellung findet in einem eigends dazu erbauten riesenhaften Hause Statt. Alles was der Kunstfleiß irgend hervorbringen kann, was dem raffinirtesten Luxus, der äußersten Eleganz zu dienen vermag, Du findest es in diesen weiten Räumen ausgestellt neben dem Nützlichen und bloß Zweckmäßigen für das rohe Bedürfniß des Lebens. Von der reichsten Pracht in Schmuck und Kunstwerken, von edlen Metallen und kostbaren Juwelen, bis zu dem eisernen Kochtopfe und der Pflugschar herab, vom kostbarsten Shawl und den feinsten Stoffen, bis zum groben Linnen — doch wie kann ich es unternehmen wollen Dir eine Beschreibung von diesem Reichthume, dieser Fülle der Gegenstände zu geben, welche den ganzen Umfang der französischen Industrie und den Ueberfluß der Geldmittel, die ihr zu Gebote stehen, erkennen lassen. — Da diese Ausstellung, wie die der Bilder im Louvre, unentgeldlich statt findet, so kannst du Dir wohl vorstellen, wie ich beim ersten Andrange dieses Eröffnungstages von der Menge gestoßen, geschoben, oft fast getragen wurde, und welche Luft ich dabei zu athmen hatte. Indeß habe ich es doch durchgesetzt, und mir einen allgemeinen Eindruck verschafft.

Draußen in den champs élysées wogte schon die Menge der Spaziergänger. Zu beiden Seiten der Haupt-Allee waren große und kleine Buden erbaut, vor welchen die

Leute schon gedrängt bei den verschiedenartigsten Erfrischungen saßen; man läßt hier an öffentlichen Orten viel Geld aufgehen. Die großen Orchester fingen an zu musiciren, die öffentlichen Schauspiele begannen, wobei die Eroberung von St. Juan d'Ulloa, als neueste französische Siegesthat, natürlich das Interessanteste war, mit unendlichem Gewehrfeuer zum großen Jubel des Volkes dargestellt wurde, und immer wieder von vorn anfing, sobald sie kaum geendet hatte. — Es war erstickend heiß, nirgend ein vakanter Fiaker zu finden, ich mußte nach Hause gehen. Die Schaaren der Spaziergänger zogen mir entgegen nach den champs élysées zu. Welch ein furchtbares Gedränge muß bei dem Feuerwerke statt gefunden haben! — Zu Hause mußte ich mich aufs Bett werfen, ich war ganz erschöpft. Es ist Zeit, daß ich Paris verlasse, ich halte dies Leben nicht mehr aus.

Zum Diner war ich bei der Gräfin Merlin, wo ich unter mehreren mir bekannten und unbekannten Herren auch Berryer wieder fand. Die Unterhaltung war lebhaft und interessant, flog aber so sehr von einem Gegenstande zum andern, daß ich sie Dir nicht alle zu nennen wüßte. Ich saß unter mehreren jüngeren Herren, und hatte Gelegenheit meine Beobachtungen über das Wesen der modernen Franzosen zu ergänzen. Alle Munterkeit und Leichtigkeit, die bisher für charakteristisch französisch galt, ist von ihnen gewichen, sie sind zurückhaltend, ernst und schweigsam geworden, sehen blaß, gleichgültig, blasirt und lebens-überdrüßig aus. Was das Leben an sinnlichen

Genüssen bietet, ist in übereiltem Zuge vorzeitig ausgekostet, so vielen verwegnen Wünschen und anmaaßenden Forderungen hat das Leben sich nicht fügen wollen, nun scheint es ihnen eine taube Nuß, und darum sind hier Tausende in jedem Augenblick bereit es hinzugeben, wenn es nur mit einigem Anstande und Eclat geschehen kann. Die jungen Männer rühmen sich sogar der Theilnahmlosigkeit und Faulheit, es ist Ton sich selbst und dem Leben abgestorben zu scheinen. Sie sprechen mit Geist, fertigen aber gern die Dinge mit wenigen Worten ab, und in einer Art, als dürfe gar nichts mehr dagegen aufgebracht werden. Sich Anderen freundlich und gefällig zu erweisen, oder auch nur das Gespräch zu unterhalten, daran scheint ihnen nichts gelegen zu sein; das ist das Geschäft der Frauen und der älteren Herren. Aber auch unter diesen, finde ich, macht die politische Farbe einen sehr merklichen Unterschied. Die, welche der Bewegungspartei angehören, sind ebenfalls sehr ernst, trocken, oft unhöflich, oder nur von ganz dürrer formeller Artigkeit, im Reden leicht absprechend und feindselig. Hat das seinen Grund in der unausgesetzten Kampffertigkeit, in welcher ihre Ueberzeugungen sie erhalten, und geht darüber alle Freundlichkeit und Milde der Sitte in ihnen unter? es wäre zu beklagen. Gewiß ist es, daß dagegen die Anhänger des juste milieu und des Königthumes freundlich, verbindlich, antheilsvoll im Gespräch, und für Anderes noch als politische Gegenstände empfänglich sind. In ihnen allein erhalten sich die Eigenschaften,

welche den Franzosen bisher den Ruf der feinsten geselligen Bildung und Liebenswürdigkeit verschafften.

Um zehn Uhr, als schon mehrere Herren von der Tischgesellschaft sich entfernt hatten, kamen einige andere noch zum Abendbesuche, erzählten vom Glanze der Feuerwerke und der Ungestörtheit der Festlichkeiten überhaupt. Die Gräfin erfüllte noch zum Abschiede ihr Versprechen und sang mir einige spanische Lieder, die in ihrem Munde einen großen Reiz ausgeprägter Nationalität hatten. Endlich schied ich von der interessanten Frau, deren ausgezeichnete Persönlichkeit mir und einem der jüngeren Herrn, der zugleich mit mir das Haus verließ, den Boulevard weit hinunter Stoff zum Gespräche bot. Er sagte mir, daß Paris jetzt ebenfalls arm an Frauen sei, welche durch äußere Stellung und hervorragende Eigenschaften interessante Kreise um sich zu vereinigen wüßten. Nicht leicht aber möchte eine Dame zu finden sein, welche wie sie Schönheit, Talente, Geist und Lebhaftigkeit neben Rang und Reichthum besitzt, und so ganz geeignet ist, der Mittelpunkt eines geselligen Lebens zu sein, in welchem die verschiedenartigsten Capacitäten gleich wohlthätige Anregung und Anerkennung finden. Ganz eine Dame von Welt, zum Theil herrschend in der ersten Gesellschaft, dem Tone des Tages und der Eleganz mit Anmuth huldigend, lebt sie dennoch ihrem Willen und den lebhaften Neigungen einer jugendfrischen, empfänglichen Seele, die allen Lebenserscheinungen mit Lust und Freude sich zuwendet. — Es war fast Mitternacht geworden, ein leiser

Regen fing an zu sprühen, ich trennte mich von meinem Begleiter, und ließ mich zu Ancelot fahren, um dort noch eine Stunde am Theetische zuzubringen. Ein traulich lebhaftes Gespräch war dort wieder im vollem Zuge, und ich feierte eine interessante Abschiedstunde von der Pariser Geselligkeit und der liebenswürdigen Freundlichkeit geistvoller Menschen.

Nun schritt ich in meiner Abschiedsstimmung langsam die Boulevards hinauf. Die Luft war erfrischt nach dem Regen, ruhig zog das zerrissene Gewölk an dem Monde vorüber. Die Straßen waren still und leer, nur in einigen Café's hielten noch verspätete Gäste eine muntere Nachfeier des festlichen Tages. Mein ganzer Aufenthalt in dieser erstaunlichen Stadt ging an mir vorüber mit allen seinen bunten Erlebnissen, und das schlafende Paris lag vor mir, wie ein reich begabtes, aber ausgeartetes Kind, dessen Rumor und Unfug den Tag über uns ungeduldig und verdrießlich macht, vor dessen Schlaf wir aber entwaffnet stehen, und nur theilnehmend bedenken, wie liebenswürdig es doch sein könnte. — Aber wie gern scheide ich doch von diesem überreichen, interessanten Leben, in dem mir nicht eine Viertelstunde der gemüthlichen, behaglichen Stille geworden ist; für den Deutschen nun einmal so nothwendig wie die Luft. In dieser fieberhaften Regsamkeit der Geister, in diesem wild begehrlichen Streben, der Raserei des Weiter- und immer Weiterdringens, ohne das Erlangte des Genusses zu würdigen, in dieser tollen Jagd des Lebens könnte ich mich

nie und nimmer heimisch fühlen, auch wenn ich Dich und alle meine Lieben bei mir hätte. Genug ich fühle mich durch diese Reise höchst befriedigend bereichert, bin froh, daß ich hier war, aber glücklich, daß ich wieder fortkomme.

Es ist vier Uhr, mein Gepäck ist abgeschickt, ich bin allein in dem ausgeräumten Zimmer; eine Stunde habe ich noch bis zur Abreise, wem könnte sie sonst gehören als Dir? — Ich habe Spontini zum letzten Male besucht, der wohl einige Zeit noch hier bleiben wird, dann von Dumas einen langen Abschied genommen. Er ist ein liebenswürdiger Mensch. Wir haben uns literarische Mittheilungen zugesagt, und Manches für mich Wichtige besprochen. Er hat mir von seiner vorjährigen Reise nach Italien erzählt, was mir seitdem viel zu denken giebt. Der Pabst nämlich hat ihn zu sich rufen lassen, als er erfahren, daß er in Rom sei, sich mit Antheil von seiner dramatischen Thätigkeit unterrichtet, und ihn aufgefordert, von der Bühne herab für die Religion zu wirken. Dumas hat ihm geantwortet, daß es schwer sei, das Theater-Publikum für streng religiöse Gegenstände zu interessiren, er habe das an seiner Tragödie Caligula erlebt, und man müsse besonders gegen das Pariser Publikum leise damit verfahren, wenn man nicht Alles aufs Spiel setzen wolle.

Sieh da, wie klug das Kirchenoberhaupt alle Hebel für seine Zwecke zu bewegen sucht, und wie deutlich er in der dramatischen Kunst die Fähigkeit erkennt, für die höchsten Ideen zu wirken! Freilich, was der Pabst von der Bühne begehrt, das wird sie niemals leisten, einer sichtbaren Kirche kann sie nicht dienstbar sein, denn der Zauber ihres Wesens ist an die unbeschränkte Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen geknüpft. Eine Beschränkung würde sie tödtlich schwächen, ihr freies Walten dagegen die Kirche mit Profanation bedrohen.

Von welcher Wichtigkeit aber könnte die dramatische Kunst für das religiöse Leben im größten und weitesten Sinne werden, wenn man ihr die Bahn zu eigenthümlicher, ernster Entwickelung eröffnete! Denn wenn schon eine jede Kunst religiöser Natur ist, so muß es die dramatische ins Besondere sein, weil sie sich ausschließlich mit dem Menschen, und dem Menschen in seiner vollständigen Lebensentwickelung beschäftigt, wobei es ja immer auf die Manifestation seines Verhältnisses zu Gott hinauslaufen muß. Wenn diese wesentlich religiöse Tendenz der dramatischen Kunst erst allgemeiner erkannt wäre, und der Staat einmal ihre gewaltigen Wirkungen leiten wollte, um sie dem erhabenen Ziele der Veredlung der Menschheit zuzuwenden, welche fruchtbringenden Resultate müßten sich daraus ziehen lassen! Wenn der Staat die Bühne vor der Forderung beschützte, ein bloßer Belustigungsort zu sein, wenn er sie auf sich selbst, und den heitern Ernst ihres Wesens stellte, nicht langweilige

Moralpredigten von ihr begehrte, wohl aber, daß ihre Gebilde, im Ernste wie im Scherze, immerdar einen wirklichen geistigen Inhalt haben, daß sie Ideen aussprechen, sich demnach in bleibender Beziehung zum Unvergänglichen, und also zuletzt zur christlichen Wahrheit halte! Wenn nur diesem Zwange — der im Grunde nichts, als Antrieb zur höchsten Freiheit ist — die dramatische Kunst unterworfen wäre, so würde das Theater werden, was es seiner innersten Bedeutung nach sein soll, eine Schule der Erkenntniß unserer selbst, die Vorhalle der Kirche.

Allerdings kann dies nur das Resultat eines Entwickelungsprozesses sein, dessen Dauer von der Förderung der Verhältnisse abhängt; aber strebt doch alles, worin der Geist lebendig ist, sich dem Ideale zu nähern, aus dem es geboren ist, und hat doch die Bühne schon im Alterthume eine Wirksamkeit geübt, der ähnlich, die ich meine. Darum steht meine Ueberzeugung fest, daß jener Zustand den ich bezeichnete, das Ziel der dramatischen Kunst ist, dem sie, wie auch ihre Durchgangsperioden beschaffen sein mögen, allmählig zureift.

Wie könnte man auch leben und wirken ohne solchen Glauben? ohne die Aussicht auf eine Zeit, in welcher die Begeisterung für diese Ueberzeugungen nicht mehr als Thorheit belächelt wird? ohne die Hoffnung, daß jede getreue Thätigkeit, wäre sie noch so gering, doch ein Steinchen zutrage zu jenem Propyläenbaue, der, wenn er sich auch spät erst über unseren Gräbern erhebt, doch

ein Zeugniß geben wird, daß auch unser schwaches, beschränktes Wirken schon auf die große ewige Bestimmung der ganzen irdischen Existenz gerichtet war.

Da schlägt die Scheidestunde. Glückseliger Klang! Die Sehnsucht treibt das Blut aus allen meinen Adern nach dem Herzen. Leb' wohl! es hält mich nun nicht mehr. Von der Höhe des Straßburger Münsters werd' ich mein liebes Deutschland zum Erstenmale wieder grüßen, dann durch das herzige Schwaben, das gesegnete Franken, über das rauhe Thüringer Gebirge in unser großes Flachland niedersteigen, und freudevoll in Eure Arme eilen. Ade! ade! Auf Wiedersehn!

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Devrient, Eduard,

Briefe aus Paris

Berlin 1840

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Art.1036
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11081588-8